Das Bild Nordostafrikas in den Werken deutschsprachiger Reisender der vorimperialistischen Epoche (1821 - 1871)

Studien zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
in der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät
der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von
Rainer Schmidt-Vogt
aus Obergünzburg

1983

Das Bild Nordostafrikas in den Werken deutschsprachiger Reisender der vorimperialistischen Epoche (1821 - 1871)

Studien zur deutschen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts

Dissertation
zur Erlangung des akademischen Grades
Doktor der Philosophie
in der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät
der Eberhard-Karls-Universität zu Tübingen

vorgelegt von
Rainer Schmidt-Vogt
aus Obergünzburg

1983

Gedruckt mit Genehmigung der Geschichtswissenschaftlichen
Fakultät der Universität Tübingen

Hauptberichterstatter:	Prof. Dr. Naujoks
Mitberichterstatter :	Prof. Dr. Mann
Dekan :	Prof. Dr. Schulz
Tag der mündlichen Prüfung:	29. 6. 1983

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Dissertationsdruck Johannes Krause
7800 Freiburg, Werthmannplatz 2 (Universitätsbibliothek)

Renate

uxori carissimae

Mein Dank gilt:

Herrn Prof. Dr. E. Naujoks
für vielfältigsten Rat und
nie erlahmendes Interesse

Frau Hofrätin Dr. A. Benna
für die Erschließung der Archivbestände
im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

Herrn Prof. Dr. H. Schmidt-Vogt
für mannigfachen Beistand bei
der Bücherbestellung

VORWORT

1. Anstöße

Der Keim vorliegender Arbeit ist in den letzten Studiensemestern gelegt worden. Ich beschäftigte mich damals mit den zeithistorischen Werken des Grafen Anton von Prokesch-Osten, dessen Beobachtungen und Bemerkungen zur Orientpolitik Metternichs ich im Rahmen der ersten Staatsarbeit untersuchte. Dabei stieß ich auf den mir bis dahin unbekannten Bergrat Russegger, der, Österreicher wie Prokesch-Osten selbst, im Auftrage der ägyptischen Regierung in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts die nordostafrikanischen Länder durchreist hatte, um etwaige Goldvorkommen zu prospektieren. In der Folgezeit unternommene diesbezügliche bibliographische Erkundungen erbrachten zwei Erkenntnisse:

a) Nordostafrika, genauer gesagt Ägypten, der Ostsudan und Äthiopien, war im 19. Jahrhundert bevorzugtes Gefilde deutschsprachiger Reisender. Über einen Zeitraum von annähernd vierzig Jahren durchforschten sie das Stromsystem des Nils. Fast durchweg präsentierten diese Reisenden der deutschsprachigen Öffentlichkeit die Essenz ihrer Beobachtungen und Erkenntnisse in Buchform: eine außerordentliche Materialfülle liegt deshalb über Nordostafrika vor.

b) Die historische Forschung der Gegenwart wie auch der Vergangenheit hat um die bedeutendsten dieser Reisenden, wie etwa Heuglin, Russegger, Munzinger, Schweinfurth, Nachtigal, einen Bogen gemacht. Obwohl diese Persönlichkeiten Afrika dem deutschen Blick geöffnet haben, existiert keine monographische Abhandlung, die uns diese Pioniere in ihrer geistigen Gestalt sichtbar gemacht hätte, ihr persönliches Bild von Afrika ist noch nicht untersucht worden. Auch sind die Reisenden österreichischer und schweizerischer Herkunft nur ungenügend in die Traditionsfolge deutscher Afrikaforschung eingebaut.

Der behandelte Zeitraum (Mitte des 19. Jahrhunderts) darf als vorimperialistisch bezeichnet werden. Ein Zeitraum, innerhalb dessen die deutschsprachige Afrikaforschung noch um keinen nationalen Zellkern gelagert war, mithin auch noch keine entschieden koloni-

satorischen Zwecke verfolgte. Dies beließ dem persönlichen Impuls freieren Stoßraum, auch war das Auge des Beobachters dem Universellen durchaus aufgeschlossener.

Diese Überlegungen ermutigten zu dem Plan, die erreichbaren Reisewerke unter folgender Hauptfragestellung zu untersuchen:
Wie hat sich der nordostafrikanische Erdstrich in Auge und Geist deutschsprachiger Reisender abgespiegelt?

Der Zeitraum ist mit Bedacht gewählt worden. Er beginnt mit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts; damals verhießen die engen diplomatischen Kontakte Österreichs zum osmanisch-ägyptischen Raum gerade Deutschen günstige Reisemöglichkeiten. Die Untersuchung schließt mit dem Beginn des siebziger Jahrzehnts, wo mit der deutschen Reichseinigung die Epoche der freien Reiseforschung endet und die Dekaden der kolonisatorisch zweckgerichteten Expeditionen beginnen. Auch neigt sich die Zeit des noch vom Europäer unbeeinflußten Nordostafrikas ihrem Ende zu.

Aus der Masse der Reisenden mußte eine Auswahl getroffen werden. In die vorliegende Untersuchung wurden Autoren eingebracht, die folgenden Kriterien genügten:

a) bedeutsamer Stellenwert innerhalb der Entdeckungsgeschichte Afrikas
b) erkennbares geistiges Profil und Fähigkeit zu abstrahierender Urteilsbildung
c) repräsentative Funktion

Analoge Studien und Forschungen liegen mehrfach vor:

ANDREAS KAPPELER : Die Anfänge eines russischen Chinabildes im 17. Jahrhundert (Saeculum 31/1, 1980)

MICHAEL RENTSCHLER : Griechische Kultur und Byzanz im Urteil westlicher Autoren des 11. Jahrhunderts (Saeculum 31/2, 1980)

2. Fragestellungen und Gliederung

Die Dissertation gliedert sich in drei Teile.
Teil I enthält einen ereignisgeschichtlichen Überblick über die Erforschung Nordostafrikas. Die Entdeckungsgeschichte Afrikas insgesamt ist umrißhaft abgehandelt. Präzise und detailtreu sind die Ereignisse innerhalb des schon genannten Zeitrahmens gehalten; die vielfältigen persönlichen Verflechtungen, organisatorischen Zirkel und Gruppen, individuellen Antriebe und offiziellen Zielsetzungen sind zu einem Mosaik deutscher Forschungsgeschichte zusammengefügt.
Durchweg wurde aus Quellen geschöpft; bezüglich der organisatorischen Rolle Österreichs wurde in die Aktenbestände des Wiener Haus- und Hofarchivs eingesehen; das Cotta-Archiv in Marbach/Neckar enthielt in den gesammelten Jahrgängen der "Allgemeinen Zeitung" mancherlei Aufschlüsse über den Publizitätsgrad der deutschen Nordostafrikaforschung.
Teil II enthält den thematischen und inhaltlichen Kern der Dissertation. Folgende Kernfragestellungen bedingen die Gliederung:

a) Welche Möglichkeiten sah der Reisende für den Europäer in Nordostafrika?
b) Wie beurteilte er das Problem Sklavenhandel?
c) Wie beurteilte er Mensch, Staat, gesellschaftliche und politische Ordnung in Nordostafrika?
d) Wie stellte sich dem Reisenden die Natur dar?

Fragestellung c) fächert sich auf in "Osmane", "Araber", "autochthones Afrikanertum". Die staatliche und politische Problematik Nordostafrikas erscheint besonders plastisch in der Neuordnung Ägyptens und des Sudan durch Mohammed-Ali, den Begründer des Vizekönigreichs Ägypten.
Fragestellung d) erscheint im Rahmen einer historischen Untersuchung vielleicht etwas ungewöhnlich; aber der zum Teil sehr tiefe Eindruck der Natur auf die Reisenden erscheint als bedeutsam, weil sich hier eine menschliche Triebkraft äußert, die da-

mals wie auch heute das Interesse des Europäers an Afrika wachhält. Auch rein quantitativ hat die Fragestellung d) gegenüber der Fragestellung a) reichere Ergebnisse gezeitigt.

Teil III faßt die Untersuchungsergebnisse begrifflich zusammen.

3. Forschungsstand

Forschungsarbeiten, die sich speziell mit dem von mir umrissenen Thema beschäftigen, konnten nicht ermittelt werden.
Analoge Fragestellungen behandelt allenfalls die Studie:
"Die deutsche Begegnung mit Afrika im Spiegel des deutschen Nachkriegsschrifttums", verfaßt von DR. HERBERT TODT, 1939.
Diese Arbeit untersucht das deutsche Kolonialschrifttum der Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Die reichliche Verwendung nationalsozialistischer Termini mindert ihren wissenschaftlichen Aussagewert erheblich und rückt sie in die Nähe neokolonialistischer Publizistik.
Im Jahre 1976 veröffentlichte der Schweizer URS BITTERLI ein umfängliches Werk mit dem Titel:
"Die Wilden und die 'Zivilisierten'"; Untertitel:
"Die europäisch-überseeische Begegnung".
Diese umfassende Studie beschränkt sich im wesentlichen auf das 17. und 18. Jahrhundert und berücksichtigt vornehmlich das dem Atlantik zugekehrte Afrika. Bitterlis erschöpfende Bibliographie enthält zwei Titel, die sich auf das vorliegende Thema beziehen:
"Das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur 1870 - 1918", verfaßt von dem Belgier MARTIN STEINS, veröffentlicht im Jahr 1972. Diese Arbeit begrenzt sich in zwiefacher Hinsicht. Einmal vernachlässigt sie den englischen und deutschen Sprachraum, zum zweiten beschränkt sie sich im Kern auf fiktive Literatur.

Die auf Tatsachen beruhende Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts wertet Steins als noch nicht untersucht, "weder auf das literarische Neger-Image, noch auf diesbezügliche Stereotypen".[1]
Bei den genannten Autoren finden sich keinerlei Hinweise auf deutsche Afrikareisende des in der Dissertation untersuchten Zeitraumes.
Wäre noch zu nennen das Werk: "The Image of Africa" von dem Briten PH. D. CURTIN. Er beschränkt sich ganz auf englische Literatur, befaßt sich ausschließlich mit dem Zeitraum zwischen 1780 - 1850 und grenzt sein Thema "Africa" ein auf dessen westliche Teile Nigeria, Sierra Leone, Goldküste etc.

4. Reisen und Erkundungszüge in Nordostafrika bis 1825

a) Ägypten, Nubien

Zwei Wege eröffneten den Zugang zu Nordostafrika: das Niltal und die Karawanenstraße vom Fezzan nach dem Tschadsee.
1792 gelang es dem Engländer William George Brown vom ägyptischen Assiut nach Darfur vorzustoßen; Brown verdanken wir erste Nachrichten über den Kordofan.
Die ägyptische Expedition Napoleon Bonapartes in den Jahren 1798 bis 1800 erbrachte mathematische Ortsbestimmungen, trigonometrische Kartenaufnahmen, geologische Formationsstudien und eine Auflistung der wichtigsten Naturerzeugnisse. Die französischen Einheiten drangen bis Philae vor.
In den Jahren 1807 bis 1810 erkundete der Deutsche Ulrich Jasper Seetzen Unterägypten und das Fayum. Seine Interessen richteten sich gleichwohl mehr auf den vorderasiatisch-arabischen Raum, wo er auch 1811 ermordet aufgefunden wurde.

---

1 M. Steins. Das Bild des Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur 1870 - 1918, S. 22f.

Bedeutsamer einzuschätzen sind die Erkundungszüge des Schweizers Johann Ludwig Burckhardt. Unter dem arabischen Pseudonym "Scheich Ibrahim" drang er von Assuan in Oberägypten bis nach Nubien vor. Im Auftrage der britischen "African Association" erkundete Burckhardt um 1813 die nubischen Plätze Schendi, Berber und Dongola. Auch hatte ihn Mohammed-Ali mit Empfehlungsschreiben versehen und zeigte reges Interesse an den Reiseberichten.
Die folgenden Feldzüge Mohammed-Alis ermöglichten den Deutschen Hemprich und Ehrenberg 1825 einen Vorstoß nilaufwärts bis Ambukol.

b) Äthiopien

Das schon den Portugiesen als "terra abeixe" bekannte Abessinien lockte vor allem theologisch motivierte Reisende. So verfaßte der dem Pietismus nahestehende Ludolf im Jahre 1681 eine "Historia Aethiopiaca". Vorher schon, im Jahre 1628, hatte Pater Heyking Teile von Äthiopien bereist.
1701/02 gelang es Thædor Krump, über das Königreich Sennaar nach Abessinien vorzustoßen.
Spektakulärer war die im Jahre 1770 von dem Schotten James Bruce unternommene Expedition an den äthiopischen Tana-See. Dort entdeckte er, das Tal des kleinen Abbai hinaufmarschierend, einen Quellsumpf, den Bruce fälschlich als "Nilquelle" reklamierte.

5. Nordostafrika und die koloniale Aufteilung des Kontinents

Die vielfältigen Bemühungen deutschsprachiger Reisender um Nordostafrika verdichteten sich nicht zum Kern einer kolonisatorischen Gründung.
Die verschwenderische und planlose Wirtschaftsgebarung des Vizekönigreichs Ägypten machte dieses so reiche Land von den Krediten des Auslands abhängig; der Gewinner war vor allem England, das im Jahre 1875 einen Großteil der Suezaktien aufkaufte und 1876, gemeinsam mit Frankreich, eine Staatsschuldenverwaltung einrichtete, die sich zur eigentlichen Überregierung des Landes aufschwang. England erzwang im Jahre 1877 eine Einschränkung des Sklavenhandels im Ostsudan.
Die tiefgreifenden Veränderungen in Ägypten entfremdeten es mit seinem ostsudanischen Annex, der sich 1881 im sogenannten Mahdi-Aufstand von Ägypten löste. Die von Mohammed-Ali geschaffene politische Einheit des Niltales war das erste Mal wieder aufgebrochen.
Dieser Zustand währte bis ins Jahr 1898; in diesem Jahre eroberte England, formalrechtlich gemeinsam mit Ägypten, den Sudan zum zweiten Male. England stülpte über dieses Land das Verwaltungskonstrukt eines "anglo-ägyptischen Kondominiums", das 1951 von Ägypten einseitig aufgekündigt wurde.
Das Schicksal Ägyptens war mit dem des Sudan insoweit verknüpft, als zeitgleich mit der Revolte des Mahdi der ägyptische Nationalismus im Kriegsminister Arabi-Pascha Gestalt fand. England, um die Sicherheit seiner Kapitalanlagen fürchtend, besetzte ganz Ägypten und unterstellte es im Jahre 1882 einem faktischen Protektorat, das im Jahre 1914 zu einem formellen erklärt wurde.

Die Herrschaft Englands über das Niltal war demnach eine vollkommene. Irritationen gab es gleichwohl; so der Vorstoß des Franzosen Marchand nach Fashoda zwecks der Gründung einer französischen Linie Dakar-Djibouti.

1899 distanzierte sich Frankreich von diesem Einbruch in britisches Reservatrecht.[1]
Folgenlos blieb auch das merkwürdige Konstrukt der Ladó-Enklave innerhalb des anglo-ägyptischen Sudan. Sie entsprang dem ehrgeizigen Drang des belgischen Königs Leopold II., seinem Kongostaat den Weg zum Nilsystem zu öffnen.
Die staatsrechtlich unklare Stellung des Sudan während der Mahdistenherrschaft nützte König Leopold zu einem Vorstoß nach dem Nilposten Redjaf. In zweiseitigen Verhandlungen mit London, dem Schutzherrn Ägyptens und mithin oberster Verfügungsinstanz über den einst ägyptischen Sudan, wie auch mit Paris, sicherte sich Leopold II. eine Kette von Nilposten: Ladó, Redjaf, Nimule und Wadelai; das anschließende linksseitige Nilufer durfte er als Pachtgebiet seinem Kongostaate anschließen.

Nach dem Tod Leopolds II., im Jahre 1909, wurde diese sogenannte "Ladó-Enklave" wieder dem britischen Machtbereich eingefügt. Ladó und Redjaf fielen an den anglo-ägyptischen Sudan, Wadelai wurde dem britischen Uganda angeschlossen.

Bewegt verliefen die Geschicke des Gebirgsstaates Äthiopien. Nach dem Sturz und Selbstmord des Kaisers Theodoros II. versank Abessinien für vier Jahre in die altgewohnte Anarchie der sich bekämpfenden Teilstaaten. 1872 schwang sich ein einstiger Unterkönig von Tigré zum neuen Gesamtkaiser Johannes IV. auf. Ihm gelang die Abwehr eines in den Jahren 1875 - 1877 unternommenen Angriffs der Ägypter, wie er auch einen ersten italienischen Zugriff im Jahre 1887 abwies. Glücklos allerdings verliefen seine Versuche, das Staatsgebiet Abessiniens bis an den Nil auszudehnen; ähnlich Leopold II. hatte Johannes IV. geplant, die mahdistischen Wirren für Landerwerb im Sudan zu nutzen.

---

1 Nachdem es wegen der Hissung der französischen Flagge in Fashoda zu einem ernsten Konflikt zwischen London und Paris gekommen war

Drückend empfand Abessinien die Abschnürung vom Roten Meer; wohl wechselte das seit dem 16. Jahrhundert von den Türken besetzte Massaua samt eritreischem Küstenland 1885 den Besitzer, doch war nicht Äthiopien der Erbe, sondern Italien.
Dennoch schloß 1889 der Kaiser Menelik II. zu Ucciali einen Vertrag mit Italien, das sich darin anheischig machte, den nordostafrikanischen Bergstaat mit modernen Waffen zu versorgen. Italien glaubte nun, diesen Vertrag dahingehend auslegen zu dürfen, daß in der Verpflichtung zur Waffenlieferung an Äthiopien das Recht miteingeschlossen sei, ein Protektorat über Abessinien zu errichten. Menelik II. verweigerte sich diesem Ansinnen und wies 1896 einen gewaltsamen Einbruchsversuch Italiens in der denkwürdigen Schlacht von Adua siegreich ab.

INHALTSVERZEICHNIS

		Seite
1	EREIGNISGESCHICHTLICHER ÜBERBLICK: DIE ERFORSCHUNG NORDOSTAFRIKAS DURCH DEUTSCHSPRACHIGE REISENDE VOM ERSTEN DRITTEL DES 19. JAHRHUNDERTS BIS 1871	1
1.1	Afrika als geographisches Problem von der Antike bis zur Neuzeit	1
1.1.1	Der Umriß Afrikas nach der Kosmographie des Erastothenes	1
1.1.2	Geographische Hemmnisse und Schranken um den afrikanischen Kontinent	2
1.1.3	Die Gestalt Afrikas nach der Kosmographie des Claudius Ptolemäus	4
1.1.4	Afrika auf der Weltkarte des Edrisi	5
1.1.5	Die Küstenlinie Afrikas nach der Karte des Henricus Martellus Germanus	8
1.1.6	Beginnende handelspolitische Erschließung Afrikas durch die europäischen Staaten; gleichzeitiger Verfall des geographischen Vermächtnisses der Antike und der Araber	10
1.1.7	Die Öffnung des Inneren: Mungo Park und MOhammed-Ali von Ägypten	12
1.2	Österreich und Nordostafrika	13
1.2.1	Mohammed-Ali und der Aufbau seiner Macht im Niltal	13
1.2.2	Der Aufstand der Griechen 1821 und die österreichische Reaktion	17
1.2.3	Anton von Prokesch-Osten	18

		Seite
1.2.4	Josef Russegger und seine Expedition nach dem Sudan	19
1.2.5	Missionsstation und Konsulat im Sudan	23
1.2.5.1	Wirren um die Besetzung des Konsulpostens: von Baron von Müller zu Constantin Reitz	24
1.2.5.2	Die offiziellen Anweisungen des österreichischen Handelsministers von Bruck an den Konsulatsgeranten	26
1.2.6	Constantin Reitz und seine Aktivitäten	28
1.2.6.1	Kampf um die freie Schiffahrt auf dem Oberen Nil	28
1.2.6.2	Beschickung der kaiserlichen Menagerie mit wilden Tieren	29
1.2.6.3	Handelspolitische Erkundung Äthiopiens	29
1.2.6.3.1	Von Abu-Haras bis Kamara	31
1.2.6.3.2	Zug nach Gondar und Tod Constantin Reitz'	32
1.2.7	Die Ära Heuglin von 1852 bis 1858	35
1.3	Deutsche Einzelreisende	36
1.3.1	Eduard Rüppell	36
1.3.1.1	Reisezurüstungen	37
1.3.2	Hermann von Pückler-Muskau	39
1.3.2.1	In Mohammed-Alis Reich	39
1.4	Preußen und Nordostafrika	41
1.4.1	Der Impuls Ägypten	41
1.4.2	Richard Lepsius und nach dem Sudan	41
1.4.3	Heinrich Brugsch	44

Seite

1.5 Ein Brennpunkt der Geographie: Gotha und die "Deutsche Expedition von 1861" 47

1.5.1 Petermann und seine "Geographischen Mitteilungen" 47

1.5.2 Der zu Wadai verschollene Dr. Vogel 48

1.5.3 Der Plan zur "Deutschen Expedition zur Wiederauffindung Dr. Vogels" 49

1.5.4 Werner Munzinger und Theodor von Heuglin - die Leiter der Expedition 49

1.5.5 Auftakt der Reise, einiges zur Ausrüstung 50

1.5.6 Von Massaua ins äthiopische Hochland; Teilung der "Deutschen Expedition" 55

1.5.7 Munzingers Marsch nach Kassala; kein Weg nach Wadai! 56

1.5.8 Heuglin auf alten Pfaden in Äthiopien 58

1.5.8.1 Im Feldheer des Negus 60

1.5.9 Ohne Geld in Chartum 61

1.5.10 Bekanntschaft mit Alexine Tinné; Anschluß der mittellosen Deutschen an ihre Expedition nach dem Bachr-el-Ghazzal 62

1.5.11 Von Chartum bis Meshra-er-Req 63

1.5.12 Heuglin allein nach Wau; Vertrag mit dem Sklavenhändler Biselli 65

1.5.13 Katastrophe der Expedition Tinné-Heuglin; Rückkehr Heuglins nach Suakin am Roten Meer; Ankunft in Europa 1865 66

		Seite
1.6	Der Bahnbrecher: Gustav Nachtigal	69
1.6.1	Kurzer Lebensabriß Nachtigals	69
1.6.2	Die Gesandtschaftsreise ins Reich Bornu	70
1.6.2.1	Die Vorbereitungen	71
1.6.2.2	Inspektion der Geschenke an den Scheich von Bornu	73
1.6.2.3	Marsch nach Murzuq; Aufenthalt Nachtigals dortselbst	73
1.6.2.4	Abstecher nach Tibesti: Plan und Zurüstungen	76
1.6.2.5	Von Quatrun nach Tao	77
1.6.2.6	Von Tao nach Bardai	78
1.6.2.7	Gefangen in Bardai	80
1.6.2.8	Nachtigal in entschiedener Lebensgefahr - Plan einer Flucht aus Bardai	81
1.6.2.9	Flucht nach Murzuq	82
1.6.2.10	Nachtigal schließt sich einem osmanischen Gesandtschaftszug nach Bornu an	85
1.6.2.11	Von Murzuq über Agadem nach Kuka	86
1.6.2.12	Audienz beim Scheich von Bornu - angenehme Zeit in Kuka	87
1.6.2.13	Geldmangel und trotzdem Reisepläne	88
1.6.2.14	Mit den Aulad-Soliman nach Kanem und Borku	89
1.6.2.15	Zäher Kampf ums Geld	92
1.6.2.16	Ins Reich Baghirmi	93
1.6.2.16.1	Vorbereitungen - Marsch nach Logon	94
1.6.2.16.2	Bei König Mohammedu von Baghirmi	95
1.6.2.16.3	Kräftezehrender Rückmarsch nach Kuka	96
1.6.2.17	Der Weg nach Wadai steht offen	97
1.6.2.17.1	Von Kuka nach Abesche	98
1.6.2.17.2	Audienz bei König Ali von Wadai	99
1.6.2.17.3	Schwieriger Aufenthalt in Abesche	100
1.6.2.17.4	Abstecher nach Dar-Runga	101

		Seite
1.6.2.18	Nachtigal löst das Rätsel um den Tod Dr. Vogels und erfüllt damit den Zweck der 1861 gescheiterten "Deutschen Expedition"	102
1.6.2.18.1	Nähere Umstände der Ermordung Dr. Vogels: Furcht vor osmanischen Spionen	103
1.6.2.19	Aufbruch nach Darfur	104
1.6.2.20	Ankunft in El-Fasher	105
1.6.2.21	Von El-Fasher nach dem ägyptischen Sudan; Heimkehr	105
1.7	Schweinfurth überschreitet die Grenzen des Nilsystems: vom Bachr-el-Ghazzal zum Uéllé	108
1.7.1	Werdegang Schweinfurths	108
1.7.2	Das große Projekt: Aufnahme der Pflanzengeographie an den westlichen Zuflüssen des Nils	109
1.7.3	Diplomatische Vorarbeiten	109
1.7.4	Von Erkowit nach Chartum - Vertrag mit den Elfenbeinhändlern - abschließende Rüstungen	111
1.7.5	Von Chartum nach Meshra-er-Req	114
1.7.6	Mit der Karawane des Abu-Ssammat zur Seribah des Ghattas	115
1.7.7	Tagesarbeit in der Seribah	117
1.7.8	Die Expedition nach den Niam-Niam-Ländern	118
1.7.8.1	Bei König Munsa	119
1.7.8.2	Rückkehr nach der Seribah - Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit	120
1.7.9	Brand der Seribah - Vernichtung der wissenschaftlichen Ernte - neue Sammelzüge	122

Seite

1.7.10 Bei Ziber Rachmana 123
1.7.11 Rückmarsch nach Suakin am Roten Meer 123
1.7.12 Epilog auf ein Forscherleben 124

2 DARSTELLENDER TEIL: 125
DAS BILD NORDOSTAFRIKAS

2.1 Nordostafrika als Einflußfeld des Europäers; Möglichkeiten und Probleme 125

2.1.1 Josef Russegger 125
2.1.1.1 Drohende Austrocknung Nordostafrikas 125
2.1.1.2 Der Europäer als Zivilisationsträger 126
2.1.1.3 Einebnung der Stammespartikularismen und handelspolitische Öffnung Äthiopiens 127
2.1.1.4 Einzelprojekte: Elfenbeinhandel, Dammbau 128
2.1.2 Constantin von Reitz 129
2.1.2.1 Handelspolitische Überlegungen zu Äthiopien 129
2.1.3 Werner Munzinger 132
2.1.3.1 Schwächen des Europäers in Nordostafrika 132
2.1.3.2 Stärken des Europäers, seine Kulturmission 133
2.1.3.3 Handelshemmnisse in Äthiopien 134
2.1.3.4 Schlußprognose für Äthiopien 135
2.1.4 Georg Schweinfurth 136
2.1.4.1 Die Rolle des Elfenbeinhandels; Hilfe für den bedrohten Elefanten 136
2.1.4.2 Hemmnisse für die Landeskultur in Nordostafrika 138

		Seite
2.2	Der Sklavenhandel und seine Bedeutung für Nordostafrika	140
2.2.1	Josef Russegger	142
2.2.1.1	Stellenwert des Sklavenhandels	142
2.2.1.2	Kulturgeschichtliche und kulturpsychologische Genese der Sklaverei	142
2.2.1.3	Ursachen der spezifisch afrikanischen Sklaverei; Überlegungen zu deren Beseitigung	145
2.2.2	Hermann von Pückler-Muskau	147
2.2.2.1	Die Sklaverei als epochenspezifisches Phänomen	147
2.2.3	Werner Munzinger	147
2.2.3.1	Vergleich des europäischen Sklavenhandels mit dem orientalischen Sklavenwesen	147
2.2.4	Georg Schweinfurth	148
2.2.4.1	Unwirksamkeit religiöser Normen gegenüber dem Sklavenunwesen; Sklaverei als Krebsschaden des Orients; die Hauptabnehmer der Menschenware	148
2.2.4.2	Abwehrmaßnahmen gegenüber der Sklaverei; nur bedingte Tauglichkeit Ägyptens dafür; der afrikanische Mensch muß der Weltarbeit eingegliedert werden	149
2.3	Araber und Islam in Nordostafrika	154
2.3.1	Anton von Prokesch-Osten	157
2.3.1.1	Die ästhetische Qualität der arabischen Kultur	157
2.3.2	Eduard Rüppell	159
2.3.2.1	Eigentümlichkeiten der islamischen Kultur in Dongola	159
2.3.2.2	Charakterzüge des Arabers	161
2.3.2.3	Rüppells Schlußfolgerung: Konventionalismus und Individualismus	162

Seite

2.3.3	Josef Russegger	163
2.3.3.1	Negative Gegenpole des Arabertums: öffentliche Prüderie und Homosexualität	163
2.3.3.2	Kompakte Religiosität des Arabers, mangelnder Sinn für weltliche Wissenschaften	164
2.3.3.3	Dennoch ein Kulturferment in Nordostafrika	165
2.3.4	Hermann von Pückler-Muskau	166
2.3.4.1	Allgemeine Charaktereigenschaften und äußere Gestalt des Arabers	166
2.3.4.2	Negative und positive Aspekte der islamischen Religiosität; naturrhytmische Periodik der arabisch-islamischen Geschichte	167
2.3.5	Richard Lepsius	168
2.3.5.1	Körperlicher Reiz des arabischen Typus; zwiespältige Charakteranalyse	168
2.3.6	Heinrich Brugsch	171
2.3.6.1	Besonderheiten des ägyptischen Arabertums, bzw. arabisch geprägten Ägyptertums: mangelnder Staatssinn und Verlust der autochthonen Geschichte	171
2.3.7	Theodor von Heuglin	173
2.3.7.1	Wissenschaftliche Inkompetenz des Arabertums; Geist- und Verstandesferne des arabischen Selbstverständnisses	173
2.3.8	Georg Schweinfurth	174
2.3.8.1	Äußeres und inneres Bild des Arabers: körperliche Eleganz, zwiespältige Charakterzüge	174
2.3.8.2	Gesellschafts- und gemütsprägende Kräfte des Islam	176
2.3.8.3	Einiges von der "Halbcultur" des Islam	177
2.3.8.4	Unüberbrückbarkeit von Europäismus und Islamismus: der Islam - ein Naturphänomen diesseits von Zeitlichkeit und Historizität	178

		Seite
2.3.9	Gustav Nachtigal	180
2.3.9.1	Araber und Islam als afrikanische Grundmächte; die Senussija	180
2.3.9.2	Schwäche des Islam: mangelnde Volksbildung Stärke des Islam: scharfe Ausprägung des Einzelcharakters; Sinn für Historizität und staatliche Einheit	183
2.3.9.3	Gebrechen der islamischen Religiosität: Formalismus, Antagonismus und Scholastizismus	186
2.4	Der Osmane in Nordostafrika	187
2.4.1	Anton von Prokesch-Osten	188
2.4.1.1	Weltmännische Haltung des Türken; welthistorische Bedeutung des Osmanentums in Afrika	188
2.4.2	Eduard Rüppell	190
2.4.2.1	Verwüstende Wirkung des Türkentums in Nordostafrika	190
2.4.3	Josef Russegger	191
2.4.3.1	Labile Gemütslage des Türken	191
2.4.3.2	Grundgebrechen osmanischen Beamtentums: mangelndes staatsbürgerliches Ethos	193
2.4.4	Heinrich von Pückler-Muskau	196
2.4.4.1	Rangbewußtsein des Türken	196
2.4.5	Richard Lepsius	197
2.4.5.1	Entschiedene Ausgeprägtheit des türkischen Charakters; geringe Aufgeschlossenheit	197
2.4.6	Werner Munzinger	199
2.4.6.1	Nationalbewußtsein des Türken	199
2.4.7	Theodor von Heuglin	199
2.4.7.1	Wirtschaftliche Zerstörung des Sudan durch türkisches Mißregiment	199

		Seite
2.4.8	Georg Schweinfurth	200
2.4.8.1	Die Verwüstung des Sudan durch den Türken	200
2.4.9	Gustav Nachtigal	201
2.4.9.1	Geringe Tauglichkeit des türkischen Beamten	201
2.5	Mohammed-Ali - Wiedererwecker des Niltales und Beispiel nordostafrikanischer Staatsgestaltung	203
2.5.1	Anton von Prokesch-Osten	204
2.5.1.1	Mohammed-Ali, seine Bedeutung, sein Wesen	204
2.5.1.2	Das moderne Ägypten: Verwaltungsstruktur, wirtschaftspolitische Ziele und Prinzipien	205
2.5.1.3	Die Rolle der Baumwolle in Ägypten	209
2.5.1.4	Probleme und Mißstände	209
2.5.1.5	Handelsgeographische Vorzüge Ägyptens	210
2.5.1.6	Das ägyptische Fabrikwesen: Probleme und Aussichten	211
2.5.1.7	Das ägyptische Heereswesen; seine gesellschaftspolitische und erzieherische Rolle	213
2.5.2	Eduard Rüppell	215
2.5.2.1	Steuermißbräuche im ägyptischen Sudan	215
2.5.2.2	Ruin des freien Handels	216
2.5.2.3	Ausbeutung der örtlichen Arbeitskraft durch das Fabrikwesen	217
2.5.3	Josef Russegger	218
2.5.3.1	Übergroße Auslandsabhängigkeit der Industrie; konditionelle Untauglichkeit Ägyptens zur Industrialisierung	218
2.5.3.2	Ruinöse Folgen der übergroßen Heeresausgaben: Steuerdruck, Abschnürung des Wirtschaftskreislaufs, Verfall des Agrarwesens	220

Seite

2.5.3.3 Positive Impulse der Regierung Mohammed-Alis: Öffnung des Sudan, Erweckung des Orients 223
2.5.4 Heinrich von Pückler-Muskau 225
2.5.4.1 Leistungen Mohammed-Alis; durchgängige Inkompetenz seiner europäischen Kritiker 225
2.5.4.2 Die historische Bedeutung des Fabrikwesens; Vergleiche mit der Wirksamkeit des europäischen Absolutismus 227
2.5.4.3 Geringfügigkeit der Mißstände in Nubien 227
2.5.4.4 Mohammed-Ali - eine Mauer gegen ein übermächtiges Rußland; Aberwitzigkeit der österreichischen "Legitimitätspolitik" 228
2.5.4.5 Mohammed-Alis Größe neben europäischer, respektive deutscher Armseligkeit 229
2.5.4.6 Wesen und Charakter Mohammed-Alis 230
2.6 Das autochthone Afrikanertum 231
2.6.1 Eduard Rüppell 234
2.6.1.1 Nubien - Übergangsland zwischen Arabern und Schwarzafrikanertum 234
2.6.1.2 Negative und positive Charakterzüge der nubischen Übergangsbevölkerung 234
2.6.1.3 Hypothesen zur Entstehung der nubischen Mischbevölkerung; Zweifel an einer eigenwüchsigen Negerzivilisation 235
2.6.1.4 Die Nuba - Vernunftmoral und periodischer Zusammenbruch der sozialen Bindungen 236
2.6.2 Josef Russegger 237
2.6.2.1 Mannigfaltigkeit des Negertypus; vitale Körperlichkeit des Schwarzafrikanertums; mangelnde Ausprägung der Physiognomie 237

Seite

2.6.2.2 Inhaltliche Auffächerung des Begriffes "Wildheit": Ungeschichtlichkeit, staatliche Zersplitterung 237

2.6.2.3 Vom Begriff der "Wildheit" zum Konzept des "Naturmenschentums" 239

2.6.2.4 Einzelbeobachtungen an den Negervölkerschaften längs des Blauen Nils: Herrschaftsbildung und Ritualtötung von Häuptlingen 240

2.6.3 Hermann von Pückler-Muskau 243

2.6.3.1 Körperpracht des Afrikaners 243

2.6.4 Richard Lepsius 244

2.6.4.1 Matriarchale Elemente im afrikanischen Königtum; Tyrannenmord in Afrika? 244

2.6.5 Werner Munzinger 245

2.6.5.1 Grundlegende Bedeutung der äthiopischen Bogos für das Studium originärer Rechtszustände; fortschreitende Bedrohung derselben 245

2.6.5.2 Familie und Familienrecht als Grundbausteine der Gesellschaft; wirksame Prohibitive gegenüber absolutistischer Entartung der Herrschaft 247

2.6.5.3 Blick auf einzelne Rechtszustände: Vatergewalt, Wesen und Ursache der Leibeigenschaft, Eheverhältnisse 248

2.6.5.4 Das Strafrecht: Bußgelder und Selbstjustiz; mangelnde ethische Fundamentierung des Strafrechts 251

2.6.5.5 Kulturelles Altersstadium des Äthiopiertums; Verhaltensnormen der Bogos; geringe Lernbereitschaft des Afrikaners allgemein 253

2.6.5.6 Versuch einer epochenmorphologischen Einordnung Äthiopiens: afrikanisches "Merowingertum" und "Soldatenkaisertum" 254

		Seite
2.6.5.7	Mangelnde Differenziertheit der äthiopischen Gesellschaft; Dualismus von Staatsgedanke und Nation; mangelndes politisches Leben	255
2.6.5.8	Jüdisch-semitischer Charakter des äthiopischen Christentums	256
2.6.5.9	Versuch einer Charakterisierung der afrikanischen Seelenlage; hypothetische Folgen für Gesellschaft und Staat; gesellschafts- und staatspolitische Ausgleichsfunktion des Islam	257
2.6.5.10	Die afrikanische Seele und ihre Affinität zum Islam	259
2.6.5.11	Vorbemerkung des Verfassers	260
2.6.5.12	Das Volk der Marea	260
2.6.5.12.1	Dunkelheit der Ursprünge; ausschließliches Denken in Familienzusammenhängen	260
2.6.5.12.2	Adelsbegriff und Adelserbrecht; dessen allmähliche Auflösung durch den Islam	261
2.6.5.12.3	Ungeschmälerter Klassencharakter des Strafrechts	262
2.6.5.12.4	Mangelndes gesamtstaatliches Gefühl einer Adelsgesellschaft	263
2.6.5.13	Das Volk der Beni Amer	263
2.6.5.13.1	Hypothetischer Ursprung der Beni Amer	263
2.6.5.13.2	Negatives Charakterbild	264
2.6.5.13.3	Gesellschaftsstruktur und Recht	264
2.6.5.13.4	Bedeutende Stellung der Frau	265
2.6.5.13.5	Anlehnung der Beni Amer an die Türken; darauffolgende monarchische Tendenzen	266
2.6.5.14	Ackerbautreibende Kleinvölker: Barea, Bazen, Kunama	268
2.6.5.14.1	Bedrohliche Zwischenlage	268
2.6.5.14.2	Soziale Bindekräfte	269
2.6.5.14.3	Gesellschaftsstruktur	270
2.6.5.14.4	Wirtschaftliche Zustände	271
2.6.5.14.5	Erbrecht, Eherecht, Rechtspflege, Begräbnissitten	272

		Seite
2.6.5.15	Verstreute Bemerkungen	274
2.6.5.15.1	Dauerhaftigkeit demokratischer Gemeindeordnungen	274
2.6.5.15.2	Gefährdung aristokratischer Sippenverbände durch den Handel	274
2.6.5.15.3	Problematik des Begriffes "Neger"; Beziehung zwischen Staat und Nationenbildung	275
2.6.6	Theodor von Heuglin	277
2.6.6.1	Völkerschaften der westlichen Nilzuflüsse	277
2.6.6.2	Der abessinische Kaiser Theodoros im Urteile A.E. Brehms	277
2.6.6.3	Die Bevölkerung des etritreischen Küstenlandes	278
2.6.6.4	Verfall der Wirtschaft im Reiche Abessinien	279
2.6.6.5	Mittelalterliche Mißstände innerhalb des abessinischen Klerus; Notwendigkeit einer "Reformation"	279
2.6.6.6	Sakral- und Staatssprache in Abessinien; Verfall der historischen Überlieferung	280
2.6.6.7	Bemerkungen zur Rechtspflege, zum Sittenleben und zur Heeresverfassung	281
2.6.7	Georg Schweinfurth	282
2.6.7.1	Die Schilluk	282
2.6.7.1.1	Äußere Gestalt; hypothetischer Zusammenhang mit Ägypten	282
2.6.7.1.2	Glaube und Stammesverfassung	283
2.6.7.1.3	Ursachen der hohen Schillukbevölkerung	283
2.6.7.2	Die Dinka	284
2.6.7.2.1	Gestalt, Physiognomie	284
2.6.7.2.2	Speisegewohnheiten der Dinka; kulturelles Leben	285
2.6.7.2.3	Kultischer Charakter der Rinderzucht; Einfluß auf die soziale Gliederung der Dinka	286

		Seite
2.6.7.2.4	Problematik einer Hirtenexistenz; Zukunft der nationalen Identität der Dinka	289
2.6.7.3	Die Djur	290
2.6.7.3.1	Hypothetische Beziehungen zwischen der ethnischen Disparatheit Afrikas und dessen kulturellem Rückstand	290
2.6.7.3.2	Frühformen einer Eisenindustrie, Arbeitsteilung, Familienleben; Behinderung der Djurkultur durch die islamischen Nubier	291
2.6.7.4	Die Bongo	292
2.6.7.4.1	Tragik der Bongo: Untergang vor der Reife	292
2.6.7.4.2	Allgemeine Winke für den Ethnologen	293
2.6.7.4.3	Körperfarbe und Gestalt; Problematik des Begriffs "Negerrasse"	294
2.6.7.4.4	Bedeutung von Kunst, Eisenhandwerk und Wohnbau	294
2.6.7.4.5	Gemeinde- und Sittenleben; gering entwickelte Religiosität; Kreisbewegung des menschlichen Geisteslebens	295
2.6.7.5	Die Niamniam	298
2.6.7.5.1	Kompetenzen der Häuptlinge, Cäsarenwahn; Elfenbein- und Sklavenregal	298
2.6.7.5.2	Hohe Stellung der Frau, Arbeitsteilung nach Geschlechtern	299
2.6.7.5.3	Psyche der Niamniam, Rätsel des Kannibalismus; völkerkundliche Beobachtungen	299
2.6.7.6	Die Monbuttu oder Mangbettu	301
2.6.7.6.1	Insularer Charakter des Monbuttu-Reiches; hochentwickelte Agrikultur; Kannibalismus	301
2.6.7.6.2	Bildnis eines afrikanischen Monarchen; innere Stabilität des Monbuttu-Reiches	302

		Seite
2.6.7.7	Die Akka-Pygmäen	303
2.6.7.7.1	Unangebrachte Skepsis der Gelehrten gegenüber der homerischen Pygmäenüberlieferung; absurde Deutungsversuche der Pygmäen"mythe"	303
2.6.7.7.2	Reliktcharakter des Pygmäenvolkes; Körpereigentümlichkeiten	304
2.6.8	Gustav Nachtigal	306
2.6.8.1	Nichtarabische Wandervölker der östlichen Sahara: Tubu und Teda	306
2.6.8.1.1	Die Tubu	306
2.6.8.1.1.1	Äußerer Charakter der Tubu	306
2.6.8.1.1.2	Wesenszüge der Tubu: Gewalttätigkeit und Redseligkeit	307
2.6.8.1.1.3	Gefahren der Isolation: genetische Stagnation, sozialer Stillstand	308
2.6.8.1.2	Die Teda	309
2.6.8.1.2.1	Härte des Tedacharakters	309
2.6.8.1.2.2	Mangelndes Sozialgefühl; Aristokratismus und Anarchismus	310
2.6.8.1.2.3	Ungeschichtlichkeit der Teda; religiöser Extremismus	312
2.6.8.2	Das Reich von Bornu	313
2.6.8.2.1	Allgemeine Beobachtungen am Volk	313
2.6.8.2.2	Undeutliche Grenzführung des Bornureiches	313
2.6.8.2.3	Regierungsform des Bornureiches	314
2.6.8.2.4	Der Lamino von Kuka - Bild eines Bornufeudalen	314
2.6.8.2.5	Kulturgeschichtliche Summe: Der Mensch in Bornu	316
2.6.8.3	Wesenszüge der Bevölkerung von Borku	317
2.6.8.4	Das Land Kanem: Bindeglied zwischen dem Nomadismus der Sahara und der Agrikultur des Südens	317

		Seite
2.6.8.5	Blick auf die Kleinreiche Logon und Baghirmi	318
2.6.8.5.1	Allgemeine Dekadenz	318
2.6.8.5.2	Hypothetische Ursache der Staatswerdung Baghirmis	319
2.6.8.5.3	Historische Überlieferung Baghirmis	319
2.6.8.5.4	Wirtschaftsgeographische Isolation Baghirmis und deren Folgen; düstere Zukunft des Staates	320
2.7	Die Tierwelt Nordostafrikas	321
2.7.1	Anton von Prokesch-Osten	321
2.7.1.1	Allerlei Fabelhaftes über Warane; Rückzug des Flußpferdes aus Oberägypten	321
2.7.2	Eduard Rüppell	322
2.7.2.1	Flußpferd und Flußpferdjagd in der Provinz Dongola	322
2.7.2.2	Elefantenjagd bei den Bagara-Arabern; unsichere Namensgebung bei Großantilopen; Gefährlichkeit des Medinawurms	323
2.7.3	Josef Russegger	324
2.7.3.1	Reiche Tierwelt am Atbara und am Dender	324
2.7.3.2	Zwischen Fabel und Ratio: "Einhorn", "Vater der vier Flügel", Lungenfisch	325
2.7.3.3	Überzahl der Elefanten und erste Schutzmaßnahmen für die bedrohte Giraffe	326
2.7.4	Hermann von Pückler-Muskau	326
2.7.4.1	Tierwelt und Jagdgebräuche der Provinz Kordofan	326
2.7.5	Theodor von Heuglin	328
2.7.5.1	Allerlei Fabelwesen: Großaffe "M'ban" und "Greifschwänze"	328
2.7.5.2	Schönheit und Eigenart der nordostafrikanischen Vogelwelt; Gedanken über Morphologie und Verbreitung	328

		Seite
2.7.5.3	Reiche Tierwelt am Tanasee; Besonderheiten der äthiopischen Hochgebirgsfauna	330
2.7.5.4	Jagd und Wildnutzung in Nordostafrika: Elefant, Flußpferd und Dugong	331
2.7.5.5	Einzelbildnis eines afrikanischen Großtieres: der Kaffernbüffel	334
2.7.5.5.1	Namensgebung in Abessinien	334
2.7.5.5.2	Gestalt, physiognomischer Ausdruck	334
2.7.5.5.3	Lebensraum	335
2.7.5.5.4	Nutzung des erlegten Kaffernbüffels	335
2.7.6	Wilhelm von Harnier	336
2.7.6.1	Bemerkungen zu Elefant und Büffel	336
2.7.6.2	Von der Mühsal afrikanischer Jagd: Pirsch auf Kaffernbüffel und Flußpferd	337
2.7.7	Georg Schweinfurth	339
2.7.7.1	Überbordende Fülle nordostafrikanischer Tierwelt	339
2.7.7.2	Abschiedsklage auf den Elefanten	341
2.7.7.3	Beobachtungen und Schlußfolgerungen allgemeiner Natur	342
2.7.7.4	Verstreute Bemerkungen zur Tierwelt und zur Jagd	345
2.7.8	Gustav Nachtigal	346
2.7.8.1	Die Fauna der Sahara; fossile Zeugen einstigen Lebensreichtums; Vorkommen und Nutzung der Mendesantilope	346
2.7.8.2	Paradiesische Tierfülle am Tschadsee und am Schari; Elefantenreichtum in Dar-Runga; die afrikanische Großtierwelt, ein Relikt vergangener Erdzeitalter	348

		Seite
2.8	Das Erlebnis der unberührten Natur	350
2.8.1	Anton von Prokesch-Osten	351
2.8.1.1	Das Erlebnis der Wüste	351
2.8.2	Josef Russegger	352
2.8.2.1	Die Schönheit der ungebändigten Stromkraft: Katarakte und Schellals; unberührte Wälder am Nil	352
2.8.3	Hermann von Pückler-Muskau	354
2.8.3.1	Monotonie des Nils; die Pracht der Nilwälder	354
2.8.4	Theodor von Heuglin	355
2.8.4.1	Das Hochland von Simên: aufbauende und abtragende Dynamik im äthiopischen Bergland	355
2.8.4.2	Bild des äthiopischen Bergwaldes; seine Bedrohung durch menschlichen Raubbau	356
2.8.4.3	Die Sumpfwelt des "Sudd"	357
2.8.5	Wilhelm von Harnier	358
2.8.5.1	Menschenfeindlichkeit der Nilsümpfe	358
2.8.5.2	Die Regenzeit und ihre belebende Wirkung auf die Wildnis	359
2.8.6	Georg Schweinfurth	360
2.8.6.1	Das Obere Niltal, ein Museum der Natur: Wilder Ölbaum, Wassermelone und Papyrus	360
2.8.6.2	Monotonie der Nillandschaft; Gleichförmigkeit als Charakteristikum afrikanischer Landschaft überhaupt	361
2.8.6.3	Reizvolle Partien am Bachr-el-Ghazzal; Schönheit der sudanischen Savannenlandschaft	363
2.8.6.4	Lebensfeindlichkeit der nordostafrikanischen Wildnis; Verschwinden der menschlichen Anstrengung in einer letztlich übermächtigen Natur; eigentümlich "egalitärer" Charakter der afrikanischen Landschaft	365

Seite

2.9 Naturverbundenes Menschenleben in Nordostafrika 367

2.9.1 Anton von Prokesch-Osten 367
2.9.1.1 Naturleben in der Wüste 367
2.9.2 Josef Russegger 368
2.9.2.1 Nordostafrikanische Dorfidylle 368
2.9.3 Hermann von Pückler- Muskau 369
2.9.3.1 Nilpastorale 369
2.9.4 Heinrich Brugsch 369
2.9.4.1 Zeitlose Nilwelt 369
2.9.5 Georg Schweinfurth 371
2.9.5.1 Unangreifbarkeit der afrikanischen Natur; Zeitlosigkeit, afrikanische Natur als ein Asyl wider die Zivilisation 371
2.9.5.2 Naturvermähltheit afrikanischen Lebens; letztendliches Aufgehen afrikanischer Kultur in Natur 374
2.9.5.3 Gegenpole afrikanischen Naturdaseins: Seribah und Dem 375
2.9.6 Gustav Nachtigal 376
2.9.6.1 Die Sudan-Städte: Einheit von Architektur und Natur 376

3 ZUSAMMENFASSUNG UND BEGRIFFLICHE VERDICHTUNG 378

3.1 Nordostafrika als Einflußfeld des Europäers: Möglichkeiten und Probleme 378

3.2 Der Sklavenhandel und seine Bedeutung für Nordostafrika 383

3.3 Araber und Islam in Nordostafrika 388
3.3.1 Habitus, Physiognomie 388
3.3.2 Charakter 389
3.3.3 Religiosität, Islam 390
3.3.4 Geschichtliche Wirksamkeit, Staatsgesinnung, Gesellschaftlichkeit 393

		Seite
3.4	Der Osmane in Nordostafrika	398
3.4.1	Charakter	398
3.4.2	Innere Bildung, Einflüsse	399
3.4.3	Bild des osmanischen Beamten	400
3.5	Mohammed-Ali	403
3.5.1	Persönlichkeit, Charakter	403
3.5.2	Wirtschaftspolitik	404
3.5.3	Steuerpolitik	407
3.5.4	Preispolitik	408
3.5.5	Kulturpolitik	409
3.5.6	Nationalitätenpolitik	411
3.5.7	Außenpolitik	412
3.6	Das autochthone Afrikanertum	414
3.6.1	Völkerschaften am Oberen Nil	414
3.6.1.1	Gestalt, Physiognomie	414
3.6.1.2	Charakter und Sitte	415
3.6.1.3	Staatliches Leben und soziale Einrichtungen	417
3.6.1.4	Geistig-künstlerische Kultur; Religion	419
3.6.2	Eritreische und äthiopische Völkerschaften	427
3.6.2.1	Charakter und Sitte	427
3.6.2.2	Soziales Leben und Staat	428
3.6.2.3	Kultus und Religion	431
3.6.2.4	Religiöses Leben	432
3.6.2.5	Gesellschaft, staatliches Leben im Königreich Abessinien	432
3.6.3	Arabisch-hamitische Übergangsvölker: Teda, Tubu, Borkubevölkerung	434
3.7	Die Tierwelt Nordostafrikas	436
3.8	Das Erlebnis der unberührten Natur	440

Seite

3.8.1 Wüste 440
3.8.2 Flußlandschaften 440
3.8.3 Savanne, Wald 442
3.9 Naturverbundenes Menschenleben in Nordostafrika 443

ANHANG - KARTEN UND BRIEFE

Die Staatenwelt Nordostafrikas Mitte des 19. Jahrhunderts 445

Kartenskizze von Africa zur Übersicht des Standpunktes der Deutschen Expeditionen nach Wadai am 20. Mai 1862 von A. Petermann 446

Schreiben des Ras Kasa an Heuglin, österreichischer Konsul in Chartum 447

Die offizielle Übersetzung des Schreibens 448

LITERATURVERZEICHNIS

I Quellen 449
1 Ungedruckte Quellen 449
1.1 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien 449
1.2 Cotta-Archiv im Schiller-Archiv Marbach 449
2 Gedruckte Quellen 450
II Sekundärliteratur 453
1 Ereignis- und Forschungsgeschichte 453
2 Spezialuntersuchungen 457

1 EREIGNISGESCHICHTLICHER ÜBERBLICK: DIE ERFORSCHUNG NORDOSTAFRIKAS DURCH DEUTSCHSPRACHIGE REISENDE VOM ERSTEN DRITTEL DES 19. JAHRHUNDERTS BIS 1871

1.1 Afrika als geographisches Problem von der Antike bis zur Neuzeit

1.1.1 Der Umriß Afrikas nach der Kosmographie des Eratosthenes

Afrika hat von jeher den Menschen fasziniert. Nächst dem an Europa anschließenden Asien liegt jener Kontinent dem Abendländer am nächsten.
Die griechische Kosmographie benannte Afrika "Libya", Libyen. Auf der Weltkarte des Eratosthenes [1], etwa um 250 v. Chr. erstellt, erscheint dieses "Libyen" als ein annähernd gleichschenkliges Dreieck, umflossen im Norden vom Mittelmeer, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Süden umströmt von einem sogenannten "Äthiopischen Ozean", während im Osten ganz richtig der längliche Buchtsack des Roten Meeres sich erstreckt; nur daß er um 250 v. Chr. noch "sinus Arabicum", also Arabischer Golf, genannt wird, während das "Erythräische Meer", also das "Rote", die Lage des späteren Indischen Ozeans einnimmt.

---

1 E. Samhaber: Geschichte der Entdeckungsreisen, S. 41
davon abweichend: Großer Historischer Weltatlas Bd.I, S.12; hier fehlt "oceanum aethiopicum", statt dessen: "mare atlanticum"

Libyen erscheint relativ kleinräumig, nur um ein weniges größer als das benachbarte Arabien.
Eratosthenes unterscheidet längs der Flußachse des Nil im Norden "Ägyptus"[1], im Zentrum die von einer mächtigen Nilschlinge umströmte Insel Meroe, der sich südlich, schon hart am Küstensaum des gleichgenannten Ozeans, das Land "Aethiopia" anschließt. Rechts davon zieht sich der Rest von Libyen in einer spitz vorkragenden Zacke tief ins Erythräische Meer, genannt die "Cinnamonküste", die Zimtküste, identisch mit dem heutigen Horn von Somaliland.
Der Nil krümmt sich in einer gewaltigen S-Kürve; er speist sich aus drei kreisrunden Quellseen[2], denen drei Quellflüsse entspringen.[3]
Im ganzen also ein überaus rudimentäres Wissen, und das, obwohl die räumliche Nähe zu Europa eine genauere Erkundung begünstigen mußte.

1.1.2 Geographische Hemmnisse und Schranken um den afrikanischen Kontinent

Der forschenden Neugier des Menschen widersetzten sich die geographischen Eigentümlichkeiten dieses gewaltigen Kontinentalklotzes. Da ist zuerst die ungegliederte Küstenlinie, die wenig Buchten und Sunde aufweist.

---

1 Nach Carl Ritter eine eigene Welt, mehr dem Mittelmeer zugehörig

2 für mich schwer erklärlich, da seit Herodot (500 v. Chr.) die Quelle des Nil im Westen Afrikas vermutet wurde; s. E. Hassert und E. Samhaber, a.a.O., S. 45

3 Historischer Weltatlas, Bd. I, S. 12

Die atlantische "Calema", die gefürchtete Sperrbrandung, gestaltet jedes Anlegemanöver zu einem Wagnis. Nebelbildung, Sandbänke und malariaverseuchte Mangrovensümpfe hemmen das Eindringen in das Küstenland. Sehr viel schwerer aber wiegt der geologische Aufbau. Afrika ist ein Hochland, das sich zur Küste hin senkt. Die großen Ströme stürzen deshalb in Schnellen und Katarakten dem Meer entgegen, was ein Eindringen von den Flußmündungen her lange unmöglich machte. Doch hatte man diese Hemmnisse überwunden, galt es sogleich, sehr viel gefährlichere Barrieren zu durchbrechen. Da ist, quer über die Nordhälfte Afrikas sich dehnend, ein unendliches Sandmeer, das die Araber as-sahra, die "Rötliche", benannten, die Sahara. Nur der Nil durchmißt als dünnes Band die Einöden, freilich in tosenden Steinstürzen, sogenannten Katarakten, die Schiffahrt hemmend.[1]

Dabei ist die Sahara, nach Erdzeitaltern bemessen, jungen Alters. Noch in prähistorischer Zeit war sie eine Savanne, von Wildmassen belebt. Der Prozeß der Austrocknung dürfte vor cä. 5000 Jahren begonnen haben und hat bis jetzt noch kein Ende gefunden. Doch auch der tropische Vegetationsgürtel hatte seine Tücke. Die Schlafkrankheit zerstörte die Physis des Menschen, die Tsetsefliege war der grimmigste Feind des Haus- und vor allem des Tragtiers. Dieser Umstand verwies den Reiseverkehr auf die Trägerkarawane; ein mißlicher Ersatz, da der Träger zuviel Transportkapazität für die eigene Nahrung verbrauchte.

1.1.3 Die Gestalt Afrikas nach der Kosmographie des Claudius Ptolemäus

Trotz aller genannten Hemmnisse war die Umrißkarte des Eratosthenes nicht das letzte Wort, das die Alte Welt über "Libyen" gesprochen hat. Ob der genannte Grieche aus ägyptischen Quellen geschöpft hat, konnte ich nicht ermitteln. Ziemlich sicher aber dürfte sein, daß die berühmten "Punt"-fahrten[1] der Königin Hatschepsut um 1500 v. Chr. die Somaliküste, mithin die schon benannte Zimtküste, angesteuert haben. Auch berichtet Herodot, daß der Pharao Necho eine Schiffsexpedition[2] ausgerüstet habe, die etwa um 500 v. Chr. vom Roten Meer aus den afrikanischen Kontinent umrundet[3] habe und durch die Säulen des Herakles wieder ins Mittelmeer eingelaufen sei. Die Karte des Eratosthenes um 250 v. Chr. zeigt aber, daß diese Fahrt zumindest vom wissenschaftlichen Standpunkt aus vorerst folgenlos geblieben ist; er hätte sonst die gewaltige Südausdehnung Libyens berücksichtigen müssen.
Claudius Ptolemäus (160 n. Chr.) ist über das Weltbild des Eratosthenes insoweit hinausgelangt, als Libyen sich hier gewaltig nach Süden[4] ausgedehnt hat; Claudius Ptolemäus vermittelte von der tatsächlichen Landmasse realistischere Vorstellungen. Auch haben sich sonst die Gewichte verlagert. Die früher herrschende Bezeichnung Libyen beschränkt sich auf die nordöstliche Sahara.

---

1 E. Samhaber, a.a.O., S. 17f.

2 E. Samhaber, a.a.O., S. 23

3 Diese Reise soll 3 Jahre gedauert haben. Man soll Getreide ausgesät haben und die Ernte als Frischproviant verwendet haben.

4 Historischer Weltatlas, Bd. I, S. 13

Das bei Eratosthenes an den Südrand gedrängte Äthiopien umschreibt den mächtigen Zentralteil des Kontinents. Der heute repräsentative Name "Africa" erscheint, wenn auch nur als Bezeichnung des Hinterlandes von Karthago.
Die Quellseen des Nil[1] sind viel weiter nach Süden[2] eingezeichnet worden. Umgeben seien sie von Erhebungen, den "montes lunae" oder Mondbergen; ein geheinmisvoller Vermerk, aus dem Erich Hassert[3] auf eine frühe Kenntnis ostafrikanischen Seenhochlandes schließt.
Die bei Eratosthenes noch anonymen Zuflüsse des Nils versah Ptolemäus mit Namen. So liest man heute aus dem Namen "Astaboras"[4] den nördlichsten Nilzufluß, den des Atbara. Im "Astapus"[5] erkennt man den Bachr-el-Azraq oder den Blauen Nil, der sich bei der Stadt Chartum mit dem Nil vereinigt.

1.1.4 Afrika auf der Weltkarte des Edrisi

Die Hinterlassenschaft des Ptolemäus überlieferten und mehrten die Araber. In Europa dagegen hub eine Periode des Vergessens an. Ptolemäus blieb dort unbekannt.[6] Als grundlegend zu nennen ist erst das Kartenwerk des Edrisi (1099 - 1186).[7]

---

1 Historischer Weltatlas, Bd. I, S. 13
2 Nach Hassert ist Ptolemäus der erste, nicht Eratosthenes, der Kunde von Nilseen gibt. S.E. Hassert, a.a.O., S. 25
3 E. Hassert, a.a.O., S. 25
4 E. Hassert, a.a.O., S. 26
5 E. Hassert, a.a.O., S. 26
6 E. Hassert, a.a.O., S. 27
7 Nach Hassert, a.a.O., Nach André Miquel: Islam, S. 661: cirka 1100 - 1164

Der Gelehrte stammte aus Ceuta (?) und trug am Hofe des Normannenkönigs Roger die geographischen Erkenntnisse seiner Zeit zusammen.
Edrisi entwarf um 1145 eine Weltkarte, die er auf eine Silberplatte eingravieren ließ. Sie stellt Afrika als einen kontinentalen Giganten dar, auf dessen Schultern[1] ein sehr schmächtiges Europa und ein außerordentlich kleingeratenes Asien ruhten. Die afrikanische Ostküste schwingt sich schier rechtwinklig nach Osten, dergestalt, daß die Kapspitze des Kontinents weit in die Inselfluren der Sundasee weist, also schon in die westliche Peripherie des Pazifiks. Das verblüfft, denn der an der Ostküste eingetragene Ort Sofala[2] beweist, daß die arabischen Segler, die Dhaus, bis nach dem heutigen Staat Mozambique vorgestoßen sind, mithin die Ostküste also relativ bekannt gewesen sein muß.[3]
Das Nilquellengebiet erscheint gegenüber Ptolemäus präzisiert wie auch kompliziert: Die"Mondberge"[4] entsenden zwei regelrechte Quellstrombüschel aus je 5 Quellflüssen. Diese stauen sich in 2 kreisrunden Seen, verlassen sie, aber um je 2 Quellbäche verringert. Sodaß also insgesamt 6 Ursprungsflüsse in einen weiteren, den letzten, See münden, woraus schließlich der Nil als einziger entspringt.

---

1 Historischer Weltatlas, Bd. II, S. 100
2 Historischer Weltatlas, Bd. II, S. 100
3 E. Samhaber, a.a.O., S. 64
4 Der arabische Name "el-Qoamr" hat der Inselgruppe "Komoren" ihren Namen gegeben.

Dieses schon schwierige Konstrukt hat nun der Gelehrte dahingehend kompliziert und mit vielerlei Möglichkeiten des Mißverständnisses belastet: er hat nämlich an der letzten Quellseestation einen mächtigen, nach Westen ziehenden Strom entspringen lassen. In der Literatur[1] ist dieses Rätsel so gedeutet, daß Edrisi den Nil sowohl nach Norden wie auch nach Westen strömen läßt.

Der Araber war für Erdkunde damals günstig aspektiert. Ein gewurzelter Nomadentrieb, universale Weite islamischer Religion, die das Arabische als neue Sakralsprache weit ausstreute, förderten die Erkundung der Erde.

Zu nennen sind Masudi[2] und sein "Buch der Goldwäschen" wie auch Edrisi, der sein Fundamentalwerk "Geographische Gemütsergötzungen" betitelte.

---

1 E. Samhaber, a.a.O., S. 64
Vielleicht eine Tradierung der Herodot'schen Mutmaßung eines Zusammenhangs von Nil - Niger? In der Karte des Ptolemäus aber erscheinen Nil und Niger ohne Verbindung; ob Edrisi seinem westwärts strömenden Fluß einen eigenen Namen gegeben hat, konnte ich nicht ermitteln.
s. auch Samhaber: Nil der Schwarzen, S. 357f.: geht auf Herodot, Ptolemäus und falsch verstandene Angaben über Niger und Senegal zurück.

2 E. Hassert, a.a.O., S. 28

Doch ist es beim bloßen Überliefern nicht geblieben. Ab dem 10.Jahrhundert erkundeten arabische Dhaus die Küstengefilde Ostafrikas vom Horn des Somalilandes bis nach Südostafrika. Namen wie Malindi, Mosambik, Sofala zeugen von der handels-kolonisatorischen Regsamkeit dieses reisefreudigen Volkes. Sklaven, deren Name "Sandsch" einer Insel, nämlich Sansibar, den Namen verliehen hat, wie auch Gold lockten den arabischen Händler.
Arabischem Sprachgebrauch hat der Europäer den abschätzig wertenden Begriff "Kaffer" entlehnt, ursprünglich "Kafir", was schlicht "Ungläubiger" bedeutet. Nach Hassert galt Edrisis Afrikabild bis ins 18. Jahrhundert.[1]

1.1.5 Die Küstenlinie Afrikas nach der Karte des Henricus Martellus Germanus

Die beginnende Neuzeit wuchs mählich aus den Trassen der Antike heraus. Berichte über gewaltige Goldvorkommen im transsaharischen Westen Afrikas bewogen den König von Portugal, Heinrich den Seefahrer, vom Atlantik her Verbindung mit den afrikanischen Goldkönigen aufzunehmen.[2]
Man wies die Seefahrer an, die Mündung des nach Westen strömenden sogenannten "Nils der Schwarzen" zu finden und von ihm aus ins Innere vorzustoßen.

---

1 F. Hassert, a.a.O., S.28

2 E. Samhaber, a.a.O., S. 359

1455 entdeckte tatsächlich Cadamosto die Senegalmündung,[1] 1484 fand Diego Cao den Ausfluß des Kongo-Zaire. Doch hemmten Untiefen wie Katarakte ein weiteres Vortasten ins Innere. Erst Leo Africanus vermochte 1520 Einblicke in Reichtum und Verfassung der Sudanstaaten, vor allem des Reiches Gao, zu vermitteln.
Leo stammte aus Granada und lebte von 1492 bis 1526. Er hatte den westlichen Sudan bereist und kannte die glanzvolle Metropole Timbuktu. Christliche Piraten schenkten den Aufgegriffenen Papst Leo X. Medici.
Da in der Zwischenzeit, - 1488 hatte Bartolomeo Diaz das Kap der Guten Hoffnung umrundet, 1497 - 1499 hatte Vasco da Gama von der ostafrikanischen Hafenstadt Melinde (auch: Malindi) das südindische Kalikut angelaufen - , da sich also der Blick der Portugiesen ganz auf Ostindien gerichtet hatte, waren die Stützpunkte vom Kongo über das südwestafrikanische Angra Pequena hinauf in das ostafrikanische Küstenland nicht mehr als Stationen nach dem südasiatischen Gewürzkontinent.
Immerhin fixierten die Portugiesen im 15. Jahhundert die Gesamtküstenlinie Afrikas außerordentlich genau.
Werfen wir einen Blick auf die Weltkarte des Henricus Martellus Germanus[2] aus dem Jahre 1489!
Hier weist Afrika eine realistische Westküstenlinie auf; die Form des Kontinents zeigt erstmals den charakteristischen Umriß eines sich nach Süden verschmälernden klobigen Faustkeiles. Auch die Flächenverhältnisse gegenüber Asien sind korrigiert, eher ist Afrika insgesamt etwas zu klein geraten.

---

1 F. Hassert, a.a.O., S. 35
2 J. Hale, Reisen der Entdecker, Hamburg, 1975, S. 37

Nur das Innere bleibt unverändert. Man entdeckt wieder die zwei Nilquellentöpfe des Edrisi; nur daß die fünf Quellflüsse sich auf deren zwei vermindert haben. Es ist höchst bedauerlich, daß ein Ansatz der Portugiesen, Licht in das Dunkel des Inneren zu bringen, scheiterte. So sollte Alfonso Paiva den im heutigen Äthiopien vermuteten Priesterkönig Johannes aufsuchen. Paiva starb während der Reise; sein Genosse Covilha war glücklicher, dieser fand, von Kairo aus nilaufwärts vordringend, tatsächlich ein christliches Reich, nicht aber den Priesterkönig. Der damalige äthiopische König behielt Covilha bis an dessen Ende am Hofe, sodaß keine Reisekunde nach Portugal dringen konnte.[1]

1.1.6 Beginnende handelspolitische Erschließung Afrikas durch die europäischen Staaten; gleichzeitiger Verfall des geographischen Vermächtnisses der Antike und der Araber

Die Portugiesen hatten die Trassen ausgesteckt, andere Nationen folgten der Spur. 1608 setzte Frankreich sich an der Senegalmündung in Westafrika fest. Zehn Jahre später folgte England; 1618 gründete man die englische Westafrika-Kompagnie; im gleichen Jahr noch hißte England seine Flagge am unteren Gambia.

---

1 J. Hale, a.a.O., S. 36ff.
Eine spätere Gesandtschaft fand ihn dort als alten Mann

War Europa am Westsaum Afrikas erfolgreich, so riß an der Ostküste ein Band, das Portugal geknüpft hatte:
1632 vertrieben die Äthiopier die portugiesischen Jesuiten. Die handelsstrategisch so überaus wichtige Kapspitze Afrikas besetzte 1652 das mächtig aufstrebende Holland. 1664 errichtete England eine Festung an der Goldküste. Der Große Kurfürst von Brandenburg erwarb 1683 an der Guineaküste einen Streifen Landes, das Groß-Friedrichsburg benannt wurde. Historisch gesehen nur eine Episode, denn schon 1717 verkaufte Friedrich Wilhelm I. den Besitz an Holland.
Diese Bemühungen mochten die Beutel der Sklavenhändler[1] gefüllt haben, die Erkundung des Inneren Afrikas brachte dies nicht weiter.
Eher drehte sich das Rad rückwärts. Der überscharfe, oft genug anmaßende historisch-philologische Kritizismus[2] zerätzte die wertvollen Winke und Hinweise eines Ptolemäus. Doch die Wende zum Besseren sollte sich bald vollziehen.

---

1 F. Sambaher, a.a.O., S. 361
2 E. Hassert, a.a.O., S. 119

1.1.7 Die Öffnung des Inneren: Mungo Park und Mohammed-Ali von Ägypten

1788 wurde in London die "Afrikanische Gesellschaft" gegründet. Sie hatte sich zum Ziel gesetzt, Afrika dem britischen Handel zu öffnen, Ersatz für das 1783 verlorene Nordamerika.[1]
Der von der Gesellschaft ausgesandte Mungo Park sollte vom Stützpunkt Gambia aus das Inland erkunden. Der Schotte erreichte den Niger und stellte 1796 endgültig fest, daß er von West nach Ost strömt. Womit ein für allemal die seit der Antike fortgeschleppte Hypothese eines Zusammenhanges Nil - Niger begraben werden konnte. Der "Nil der Schwarzen" gehörte nicht zum System des Nils! Damit konnte das Rätsel dieses Stromes angegangen werden.
Napoleons dreister Zugriff nach dem Nildelta, 1798 unternommen, erschütterte die dortige Machtstellung der Mamlukenbeys nachhaltig, bahnte einem albanischen Truppenführer den Weg zur Herrschaft über Ägypten und das untere Niltal.
Dieser, Mohammed-Ali, eröffnetet eine Ära der staatspolitischen Reformen und geographischen Forschung, an der Europäer in reichem Maße teilhaben durften.
Ägypten, einst Sperriegel, wurde jetzt Einlaßpforte nach Süden, wohin ein langer Zug nicht zuletzt deutschsprachiger Reisender nilaufwärts zog.

---

1 E. Samhaber, a.a.O., S. 362

1.2 Österreich und Nordostafrika

1.2.1 Mohammed-Ali und der Aufbau seiner Macht im Niltal

Seit dem Jahre 1805 war Mohammed-Ali Herr über Ägypten. Er stammte aus der mazedonischen Hafenstadt Kavalla, wo er 1769 geboren worden war. Nach dem Zeugnis des englischen Historikers Alan Moorehead [1] sei über die Anfänge dieses bedeutsamen Mannes wenig bekannt. Er habe den Posten eines kleinen Regierungsbeamten [2] verwaltet. Pückler-Muskau, der sich auf persönliche Gespräche mit dem Pascha beruft, berichtet von überaus bewegten Anfängen: Mohammed-Ali sei als letztes von insgesamt 17 Kindern geboren. Verschlagenheit, Kampfgeist und Kraft seien frühzeitig geweckt worden in mannigfachen Fehden mit dem rumeliotischen Grundadel, im Widerstand gegen die Paschas von Widin, Janina und Skutari.
Als erst zwanzigjähriger Rais[3] habe er gegen griechische Piraten gefochten.[4] Er muß einer wohlhabenden Familie[5] entsprossen sein, wie hätte ihn sonst, nach den Aufzeich-

---

1 A. Moorehead: Zwischen Gott und Mohammed, S. 141

2 A. Moorehead, a.a.O., S. 140 f.

3 Arabisch: "Kapitän"

4 Pückler-Muskau: In Mehemed-Alis Reich, Bd. II, S. 129 ff.

5 Tabakhandel, n. H.H. Schaeder: Mahmud und Mohammed-Ali, in: Menschen, die Geschichte machten, Bd. III, S. 152; Schaeder spricht von einem Subalternoffizier, Arndt spricht von einem Leutnant, Kirchner von einem Major

nungen von Pücklers, sein Onkel als selbständigen Kriegsherren nach Ägypten senden können, Herr über eine Hilfstruppe [1] gegen Napoleon Bonaparte?
Die französische Besetzung des Nillandes verbannte Mohammed-Ali fürs erste ins Dunkel. Seine Stunde schlug, als 1801 die französischen Besatzungstruppen kapitulierten. Umgeben von einer Garde aus 10 000 Albaniern schob sich Mohammed-Ali, als dritte Kraft gewissermaßen,zwischen die sich heftig befehdenden Parteien der osmanentreuen Türken und Mamluken.
Mamluken, so nannte sich der ägyptische Kriegeradel, der sich nicht durch natürliche Zeugung fortpflanzte, sondern sich höchst eigentümlich ergänzte aus eingeführten Sklavenknaben. Man importierte den kostbaren Menschenstoff vornehmlich aus dem Kaukasus,[2] wo Tscherkessen und Georgier einen besonders schönen und kriegerischen Schlag bildeten. Dieser Kriegerorden war Herr über Ägypten, bis im Jahre 1517 Sultan Selim I. ihre Macht brach und das reiche Land dem Osmanischen Reich einfügte. Die Jahre 1799 bis 1801 hatten den Mamluken immerhin die Freiheit von der osmanischen Herrschaft beschert. Das seit 1803 wiedereingesetzte Regiment eines sultanstreuen Paschas wollten sie nicht mehr hinnehmen. Damit kamen sie den Briten entgegen;

---

1 Die mir zugängliche Literatur macht nicht deutlich, ob diese Albaner reguläre osmanische Truppen waren oder ob Mohammed-Ali Herr über eine aus Privatmitteln besoldete Albanertruppe war. Ich vermute letzteres.
A. Moorehead, a.a.O., S. 141 gibt ihm den Status eines Freiwilligen

2 André Miquel, Der Islam, S. 310

ein von der Pforte unabhängiger Mamlukenstaat,[1] dafür umso abhängiger von England, das sei ausreichende Gewähr, daß sich keine fremde Macht am Nildelta einniste. Die Engländer drangen mit Erfolg darauf, daß die Stelle des Paschas über Ägypten mit einem Mamluken, nicht mit einem Türken besetzt wurde. Dieser, Chosrew-Pascha, legte den Engländern nahe, die Zitadelle von Kairo zu besetzen.[2] Doch formalrechtliche Bedachtsamkeit hemmte England, die Hand auf Kairo zu legen. Ein Zögern, das Mohammed-Ali zu nutzen wußte: 1805 marschierten er und seine Albaner dort ein. Mohammed-Ali legte dem auf der Zitadelle eingeschlossenen Chosrew ein Papier vor, auf dem er der Pforte einmal seinen Rücktritt zu erklären hatte, zum anderen - sehr viel wichtiger - dem Sultan nahezulegen hatte, Mohammed-Ali den Titel des Paschas über Ägypten zu verleihen.
Die Türkei zögerte, und noch zwei Paschas türkischen Blutes mußten scheitern, ehe der Sultan sich für Mohammed-Ali entschied, gegen die Mamluken, gegen England. Ein Ferman vom 9.7.1805 bestätigte dem Unermüdbaren die Herrschaft über das Paschalik Ägypten und betraute ihm mit der Neuordnung des Landes.[3]
Zu spät besann sich England, Ägypten mit Gewalt zu nehmen und wieder den Mamluken in die schwachen, aber dafür lenksamen Hände zu spielen. 1807 sandte London 5000 Mann gegen Mohammed-Ali Pascha.

---

1 I. Kirchner, Sperrfeuer um Nahost, S. 243
2 I. Kirchner, a.a.O., S. 245
3 I. Kirchner, a.a.O., S. 252

Nach zwei Gefechten bei Alexandria streckten die Briten die Waffen, und England mußte sich für sehr lange Zeit aus Ägypten zurückziehen.
Den Mamlukenadel rottete Mohammed-Ali zum größten Teil aus. Er hatte die Beys 1811 auf die Zitadelle von Kairo geladen. Auf dem Weg dorthin, in einer sehr engen Gasse, die dazu noch mit Toren verschließbar war, ließ er ihrer 1000 von oben her niederschießen.[1]
Ein winziger Rest der Mamluken, nach Moorehead[2] waren es 300, floh nilaufwärts nach Nubien, sich hinter dem Riegel der Katarakte sicher wähnend. Sie wählten Dongola 1811 als Stützpunkt und unterwarfen etliche der dort ansässigen Scheikie.
Ohne Zweifel haben diese Vorgänge Mohammed-Alis Aufmerksamkeit schon früh nach dem Oberlauf des Nils gelenkt.[3] Die Staatenwelt am Oberen Nil war durchaus zerrüttet. Das einst so machtvolle Königreich der Fundsch, Sennaar genannt, war in seine Stammespartikel zerfallen.[4]
Das Reich Sennaar gebot nominell über die Gestade des Blauen Nils, über die Flußinsel Gezirah; sein Machtanspruch reichte im Norden bis Berber; seine Westgrenzen stießen an das Kleinreich Kordofan; die Küste des Roten Meeres bildete den Ostsaum von Sennaar.

---

1 A. Moorehead, a.a.O., S. 145
2 A. Moorehead, a.a.O., S. 145
3 H. Arndt, Lebensabriß A.E. Brehms; in:
A.E. Brehm, Reisen im Sudan, S. 13
4 A.E. Brehm, a.a.O., S. 14

Im Westen regierte seit 40 Jahren Mohammed Fadl über das Reich Darfur, von Sennaar räumlich geschieden durch den Staat Kordofan, der freilich mittels einer Darfur'schen Seitenlinie mit dem westlichen Nachbarn verknüpft war. Im Osten stieß Darfur an Wadai, einen Kleinstaat, der schon nach der mittelsudanischen Tschadzone überleitete.
Diese partikulare Kleinstaatenwelt mußte einem gesammelten Stoß von Norden erliegen.
1820 stießen tatsächlich zwei ägyptische Armeen nach Süden vor. Die eine Heeressäule von 5000 Mann unter dem Befehl Ismaels drang gegen Sennaar vor, die zweite, 3000 Mann stark, geführt von Mohammed-Bey Defterdar, war gegen Darfur gerichtet.
1821 kapitulierte Sennaar, 1822 annektierte der Defterdar das Land Kordofan; Darfur entkam noch einmal; denn seit 1821 hatten die Griechen sich gegen den Sultan erhoben, und Mohammed-Ali mußte diesem seinem nominellen Oberherren helfen.

1.2.2 Der Aufstand der Griechen 1821 und die österreichische Reaktion

Der Aufstand der Hellenen zerriß bekanntlich die Heilige Allianz zwischen den Großmächten England, Rußland und Österreich. Allein Österreich hielt zum legitimen Herrenrecht des Sultans und bekämpfte den Unabhängigkeitswillen der Griechen. Österreich stand neutral abseits, während Rußland, England und Frankreich das werdende Griechenland mit Truppenkontingenten und Flotteneinheiten unterstützten.

1.2.3 Anton von Prokesch-Osten

Wien entsandte einen Beobachter in das Kampfgebiet, Anton Prokesch. 1795 in Graz geboren, focht er 1813 als Freiwilliger und stieg zum Gehilfen des Fürsten Schwarzenberg auf. Obwohl Infanteriehauptmann, erhielt Prokesch 1824 das Kommando über die Kriegsbrigg "Veloce". Sechs Jahre lang durchreiste er den Kriegsschauplatz des östlichen Mittelmeeres und hielt sich in Ägypten auf. 1827 befuhr Prokesch den Nil und legte eine astronomische Kartenaufnahme an, die den Streckenabschnitt zwischen Assuan und Wadi-Halfa exakt fixierte.
Mittlerweile war 1829 im Frieden von Adrianopel ein unabhängiges Griechenland statuiert worden. Mohammed-Ali sah in der Schwäche seines osmanischen Oberherren eine günstige Gelegenheit, die Kraft Ägyptens zu erproben.
1832 rückte Ibrahim gegen Syrien, mit dem erklärten Ziel, dieses handelspolitisch wichtige Land Ägypten anzugliedern.
Der dadurch entfesselte Krieg zwischen Stambul und Alexandria drohte die europäischen Großmächte restlos zu entzweien: Frankreich hielt zu Ägypten, England, Rußland und Österreich stützten die Türkei.
1833 stand Prokesch abermals vor Mohammed-Ali, mit dem Auftrag zwischen Sultan Mahmud II. und Mohammed-Ali einen Frieden zu vermitteln.

Prokesch bewunderte den Ägypter. Er begriff, daß von Ägypten aus die Türkei gestärkt werden könnte, mithin der zu erwartende Zerfall der islamischen Welt und ein dadurch gefährliches Vorrücken Rußlands verhindert werden könnte.
Die Mission Prokeschs blieb jedoch erfolglos.

1.2.4 Josef Russegger und seine Expedition nach dem Sudan

Die Rüstungen Mohammed-Alis verschlangen seinen Geldvorrat. Er glaubte, in den Negergoldwäschen des Oberen Nilgebietes sich neue Edelmetallvorräte erschließen zu können. Doch bedurfte er dazu geschulter Prospektoren. Mohammed-Ali wandte sich 1834 an Wien. Die Regierung widersprach nicht und sandte den k.u.k. Bergrat Josef Russegger nach den Negergoldwäschen des Sudan. Der Begleiter war Theodor Kotschy, vom Fach Zoologe und Botaniker.
Russegger betont in der Einleitung seines Reisewerkes, daß die österreichische Regierung "der Absicht des Paschas in der zuvorkommendsten Weise gewillfährtet habe, indem sie den Plan in einem rein wissenschaftlichen Sinn auffaßte..."[1]

---

1 J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, Bd. I, S. 16

Metternich versah Russegger noch mit besonderen Empfehlungen.[1] Die Kosten der Expedition [2] bezahlte laut Vertrag die Staatskasse von Ägypten.
Russegger umreißt seinen Reiseplan wörtlich:
"Während dieser Zeit durchwanderte ich Egypten, Nubien,[3] Kordofan, das Land der Nubas, Sennaar und die in Südwest von Abessinien liegenden Negerländer." [4]
Er beherrschte die Verkehrssprache Arabisch.[5]
Russeggers Reisekarawane zählte 56 Reit- und Lastkamele; an einheimischem Personal, - Führer, Geleitschutz, Kameltreiber, - hatte er insgesamt 35 Mann angeworben. Erstes Etappenziel war der Hauptposten des östlichen Sudan, Chartum; 1823 gegründet, lag er an der geostrategisch bedeutsamen Stelle, wo der Bachr -el-Abiad und Bachr-el Azraq zum eigentlichen Nil zusammenfließen.

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 26

2 Die Expedition war auch beauftragt, die Distrikte des Taurus und Syriens nach Goldvorkommen zu durchforschen J.Russegger, a.a.O., S. 16

3 Geplant war auch eine Prospektionsreise in den südarab. Jemen; J.Russegger, Reisen, Bd II/1, S. 23

4 J. Russegger, Reisen, Bd.II/1, S. 13

5 Folgende Sprachen sollte der Afrikareisende kennen: Französisch, Italienisch, eventuell auch Englisch; der praktische Kotschy rät auch an, sich während der Seereise von Triest nach Alexandrien mit den wichtigsten Elementen der türkischen und arabischen Sprache vertraut zu machen. Th. Kotschy, Reisen und Sammlungen, S. 254

In Chartum litt Russegger außerordentlich unter der Hitze, nächtliche Schweißausbrüche peinigten ihn und riefen Hautausschläge hervor. Er lebte in allnächtlicher Angst vor Erkältungen. Mit kleinen Tagesritten suchte er der völligen Entnervung vorzubeugen.[1]
Von Chartum aus stieß Russegger erst gegen das Land Kordofan vor, wobei er so lange wie möglich die Wasserstraße des Bachr-el Abiad benützte, dann mit einer Karawane bis El-Obeid, dem Hauptorte Kordofans weiterzog.
Nach Chartum wieder zurückgekehrt, rüstete Russegger sich zur Reise nach den Ländern am Bachr-el-Azraq, nach Sennaar, Roseires, Fazoql bis zu den Landstrichen der Gallas, also ins Grenzgebiet zwischen Ostsudan und Äthiopien. Auf seiner Proviantliste waren als "nöthigste Bedürfnisse" aufgelistet:
Reis, Bohnen, Mehl, Kaffee, Zwieback, Zucker, Datteln, Salz.
Sehr wichtig waren mäßige Rationen Essigs und vor allem starken Madeiras; ein Gläschen, am Vormittag genossen, sei in den Tropen unabdingbar für die Gesundheit. Als Tauschwaren verpackte Russegger Glaskorallen, Feuerzeuge, Handspiegel.[2]

---

1 Kotschy mag diese Erfahrungen zu folgenden Mahnungen verwertet haben: der Reisende müsse von "starkem Körperbau" und "bewährter Gesundheit" sein. Vorrangig seien als "Forschungsreisende junge Leute auszuwählen, die ihre Studien gerade beendigt haben,..."
Th. Kotschy, a.a.O., S. 254

2 Russegger war nicht mit Maria-Theresientalern versehen; eine Münze, im Sudan "Abu Nokte" genannt, "Vater der Tropfen"; Russegger schreibt dazu: "Zur anstandslosen Annahme ist erforderlich, daß sowohl die Schulteragraffe als das Diadem (von Maria Theresia) des Brustbildes die bekannten Punkte (= Tropfen) sichtbar enthalte." a.a.O., Bd.II/2, S. 536

Alle Vorräte wurden gegen Verderb in frische, nasse Ochsenhäute eingenäht.[1]
Auf Nilbarken, sogenannten "Dahabien", treidelte man den Blauen Nil aufwärts bis an den Zufluß des Dinder. Dort gliederte Russegger sein 28 Mann starkes Privataufgebot einer Militärkarawane von 800 Mann ein.
Bei einem Scharmützel [2] mit den Eingeborenen verlor man 30 Mann und die Hälfte der Lastkamele. Russegger trennte daraufhin seine Expedition von der Armee und zog allein weiter bis Roseires, von wo aus er zu Schiff nach Chartum zurückkehrte. Die Heimreise nach Alexandria ging eines Teils auf Dahabien vonstatten, eines Teils auf dem Karawanenweg, um den Nilkatarakten auszuweichen.
Die im Sudan prospektierten Goldwäschen endeten nach Russeggers Aussagen im Ruin: "...alle Übel aus dem Gefolge eines nicht rationellen, durchdachten Zusammenwirkens traten ein,... und so verfiel die Sache nach unendlichen Auslagen in Nichts."[3]

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 395

2 Der Reisende sollte bewaffnet sein; Kotschy führte auf seinen Reisen folgendes Kampfgerät mit:
1 Doppelgewehr, 1 Paar Sattelpistolen, 1 Revolver, 1 Hirschfänger;
Waffen erhöhten Sicherheit und Ansehen des Europäers.
Th. Kotschy, a.a.O., S. 254

3 J. Russegger, Bd. II/3, S. 121

1.2.5 Missionsstation und Konsulat im Sudan

Der Vorstoß Österreichs öffnete auch manchem Deutschen des alten Reiches den Weg zum dunklen Kontinent. So wanderten 1847 der württembergische Edelmann von Müller und der thüringische Pastorensohn Alfred Edmund Brehm durch die Steppen des Kordofan bis in die Gefilde des oberen Bachr-el-Azraq.
Als der Bruder Brehms einem Schlaganfall erlag, hüllte man seinen Sarg in die Flagge Österreichs.
Ein Jahr zuvor, 1846, hatten österreichische Geistliche bei dem Stamme der Bari eine Missionsstation errichtet. Knoblecher und Mitterrutzner nutzten diese Glaubensfestung zu rüstigen Erkundungsfahrten auf dem Weißen Nil.
Die Station selbst beschützte bis 1916 Kaiser Franz-Joseph persönlich. Sie schloß ihre Pforten erst 1924.
Die seit 1834 eingefädelten offiziellen Beziehungen zum ägyptischen Sudan wurden 1851 zu einem festen institutionellen Knoten verknüpft: in diesem Jahr eröffnete Wien ein Konsulat in Chartum.

1.2.5.1 Wirren um die Besetzung des Konsulpostens: von Baron von Müller zu Constantin Reitz

Das k.k. Ministerium für Handel hatte zuerst den württembergischen Baron von Müller[1] als Konsul in Chartum ausersehen. Von Müller war Privatgelehrter; vermutlich hat ihn sein Vermögen[2] den österreichischen Behörden empfohlen. Baron Müller hatte nämlich eine eigene Expedition nach dem Sudan ausgerüstet, sodaß zumindest die hohen Anreisekosten dem österreichischen Ärar erspart blieben. Diese Expedition saß seit dem Juni des Jahres 1850 in Chartum fest; Dr. Vierthaler und der später so berühmte A.E. Brehm baten, so der österreichische Generalkonsul zu Alexandrien, "in kläglichen Briefen um schleunige Hilfe".[3]
Der Baron weilte zu der Zeit in Europa, wohl um Geldmittel flüssig zu machen,[4] und es war nicht abzusehen, wann er in

---

1 Bericht des Generalkonsulates zu Alexandrien, vom 5.12. 1850 No. II31 an das k.k. Ministerium des Handels
Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

2 "... traf ich mit sehr großen pekuniären Opfern alle Vorbereitungen, um die Stelle, welche ich zu vertreten die Ehre haben sollte, würdig zu beginnen."
Schreiben des Baron von Müller vom 16.12. 1850
Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

3 Bericht des Generalkonsulates zu Alexandrien, a.a.O.

4 "Der Herr Minister Baron Bruck legt mir mein Erscheinen an den verschiedenen Höfen zur Last. Ich dagegen kann nur versichern, daß meine sämtlichen Reisen in Europa nur den Zweck hatten, mich mit akademischen und gelehrten Korporationen in Verkehr zu setzen."
Schreiben des Baron von Müller vom 16.12. 1850, a.a.O.

Chartum endlich eintreffen werde,[1] um seine Konsulatsgeschäfte aufzunehmen.
Der österreichische Generalkonsul zu Alexandrien, der unter diesen Umständen das Ansehen seines Staates leiden sah, schlug deshalb vor, den als Kanzler des Konsulates vorgesehenen Dr. Constantin Reitz anstelle des säumigen Baron von Müller mit der Konsulstelle zu betrauen. Eine diesbezügliche Erlaubnisurkunde des ägyptischen Außenministeriums, ein sogenanntes "Bujuruldu" ("Builrudu"), wollte der Generalkonsul noch einholen.

Der außerordentlich betroffene Baron von Müller erbat sich die Erlaubnis, in "seiner bisherigen Eigenschaft" abzureisen.[2]
In Chartum wollte er sogleich sein Entlassungsgesuch einreichen.

---

1 "Baron Müller ist mit dem Lloyddampfer 'Europa', ..., wieder nicht angekommen,..., obgleich er Dr. Reitz ... versprach, jedenfalls am 27. s.M. von Triest abzureisen."
Brief des Generalkonsulates zu Alexandrien, a.a.O.

2 Schreiben des Baron von Müller, a.a.O.

1.2.5.2 Die offiziellen Anweisungen des österreichischen Handelsministers von Bruck an den Konsulatsgeranten

Der Handelsminister Freiherr von Bruck wies in einem Erlaß vom 15.1. 1851 den Vertreter Österreichs folgendermaßen ein: "Ich erwarte von Ihnen Diensteifer, daß Sie Ihr bisher an den Tag gelegtes ... Interesse für die Herstellung und Förderung der österreichischen directen Verkehrsbeziehungen mit jenen entfernten Gegenden nach allen Kräften betätigen und durch eine energische, aber umsichtige Geschäftführung und gewissenhafte Pflichterfüllung das in Sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen wissen." [1]

Des weiteren habe Reitz seine vorgesetzte Behörde, das Generalkonsulat von Alexandria, "von den Landeszuständen und allen wichtigeren, auf die österreichischen Interessen Einfluß nehmenden Vorfallenheiten in Kenntniss zu erhalten, damit auf Grundlage Ihrer an Ort und Stelle gewonnen Erfahrungen über die Bedürfnisse des österreichischen Verkehrs in jenen Gegenden die Ausdehnung der consularischen Geschäfte und die örtlichen Verhältnisse überhaupt genügende Anhaltspunkte für die definitive Organisierung des österreichischen Consulatsdienstes im Sudan gewonnen werden können." [2]

Daß der Arbeitstag für einen in Chartum residierenden Konsul allerhand Kniffligkeiten bereithielt, das verraten die "Bemerkungen zu dem Entwurfe einer Amtsinstruktion für das kaiserliche Consulat in Chartum".

---

1 Erlaß von Brucks vom 15.1. 1851

2 Erlaß von Brucks vom 15.1. 1851

Wir erfahren, daß in Zivilprozessen zwischen Österreichern und Untertanen des Osmanischen Reiches die Gerichtshoheit allein den türkischen Tribunalen zukomme. Wir erfahren aber auch, daß laut Artikel 5 des Passarowitzer Handelstraktates einem österreichischen Untertanen ein Dolmetsch, ein "Dragoman"[1], zustehe, wenn er vor eine osmanische Landesbehörde zitiert werde. Wie überhaupt Beistand in Prozeßverhandlungen vornehmste Pflicht des Konsulates sei.

Zu den wirtschaftlichen Obliegenheiten des Konsulates gehöre es, "auf die an Elfenbein reichen unabhängigen Negerstämme ein Augenmerk zu richten" [2]; am besten "auf Vermittlung eines österreichischen Handlungshauses" [3] und über die Kontakte der katholischen Missionare [4] am Weißen Nil. Überhaupt sei der Schutz des Konsulates, unter den sich die katholische Mission gestellt hat, "tractatmäßig zu gewähren." [5]

Vorschriften hierüber erteile die österreichische Internuntiatur in Konstantinopel und das kaiserliche Ministerium des Äußeren. [6]

---

1 Entwurf zur Amtsinstruction von 1851
2 dto.
3 dto.
4 dto.
4 dto.
5 dto.
6 dto.

1.2.6 Constantin Reitz und seine Aktivitäten

1.2.6.1 Kampf um die freie Schiffahrt auf dem Oberen Nil

Diese schriftlich niedergelegten Weisungen füllte Reitz mit Leben und Tat. Zuerst nahm er sich des Auftrags an, die direkten Verkehrsbeziehungen von allen Hemmnissen zu befreien. Praktisch hieß das, auf dem Weißen Nil (Bachr-el-Abiad) die Handelsschiffahrt als eine freie zu erklären. Diesen von Reitz angestrebten Status bekämpfte aufs entschiedenste der ägyptische Statthalter des Ostsudan, Latif Pascha.[1]
Der Betriebsamkeit der europäischen Händler begegnete er mit Argwohn; er war gesonnen, ihnen den Gewinn empfindlich zu schmälern.
Der österreichische Generalkonsul von Huber schrieb in einem Bericht aus Kairo, datiert den 6.1. 1852: "Abbas Pascha hatte zwar den Handel auf dem Weißen Nil als frei erklärt, dessen ungeachtet unterzog ihn Latif-Pascha,..., der unerträglichsten Beschränkungen. Die Handelsexpeditionen nach dem weißen Flusse mußten, unter dem Vorwande einer Contribuzion für die ihnen aufgedrungene militärische Bedeckung, sich einer willkürlichen Abgabe unterwerfen, welche in dem dritten Theile der von den freien Negern eingehandelten Elefantenzähne und anderer Artikel bestand."[2]

---

1 Ein Mann, dessen Andenken wir deshalb ehren sollten, weil er dem mittellosen A.E. Brehm finanziell ermöglichte, die Tierwelt am Blauen Nil zu erforschen und zu beschreiben.

2 Schreiben von Hubers vom 6.1. 1852
Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

Reitz schlug hier Bresche. Er setzte zunächst durch, daß Europäer eigene Barken ausrüsten durften. Des weiteren stand der nicht zu umgehenden militärischen Bedeckung eine angemessene Besoldung zu. Vom eingehandelten Elfenbein durften die Behörden aber nicht mehr als den tarifmäßigen Zoll abschöpfen.[1]

1.2.6.2 Beschickung der kaiserlichen Menagerie mit wilden Tieren

Viel Mühe und Schriftverkehr verursachte auch eine Sendung wilder Tiere, für die Menagerie zu Schönbrunn bestimmt. Die erhaltene Liste zählt unter vielem anderen auf: Löwin, Giraffe, Hyäne, Schakal, Gepard, Antilope mit "gebogenen" Hörner, Antilope mit "geraden" Hörnern.[2]

1.2.6.3 Handelspolitische Erkundung Äthiopiens

Sehr früh hatte Österreich auch die äthiopischen Länder in seine handelspolitischen Überlegungen einbezogen. Gewährsmann war Dr. Wilhelm Schimper, der das Generalkonsulat mit Berichten "über die politischen und nationalökonomischen Zustände Abyssiniens " versorgte.[3]

---

1 Schreiben von Hubers vom 6.1. 1852, a.a.O.

2 Schreiben von Schaeffer, Generalkonsulat in Alexandria vom 3.11. 1852. Viele Tiernamen sind im Original nicht zu entziffern. Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

3 Schreiben von Hubers vom 28.10. 1851, a.a.O.

Österreichs Interesse zielte vor allem auf die Hafenstadt Massaua in der heutigen äthiopischen Provinz Eritrea:
"Massaua ist in politischer und commerzieller Hinsicht deshalb wichtig, weil es nächst Aden der geeignetste Punkt ist, wo eine österreichische Handelsfactorei errichtet werden könnte, um den einst so blühenden directen Handelsverkehr zwischen Venedig und dem Rothen Meere wieder ins Leben zu rufen." [1]
Dieser Wink blieb nicht vergessen, und Constantin Reitz erkundete als erster die handels- und marktgeographischen Verhältnisse in den Ostprovinzen des Sudans wie im Westen Äthiopiens.
Theodor Heuglin schreibt: "Der Vorstand (des k.k. Konsulates) Dr. C. Reitz, hatte sich vor allem zur Aufgabe gestellt, freundschaftliche Beziehungen mit den Nachbarländern anzuknüpfen, diese Länder und ihre Beherrscher zur dortigen Beförderung unserer europäischen Interessen persönlich kennenzulernen. Das k.u.k. Generalkonsulat in Ägypten unterstützte ihn bei diesen gefährlichen und mühevollen Unternehmungen so thätig als möglich und ertheilte ihm namentlich die Bewilligung zur Bereisung von Abyssinien und Dar-fur..." [2]

---

1 Schreiben v. Hubers vom 28.10. 1851

2 Th. Heuglin, Reisen in Nordostafrika, Vorwort S. I

Reitzens Antrag, vom Generalkonsulat so befürwortet, wurde auch vom k.k.-Handelsministerium zu Wien gutgeheißen.[1] Doch drängte die Zeit zu schneller Entscheidung: der Herr über Abessinien, Ras-Ali, hatte eine Gesandtschaft politischen Auftrages an den Vizekönig von Ägypten, Abbas Pascha, geschickt; dieser Reisezug hatte seine Mission beendet und sammelte seit dem Sommer 1852 in Chartum Kraft für die Rückkehr nach Abessinien. Reitz gedachte, sich diesen Gesandten anzuschließen. Sein Begleiter war Theodor Heuglin aus Württemberg.

1.2.6.3.1 Von Abu-Haras bis Kamara

Die Reisegruppe Reitzens zählte einen europäischen Jäger, einen Wildpräparator und zwölf Diener. Das Gepäck[2] war sehr knapp bemessen, da der größte Teil des Reiseweges zu Fuß zurückgelegt werden mußte.
Der Routenplan sah vor, auf dem Bachr-el-Azraq bis Abu-Haras vorzustoßen und von dort östlich des Flusses Atbara nach der Provinz (G)Kedaref zu marschieren. Ziel der Reise war die abessinische Metropole Gondar.
Die Reise war nicht frei von Mißhelligkeiten; mit Omer-Bey, dem Haupt der Gesandtschaft, war schwer zu harmonieren.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 3

2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 5. Doch hatte man sich mit Maria-Theresientalern versorgt.

Die Jagdleidenschaft Heuglins erregte Anstoß[1]; vor allem dann, wenn er Vögel zurichten ließ, ohne sie vorher unter einem andächtig gemurmelten: "bismillah-er-rachman-er-rachim" geschächtet zu haben.[2]
Doch nicht genug:Mesalamie-Araber meldeten, daß Ras-Ali in schwerer Bedrängnis sei; der Usurpator Kasa[3] aus West-Habesch befinde sich auf dem Kriegszuge gegen seinen Oberherrn. Mit Ras-Ali durfte man also nicht mehr rechnen.
So erreichte die Karawane Kedaref und seinen Hauptort Kamara, verkehrsgeographisch bedeutend wegen seiner sauberen Brunnen, wichtig auch als Stapelort aller Waren, die zwischen dem östlichen Sudan, Abessinien unddem wichtigen Hafen Suakin transportiert wurden.

1.2.6.3.2 Zug nach Gondar und Tod C. Reitz

Man kam überein, sich von der Gesandtschaft zu trennen und sich etlichen Abessiniern anzuvertrauen, die sicheres Geleit zu Kasa versprachen. Reitz und Heuglin zogen durch gänzlich unbewohnte, aber sehr elefantenreiche Wälder nach dem Hochland westlich des Tana-Sees. In Tschelga empfing Kasa die europäischen Ankömmlinge.

---

1 Für einen Naturforscher gestalteten die Märsche sich überaus mühevoll. So warteten auf ihn neben Jagd und Präparation des erlegten Tieres vielerlei Pflichten: Kotschy z.B. notierte sich während des Marsches Schlagworte, die aus Erkundigungen herausgezogen wurden. Im erschöpften Zustand mußte allabendlich das Reisetagebuch geführt werden.
Th. Kotschy, a.a.O., S. 254

2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 7

3 dt., a.a.O. S. 13

Die siegreichen Truppen des Kriegsherren waren mit Lanze und Schild[1] gerüstet. Auffällig waren die Speisegewohnheiten der Abessinier: das vom (höchstwahrscheinlich noch lebenden)Rind geschnittene Fleisch wurde roh verzehrt; Heuglin fand den Geschmack nicht übel und wollte sich bald an das "Detsch" gewöhnt haben.[2] Reitz, österreichischer Konsul, schritt zum amtlichen Teil der Reise: Als Kostbarstes der Geschenke ließ er ein Dongola-Pferd vortraben, dann ließ er vier Flinten, Säbel, Pulver und Blei als würdige Gaben überreichen.[3]
Er hatte damit den Punkt getroffen, denn in der sich dann anspinnenden Konversation zeigte sich Kasa überaus interessiert am österreichischen Kriegswesen.[4] Auch sonst war der Usurpator voll reformerischen Willens, wollte sich Werkzeuge mit Spezialisten aus Europa kommen lassen.[5]
Reitz erreichte dann Gondar, eine Stadt, die sich Muslims und koptische Christen teilten. Die Handelsverhältnisse erwiesen sich allerdings als kümmerlich,[6] wie eigentlich die aller vorhergegangenen Orte. Man setzte sich als nächstes Reiseziel das Reich Tigré, wo man Verbindung mit dem Deutschen Dr. Schimper[7] aufzunehmen hoffte.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 42
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 43
3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 43
4 Th. Heuglin, a.a.O., S. 43f.
5 Th. Heuglin, a.a.O., S. 43
6 Th. Heuglin, a.a.O., S. 52
7 Naturforscher; beschrieb den wilden Kaffeestrauch, Acocanthera Schimperi, dessen Saft auch heute noch eingedickt wird und als Pfeilgift, vornehmlich bei der Elefantenwilderei, Verwendung findet.

Detschatsch Ubie, Herrscher von Tigré,wollte Reitz lange nicht empfangen. Doch gelang dem Konsul der endliche Abschluß eines provisorischen Handelsvertrages[1], der die österreichischen Staatsbürger vom Zoll[2] befreite.
Auf dem Rückweg starb Dr. Reitz am 16.3. 1853 in Metemmah an der Dysenterie.[3] Heuglin, der sich mit Diät, Ruhe und mit Arsenik, in homöopathischen Dosen eingenommen, der Dysenterie erwehren konnte, Heuglin übernahm Reitzens Aufzeichnungen, amtliche Papiere und traf am 17.6. 1853 wohlbehalten in Chartum wieder ein. Reitz' hinterlassene Schriften enthalten Entfernungsangaben zwischen den einzelnen Rast- und Wasserstationen, Listen der Marktplätze und Handelsartikel. Daneben hat er in das Stromsystem des Atbara, des ptolemäischen Astaboras, weiteres Licht gebracht.
Der spätere Konsul Heuglin hat die Verbindung mit Kasa nicht abreißen lassen. Im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv wird ein Schreiben dieses Kriegerfürsten an Heuglin aufbewahrt. Ich zitiere die Schlußsätze aus der beiliegenden Übersetzung ins Deutsche:
"...An den österreichischen Konsul Heuglin in Chartum, meinen teuren Bruder..., ich habe Abyssinien erobert, es ist ganz mein Eigentum geworden durch die Allmacht Gottes des Erhabenen; und es ist notwendig, oh mein Bruder, daß Ihr uns schicket gutes Pistolenpulver, und zwar viel und schnell, ohne Verzug."[4]

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 94
2 Nach E. Fenzl: Bericht über d.von H. Dr. C. Reitz k.k. Viceconsul f. Innerafrika auf s. Reise v. Ch. n. G. i. Abyss. ges. geogr.-stat. Notizen, S.15 - mit Kasa abgeschlossen.
3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 135
4 undatiertes Schreiben des Sultans Kasa an Heuglin

1.2.7 Die Ära Heuglin von 1853 bis 1858

Es war ein gebürtiger Deutscher, Freiherr von Bruck, gewesen, der schon 1851 den Grundstein zur österreichischen Botschaft gelegt hatte, und ein Deutscher trat die Nachfolge Dr. Reitz' an. Dieser, Theodor Heuglin, entstammte einem schwäbischen Pfarrhause. Obwohl ursprünglich für das Berg- und Hüttenfach ausgebildet, drängte es ihn mit Macht zur Zoologie. 1849 schloß er in Stuttgart die Bekanntschaft mit Baron von Müller, der schon den jungen Brehm 1847 gefördert hatte.
Just dieser Müller verwies Heuglin auf das Ziel Afrika. In Alexandria verband Heuglin sich mit dem österreichischen Generalkonsul Huber, der wohl den jungen Württenberger an das Tochterkonsulat von Chartum empfohlen haben dürfte.
Dort führte Heuglin ein buntes Jäger- und Wanderleben an den Gestaden des Weißen Nil. Die überquellende Tierwelt und ihre Formenfülle hatten es dem Schwaben besonders angetan. Seine Verbindungen zum Alten Reich hatte Heuglin niemals verdorren lassen, und ab 1856 veröffentlichte er im Herz- und Zentralorgan deutscher Afrikaforschung, in den "Mitteilungen" des rührigen Dr. Petermann. Darüber mochte er seinen Verpflichtungen in Chartum nur mehr ungenügend nachgekommen sein.
1858 enthob Wien Heuglin seines Amtes. Er kehrte nach Stuttgart zurück, mittlerweile zu Berühmtheit gelangt.

1.3 Deutsche Einzelreisende

Österreich ist rüstig vorangeschritten, hat manchem Deutschen aus dem Bund den Weg nach dem Niltale gebahnt; Theodor Heuglin mag dafür als Beispiel stehen.
Freilich, Heuglin war nicht der erste Deutsche überhaupt, wohl aber der erste, der, gedeckt durch die Flagge eines mächtigen Staates, seine Wege suchen konnte. Was vor ihm das Obere Niltal durchwandert hatte, war offiziell ungedecktes, ungesichertes Einzelgängertum gewesen, ganz auf das Wohlwollen Mohammed-Alis angewiesen.

1.3.1 Eduard Rüppell

Eduard Rüppell entstammte einer begüterten Handelsfamilie aus Frankfurt am Main. Eine zarte, anfällige Gesundheit verwies ihn nach dem Süden; ererbtes Vermögen verschaffte dem geistig Interessierten die ersehnte Unabhängigkeit.
1817 reiste Rüppell nach Ägypten. Sein Drang nach Menschen- und Weltkenntnis trieb ihn bis Assuan. Die energische Regierung Mohammed-Alis garantierte Rüppell die politische Ruhe, die nach seinem Eingeständnis Vorbedingung allen Forschens ist.
1818 kehrte er über Genua nach Mitteleuropa zurück.

1.3.1.1 Reisezurüstungen

Die Reise hatte ihm - dem Kaufmannsberuf war er entfremdet - eine neue Lebensaufgabe zugewiesen: Reisender und Naturforscher. Von einem gewissen Baron v. Zach ließ Rüppell sich in die Astronomie einführen. Naturwissenschaften, damals Naturgeschichte benannt, studierte er in Pavia in der damals österreichischen Lombardei. Danach schloß Rüppell mit der "Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt" einen Vertrag:
die Gesellschaft stellte ihm einen Assistenten, wohingegen Rüppell seine gesammelten Mineralien an die Vereinigung abzuführen hatte.
1822 traf der Reisende in Ägypten ein. Die seit 1820 durchgeführten Feldzüge nach Sennaar und Kordofan hatten ihm den Weg nach Nubien und Kordofan geebnet. Einzelheiten der Reiseorganisation hat Rüppell in seinem knappen, aber essentiellen Reisewerk nicht festgehalten. Er dürfte Kamel und Nilbarke gleichermaßen gebraucht haben. 1827 kehrte Rüppell nach Frankfurt zurück.
Das Nilquellenproblem hat auch ihn umgetrieben. Das alljährliche Anschwellen des Weißen Nils, den er aus Südwest fließen wähnte, erklärte Rüppell mit einem hypothetischen Landsee, aus dem der Bachr-el-Abiad ströme. Rüppell forschte danach einen Fertit-Sklaven aus, doch ergab das Gespräch nichts, da der Einheimische den Begriff "See" nicht kannte.[1]

---

1 E. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, S. 172f.

Zu gerne hätte Rüppell sich noch über die geographischen Verhältnisse in Darfur erkundigt, doch hatte der durch die Kriegszüge gestoppte Handelsverkehr auch den Informationsfluß unterbrochen.

Über Krankheiten weiß Rüppel mancherlei zu berichten und zu raten: so beobachtete er bei einem Europäer 26 Narben, die vom Medinawurm herrührten; die tief ins Muskelfleisch eingebettete Filarie ließ sich damals nur mit einem glühenden Eisendraht entfernen.[1] Vor "perniciösen Fiebern" warnt Rüppell besonders; er empfiehlt, das Wasser nur aus dem Fluß zu schöpfen, danach abzukochen. Chinin (12 Gran) und "Bitterextracte" seien gegen Fieber einzunehmen; auch sei jedes Schlafen auf dem Fußboden zu vermeiden. Das Fieber steige einmal aus den Dünsten stagnierenden Wassers, zum andern sei es die Reaktion auf Kleinstlebewesen (Infusorien), die mit dem Wasser eingenommen worden sind. Die Fiebermücke,die "Anopheles" kannte man damals also noch nicht.

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 165

1.3.2 Hermann von Pückler-Muskau

Einen ganz anders gearteten Typus vertrat Pückler-Muskau.
Er entstammte der Standesherrschaft Muskau. Sein Lebensweg entsprach durchaus den Konventionen seiner Kreise: Unterricht bei Herrnhutischen Hauslehrern, Studium in Leipzig und obligatorischer Offiziersdienst.
Ein feuilletonistisch aufgeputztes Reisewerklein über England, "Briefe eines Verstorbenen" entlastete das von einem Defizit von 500 000 Talern bedrängte Vermögen und ermunterte den bislang ziellos umhervagierenden Dandy, auf dem Weg des Reiseliteraten weiterzuschreiten.
1835 segelte Pückler-Muskau von Marseille aus nach Nordafrika. Die Stationen seiner Reisen waren Tunis, Malta, Griechenland und Kreta. Kreta war damals ein Teil Ägyptens, das zu bereisen sich Pückler-Muskau anschickte.

1.3.2.1 In Mohammed-Alis Reich

Mohammed-Ali behandelte den Gast aus Deutschland bevorzugt.
Der deutsch-ägyptische Reisearzt Dr. Koch begleitete Pückler-Muskau nach Chartum, der Hauptstadt des Sudan.
Pückler-Muskau durchzog Oberägypten, Nubien, Sennaar weder als Forscher noch als Jäger; er war bereits der Typus des komfortabel ausgestatteten Touristen.
Sein Hang zur Schauspielerei und Maskerade, vielleicht auch ein Bedürfnis, sich mit dem Wildgeruch der Ursprünglichkeit zu parfümieren, verführte ihn zu spaßiger Reisegewandung: er warf sich einen Burnus über, bedeckte das Haupt mit einem Turban; in die Leibbinde steckte er zu allem Überfluß noch silberbeschlagene Pistolen.

Auch paßte er sich den Landessitten dahingehend an, daß er etliche Sklaven erwarb; darunter eine erlesene Galla-Schönheit namens Machbuba. Pückler-Muskau scheute nicht zurück, sie 1840 nach Muskau mitzunehmen. Machbuba vermehrt wohl die Fama des mittlerweile finanziell völlig ruinierten Exzentrikers, starb aber noch im selben Jahr an der Tuberkulose.

1.4 Preußen und Nordostafrika

1.4.1 Der Impuls Ägypten

Ab 1842 wandte sich auch Preußen Nordostafrika zu.
Preußen warf sich vor allem auf Ägypten, und zwar auf das Ägypten des Altertums. Die Entschlüsselung der Hieroglyphen durch Champollion warf gewaltige Überlieferungsmassen ans Gestade der antiquarischen Gelehrsamkeit.
Es galt zu sichten, zu ordnen, einzureihen. Dies besorgte mit zähem Fleiß Richard Lepsius, der in den Jahren 1842 bis 1845 die altägyptischen Denkmäler aufnahm, durch "königliche Munifizenz" seiner Majestät Friedrich Wilhelms IV.

1.4.2 Richard Lepsius und sein Vorstoß nach dem Sudan

Lepsius' offiziöse Aufgabe lautete: "historisch-antiquarische Untersuchung und Ausbeutung der altägyptischen Denkmäler im Nilthale und auf der Sinaihalbinsel."
Seine Gönner und Protektoren waren Alexander von Humboldt, Bunsen, von Olfers, der Naturforscher Ehrenberg.
Der"Preußischen Staatszeitung" hatte Lepsius den Vorabdruck seines Reiseberichtes zugesichert.

Lepsius reiste von Southampton in Richtung Alexandria. In Malta vermehrten sich die Passagiere um zwei interessante Persönlichkeiten: der Missionar Isenberg stieg zu, der eine Grammatik des Amharischen verfaßt hatte, der Herrensprache Äthiopiens. Nicht minder erwähnenswert war Rosine Dietrich,[1] Braut des Missionars Krapf, der in dem abessinischen Reich Schoa wirkte; Krapf sollten 1848 als Entdecker des Kilimandscharo Ruhm und gehässigste Befehdung gleichermaßen zuteil werden.

In Alexandria wurde Lepsius zu einer Audienz bei Mohammed-Ali geladen. Lepsius überreichte antike Vasen[2] und erhielt einen "Firman", ein offizielles Erlaubnisschreiben, das die Ausgrabungen guthieß und zugleich alle Fundstücke dem Reiche Preußen als Geschenk überließ.[3]

In Kairo besuchte Lepsius die Stellvertreter Mohammed-Alis, empfohlen durch den österreichischen Konsul, den Herrn Champion.[4]

Von Kairo aus reiste Lepsius über Wadi-Halfa, Abu Hammed und Berber nach Chartum.

Der Reiseproviant zählte zehn Wasserschläuche und umfaßte reichliche "Provisionen" an Reis, Makkaroni, Zwieback und kaltem Fleisch; daneben führte er ein leichtes Zelt und Decken mit.

Im Frühjahr 1844 hatte Lepsius Chartum erreicht.

---

1 R. Lepsius, a.a.O., S. 9
2 R. Lepsius, a.a.O., S. 11
3 R. Lepsius, a.a.O., S. 11
4 R. Lepsius, a.a.O., S. 15

Von dort aus unternahm er die schon obligatorische Reise nach den Uferländern des Blauen Nils.
Die vielen Stunden gemächlichen Dahintreibens kürzte sich Lepsius mit geographischen Lektionen, die ihm der Begleitunteroffizier, der Kawass Hadschi Ibrahim, erteilte; daneben lauschte er den nubischen Matrosen ihre Vokabeln ab, die er in einem Wörterbuch festhielt.
In Sennaar erwarb Lepsius einen Pavian; er tat es vor allem deshalb, um die altägyptischen Hundsaffendarstellungen auf ihren Naturalismus hin zu prüfen.
Nach Chartum zurückgekehrt, spürte Lepsius das Beben von Revolten, die um Wed Medinah ausgebrochen waren; die von Ägypten auferlegte Steuerlast schuf Empörung.
Während eines Besuches bei Osman Bey konnte Lepsius den Vorbeizug 41 gefangener Schechs beobachten.
Der Rückweg führte den Gelehrten nach der berühmten Ruinenstätte Meroe. Er durchquerte die Wüste Bayuda und untersuchte das archäologisch bedeutsame Trümmerfeld am Djebel Barkal. Ab Dongola ging es nilabwärts, vorbei an Philä, Theben. Am 25.2. 1845 hatte Lepsius das eigentliche Ägypten wieder erreicht.

1.4.3 Heinrich Brugsch

Ähnlich seinem Kollegen Lepsius traf Brugsch auf günstige Umstände. Der Vizekönig von Ägypten, Abbas Pascha, hatte auf eigene Kosten in Oberägypten nachgraben lassen.[1]
Auch fand Brugsch in Ägypten mancherlei Anhalt an seinem eigenen Heimatlande Preußen: Baron von Deutz,[2] preußischer Generalkonsul für Ägypten und Syrien stand ihm zur Seite.
Auch hatte sich um diese Zeit eine recht bunte Schar europäischer Gelehrter und Verwaltungsfachleute am Nil heimisch gemacht. Brugsch traf unter einem gewissen Linant-Bey, einem Hekekryan-Bey die deutschen Ärzte Dr. Pfund und Dr. Bilharz,[3] letzterer hochbedeutsam durch die Enträtselung einer in den Tropen weitverbreiteten Krankheit, die ein durch porenfeine Körperöffnungen eindringendes Kleinstlebewesen verursacht; da es im Wasser existiert, befällt es vor allem Fischer. Man nennt die Krankheit "Bilharziose".
Brugsch durchforschte vorrangig die Ruinenfelder von Gizeh und Memphis, "mit Herodot in der Hand."[4]
Von Kairo aus reiste er zu Schiff nach Beni-Hassan und Siut. Die Anwerbung der notwendigen Barkenruderer gestaltete sich schwierig, da sie mit dem Termin des "Festes der Opferung" zeitlich zusammenfiel. Brugsch erzählt, wie ein türkischer Artillerieoberst gegen ihn Stimmung machte und die Bemannung der Dahabie zu hintertreiben suchte:"Oh, ihr Brüder, das geschieht nur wegen des Nusrani!"[5]

---

1 H. Brugsch, Reiseberichte aus Ägypten, S. 9
2 H. Brugsch, a.a.O., S. 9
3 H. Brugsch, a.a.O., S. 10
4 H. Brugsch, a.a.O., S. 79
5 H. Brugsch, a.a.O., S. 80
(Nusrani - wohl Nicht-Muslim)

Dennoch konnte die Reise vonstatten gehen; vom Mastbaum der Dahabie flatterte die Flagge Preußens.[1]
Brugsch genoß die Fahrt "durch das Land seiner Träume".[2]
Sein Ägyptologenenthusiasmus begrüßte den "Boden", "wo man einst demotisch sprach und schrieb."[3]
Dennoch drängte die Gegenwart durch den antiken Schleier.
Brugsch notierte den verzweifelten Ausruf eines Fellahs, daß auf jeder Dattelpalme eine Steuer von 60 Para[4] laste. Auch erlebte er, wie das Getreide gewässert wurde, um den staatlichen Aufkäufern ein höheres Gewicht[5] vorzutäuschen.
Die irregulären Truppenaushebungen mittels Los[6] bedrückten ihn.
Doch die Tempelanlagen von Abydos, Dendera, Karnak und Medamut vertrieben die häßlichen Bilder der Gegenwart.
Die Arbeitstage flossen gemächlich dahin. Am Abend[7] liebte Brugsch die Geselligkeit mit dem Franzosen Meunier und dem Türken Abdurrahman-Effendi. Brugsch notierte in sein Diarium, daß die Ruinenfelder so still dalägen wie noch nie; er führte das auf den Krimkrieg zurück, der "sogar selbst den Engländern die Reiselust verdorben"[8] habe.

---

1 H. Brugsch, a.a.O., S. 81
2 H. Brugsch, a.a.O., S. 8
3 H. Brugsch, a.a.O., S. 8
4 H. Brugsch, a.a.O., S. 85
5 H. Brugsch, a.a.O., S. 91
6 H. Brugsch, a.a.O., S. 100
7 Ähnlich Pückler-Muskau liebte auch Brugsch allerlei orientalische Maskerade; so liebte er es, auf arabischen Gebetsteppichen zu sitzen; er bevorzugte den türkischen Tschibuk und trug gerne den Fez.
8 H. Brugsch, a.a.O., S. 199

Nur zu Luxor traf Brugsch den "muthigen Jesuiten Pater Ignaz Knoblecher" aus Österreich. Brugsch schreibt:
"Der Pater geht mit seiner Expedition nach Chartum, um von da aus am dritten Grade im Lande der Dinka-Neger eine Station zu errichten."[1]
In Assuan spürte Brugsch erstmals den Hauch des inneren Afrika; er beobachtete das geschäftige Treiben der Sklavenhändler, der Djelabs, die auf ihren Barken die Güter des Sudan nach "Masr" nach Ägypten transportierten: Neger, Elfenbein, Gummi.[2]
Auch blühte der Tierhandel. Brugsch notierte Giraffen, Meerkatzen, Paviane und Strauße.[3]
Nach der Erkundung der Stätten von Philä und Komombos kehrte Brugsch wieder zurück nach Unterägypten.
Brugsch trat in der Folgezeit in den Dienst des Vizekönigreichs Ägypten und hat sich als "Brugsch-Pascha" sehr um die Konservierung altägyptischen Kunstgutes bemüht.

---

1 H. Brugsch, a.a.O., S. 199
2 H. Brugsch, a.a.O., S. 247
3 H. Brugsch, a.a.O., S. 247

1.5 Ein Brennpunkt der Geographie: Gotha und die "Deutsche Expedition von 1861"

Neben Berlin sollte bald ein zweiter Brennpunkt geographischer Forschung aufleuchten: Gotha. Zwei Persönlichkeiten erhoben dieses mitteldeutsche Städtlein zu europäischem Ruhm: Justus Perthes, der Kartograph, und August Petermann, der Publizist und Organisator von Expeditionen nach dem Polargebiet und Afrika. Von Petermann vor allem wird jetzt zu reden sein.

1.5.1 Petermann und seine "Geographischen Mitteilungen"

Ähnlich Heuglin hatte sich auch Petermann zu seiner geographischen Berufung erst durchzuringen. Seine Mutter hätte den begabten Knaben nur allzugerne als Prediger auf der Kanzel gehört; dem Eintritt in die geographische Kunstschule in Potsdam wollten die Eltern lange nicht zustimmen.
In Edinburgh und später in London betrieb er eine lithographische Anstalt. Leopold von Buch, damals führender Geologe, lobte den strebsamen Mann; die Aufmerksamkeit des jetzt schon olympischen Alexander von Humboldt fiel auf die gediegen gedruckten Karten, was um 1848 soviel wie eine Erhebung in den wissenschaftlichen Adelsstand bedeutete. Wiewohl rührig tätig in der Antislavery-Bewegung, auch maßgeblicher Initiatior der britischen Nigerexpedition, die Heinrich Barth zu Weltruhm verhelfen sollte, trotz alledem verließ Petermann 1854 die damalige "Welthauptstadt" London, um bei Justus Perthes in Gotha neu zu beginnen. Mächtig ausholend sammelte er alle Erträgnisse geographischer Reise- und Sammeltätigkeit in seinem Blatte: "Petermanns Geographische Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt".

Dieses Organ sollte sich bald zu einer Agora gesamtdeutscher geographischer Bemühungen weiten, von Hamburg bis Wien. Die emsig geknüpften Fäden zu Mäzenen, Reisenden und Schriftstellern bildeten ein Netz, das kostbare Forschungsbeute bergen sollte: die zu Wadai vermuteten Tagebücher des verschollenen Dr. Vogel.

1.5.2 Der zu Wadai verschollene Dr. Vogel

Vogel, ein junger Astronom der Sternwarte London, war der Nigerexpedition unter H. Barth nachgesandt worden, die Lücke des vom Fieber weggerafften Richardson[1] aufzufüllen. Vogel hat sich dann von Barth getrennt. Sein Ehrgeiz trieb ihn, Wadai, das unbekannte Königreich zwischen Niger- und Nilsystem, zu durchwandern. Dort verlor sich seine Spur.
Vogel galt offiziell als verschollen; sein Schicksal mußte geklärt werden. Zum wenigsten hoffte man, seine Aufzeichnungen zu bergen. Eine dem Außenstehenden seltsam scheinende Hoffnung, nur verständlich vom Beispiel des ermordeten Mungo Park her, dessen Tagebuch sich tatsächlich erhalten hatte, weil es von den Eingeborenen lange als heilskräftiger Talisman ängstlich gehütet worden war; fitzelweise soll die Tinte vom Papier gespült worden und durch die frommen Kehlen der Eingeborenen als sakraler Trank geflossen sein; doch hatte sich bis zur Auffindung noch ein Gutteil erhalten. Darauf baute man auch in Gotha, wenn auch Petermann offiziell zur "Deutschen Expedition zur Wiederauffindung Dr. Vogels" rüsten ließ.

---

1 nach Hassert: Die Erforschung Afrikas: von Petermann abgesandt, um den toten Barth zu suchen;
nach Konzelmann: Sie alle wollten Afrika, S. 178: abgesandt, um Richardson zu ersetzen

1.5.3 Der Plan zur "Deutschen Expedition zur Wiederauffindung Dr. Vogels"

Es galt jetzt, den einzuschlagenden Weg zu bestimmen. Wadai sollte von Osten her, vom leidlich gut erkundeten ägyptischen Sudan, geöffnet werden. Die Leitung der Expedition übertrug Herzog Enst von Coburg, Präsident des deutschen Afrikakomitees, dem mittlerweile geadelten Theodor von Heuglin. Geldvergabe und Federführung hatte Petermann sich vorbehalten. Weiter nahmen teil Dr. Steudner, Kinzelbach, Schubert und der wohl bedeutendste von allen, der Schweizer Werner Munzinger.

1.5.4 Werner Munzinger und Theodor von Heuglin - die Leiter der Expedition

Munzinger entstammte dem Oltener Patrizitat und erzog sich früh schon zur Universalität im humboldtisch-goetheschen Sinne. Alles deutete auf eine behagliche Gelehrtenexistenz, bis er sich an den Universitäten von München und Paris die Welt der orientalischen Sprachen erschloß. Munzingers zupackende Natur hatte früh erkannt, daß er mit der Sprache des Arabischen die Schlüssel zum Dunklen Kontinent in Händen hielt.
Er wählte sich als Studienort Alexandria, die Stadt, die damals wie zu keiner Zeit den völkerumspannenden Geist ihres mazedonischen Gründers aufleben ließ.

Alexandria war nur das Tor, das Munzinger durchschritt, um als zweiter Chef einer Handelsexpedition das glühend heiße Massaua zu erreichen, diese entfernte Enklave Ägyptens am Roten Meer, im Angesicht des Hochlandes von Abessinien.
Dorthin zog es den Schweizer, und als Verkäufer von Sämereien und schweizerischen Infanteriegewehren etablierte er sich im Gebirgsdorf Kérén. Von diesem Stützpunkt aus hat er sich in sechs Jahren eine umfassende Kennntnis der Küstenbergländer zwischen Kassala in Nubien, Mekka im Hedschas und Abessinien erwandert und erforscht, dabei in schöpferischer Synthese solch auseinanderliegende Gebiete vereinigend wie Landeskunde, Linguistik, Volkssitte, Recht und Gesellschaft. Vermittlerin war ihm nicht zuletzt seine Frau, eine Eingeborene aus dem abessinischen Tigré. Von seinen gespeicherten Wissensvorräten gab er reichlich ab an die "Triester Zeitung" und an die "Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". So mag er dem Gotha'schen Gremium bekannt geworden und zur Teilnahme an dem deutschen Unternehmen eingeladen worden sein.

1.5.5 Auftakt der Reise, einiges zur Ausrüstung

Petermann schreibt zur grundlegenden Bedeutung dieser Expedition: "...Dazu kommt, daß gerade diese Länder ein besonderes Interesse beanspruchen, es sind nicht todtbringende sumpfige oder sandige afrikanische Wüsteneien,..., es sind Gebiete, die eine Geschichte und eine Zukunft haben; deren ethnographische Verhältnisse Beachtung beanspruchen, und die vor allem ein Eldorado des höchsten Naturreichtums bilden, welcher sie unter Umständen zu einer bedeutenden kulturhistorischen und politischen Wichtigkeit erheben dürfte... eine Art No-man's land, nach

welchem irgendeine beliebige europäische Macht die Hand ausstrecken kann."[1]
Am 9.2. 1861 gingen Heuglin und die übrigen Teilnehmer der Expedition in Triest an Bord. Dazu schrieb die "Augsburger Allgemeine Zeitung" vom 22.2. 1861:
Theodor von Heuglins Expedition nach Inner-Afrika
Die Mitglieder dieser Expedition sind, einem gedruckten Circular des Comités zufolge, nun endlich unterwegs (Hr. v. Heuglin verließ Stuttgart am 26. Jan.), und werden sich voraussichtlich Anfangs März zum Rendezvous in Alexandria einfinden. Man wird hieraus sehen daß sich die Abreise gegen die ursprüngliche Absicht etwas verzögert hat; allein verschiedene Rücksichten gestatteten es nicht dieselbe zu überstürzen; die Ausrüstung ist in jeder Beziehung so vollkommen als möglich gemacht, die Anfertigung, Anschaffung und Erprobung der mannichfachen astronomischen und physikalischen Instrumente ist mit aller Sorgfalt effectuirt, und hat deßhalb mehr Zeit in Anspruch genommen als man zuerst dafür ansetzte. Die etwas verspätete Abreise wird jedoch für die Expedition von keinerlei Nachtheil seyn, da ihr wenigstens noch sieben Monate Zeit gelassen ist um Chartum zu erreichen, und von da in günstiger Jahreszeit nach Wadai aufzubrechen. Da die gewöhnliche, mindestens drei Monate in Anspruch nehmende, Reiseroute von Kairo nach Chartum den Nil hinauf eben so beschwerlich und kostspielig als viel bereist und deßhalb uninteressant ist, da ferner auf dieser Tour durch die tief gelegenen Gegenden die Monate April und Mai die gefährlichsten für ankommende Europäer sind, so wird sich die Expedition von Kairo nach Sues, und von da auf einem Dampfboot in wenigen

---

1 R. Petermann, Die Deutsche Expedition in Ostafrika 1861 und 1862, Vorwort

Tagen nach Sauakin oder einem andern geeigneten etwa in der Breite von Chartum gelegenen Hafen des rothen Meeres begeben. In den hoch gelegenen, äußerst gesunden Bogosländern und benachbarten Regionen, in denen Werner Munzinger seit einer Reihe von Jahren ansässig war, ohne ein einziges Mal krank gewesen zu sein, wird sich die Expedition sodann während der in den Niederungen so lebensgefährlichen Regenzeit aufhalten, und in dieser Zeit bereits alle möglichen Einleitungen und letzten Vorbereitungen für die Reise nach Wadai treffen, um den Aufenthalt in dem so ungesunden Chartum so viel als möglich abzukürzen.[1]

Ihr erstes Etappenziel war Konstantinopel, wo sie sich einen großherrlichen Firman verschafften, unterstützt vom österreichischen Botschafter, dem Internuntius Baron Prokesch.[2] Geleitet von einem Dolmetscher der österreichischen Botschaft, einem "Dragoman", überreichte Heuglin dem Großwesir ein Schreiben des Herzogs von Coburg-Gotha und den sächsischen Hausorden.[3]

In Ägypten angelangt, verschaffte sich Heuglin weitere Empfehlungsschreiben an die Behörden des Sudan, er besorgte sich auch einen Geleitbrief an den Sultan von Darfur, dessen noch unbezwungenes Reich man zu durchwandern hatte, wenn man nach Wadai reisen wollte.[4]

---

1 Beilage zu Nr. 53 der Allgemeinen Zeitung, 22. Febr. 1861

2 Th. Heuglin, Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ostsudan und Chartum, S. 10

3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 10

4 Th. Heuglin, a.a.O., S. 14

Dann galt es, die Ausrüstung zu sichten und zu ordnen. Heuglin hatte äußerste Sorgfalt walten lassen. Für die astronomische Ortsbestimmung und die Ermittlung der geographischen Lage hatte man Bussolen, Taschensextanten, Sekundenuhr und astronomisches Fernrohr sollten die Ortszeit feststellen. Für meteorologische Untersuchungen hatte Heuglin aus Stuttgart, Paris und London sehr empfindliche Instrumente anfordern lassen; so führte er ein Anaeroid mit, einen Reisebarometer, Thermo- und Hypsometer.

Eindrucksvoll nahm sich das Waffenarsenal der Expedition aus: 12 "vortreffliche Schießgewehre von Lebeda und Novodny in Prag und Roos in Stuttgart".[1]
Neben dieser Kernbestückung verteilte Heuglin 40 Büchsen an die Diener. Zur Jagd auf Elefanten waren 5 Spezialgewehre bestimmt, die bis zu viertelpfündige Kugeln verschossen.
Diese Projektile waren teils abgerundet, teils zugespitzt; die Quantität des Pulvers war, nach Heuglin, "enorm".[2]
Auch die Reitsättel waren in Stuttgart spezialgefertigt worden.
Eine reich sortierte Bibliothek und viel Schreibmaterial waren für die Forschungsarbeiten bestimmt.
Für die Reiseküche hatte Heuglin ineinandergepaßte Feldkessel und Kochgeschirre besorgt. Die Nachtruhe verbrachte jeder Reisende auf einem türkischen Teppich, einem kleinen Kopfpolster und unter einer wollenen Decke. Diese Schlafutensilien rollte man in einer gegerbten Ochsenhaut zusammen.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 19ff.
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 19ff.

Viel Kopfzerbrechen hatte der Transport der Wasservorräte bereitet, Heuglin entschied sich dafür, das Wasser sowohl in Fässer wie auch in die landesüblichen Lederschläuche zu füllen. Letztere Behältnisse verlangen vom Reisenden viel Überwindung und viel Durst; der Lederschlauch, die Qurbeh, wird an den Innenseiten mit Tran abgedichtet, um eine zu rasche Verdunstung zu verhindern. Deshalb stinkt das Wasser sehr bald und nimmt auch schnell, so Heuglin, die Farbe "einer Gerberlohe"[1] an.
Die Reiseapotheke enthielt Dosen von Chinin, Salicin, Opium. Mitgeführt wurden auch Arnica, Brechweinstein, Quecksilber, Zitronenessenz, Senfmehl und Rizinusöl.
Die Kleidung war durchweg aus Baumwolle.
Ein gehöriger Vorrat an Lederhalbstiefeln sollte den rauhen Wegverhältnissen trotzen.
Die Lebensmittel hatte Heuglin mit Bedacht zusammengestellt: Spirituosen und Wein, Trockengemüse, Bouillontafeln, Mehl, Zwieback; zur Verfeinerung der Mahlzeiten Essig, Öl, Senfpulver, Gewürze. Ein ausreichender Vorrat an Kaffee und Zucker sollte den Durst löschen helfen und zugleich beleben.
Neben Stearinkerzen, Seilen, Riemen, Bindfaden vervollständigte ein lederner Feldtisch die Einrichtung.
"Viele Centner"[2] Glasperlen, Waffen, geschliffene Gläser, Spiegel, Messer, Stoffe, Samt, Baumwollentuch und osmanische Feze sollten Handel und Tausch mit der eingeborenen Bevölkerung ermöglichen. Ordentliche Mengen an Maria-Theresientalern hatte Heuglin schon in Triest angekauft.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 19 ff.
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 19 ff.

All dies Gepäck ließ die Expedition an die Küste des Roten Meeres schaffen. Dort, im Hafen Suez, verlud Heuglin die Ausrüstung in einen Pilgerdampfer, der das arabische Dschiddah ansteuerte. Heuglin versäumte nicht zu erwähnen, daß in Suez die Briten deutlich Posten bezogen hatten: die Postdampfer der Indischen Kompagnie hielten dort.[1]

1.5.6 Von Massaua ins äthiopische Hochland; Teilung der "Deutschen Expedition"

In Dschiddah stieg die Expedition auf einen arabischen Segler um, einen Sambuk, der die Reisegesellschaft nach dem Zielhafen Massaua brachte. Dort vereinigte sich die deutsche Expedition unter Heuglin mit Munzinger.
Heuglin und Munzinger zogen gemeinsam nach der Landschaft Samhar, die der Küstenstadt Massaua vorgelagert ist. Sie rasteten im Ort M'kullu und marschierten dann ins Land der Takie und Marea. In Kerén, dem alten Stammort Munzingers, vervollständigten sie ihre nordabessinischen Studien. Und dann, in der Ortschaft Mai Scheka, trennten sich Heuglin und Munzinger voneinander. Munzinger schreibt kommentarlos: "Sie wissen, daß Herr Kunzelbach und ich uns in Mai Scheka den 11. November (1861) von der Gesammt-Expedition trennten."[2]
Daran ist mancherlei merkwürdig. Zuallererst die verstrichene Zeit seit dem 1.7. 1861; wenn es richtig ist, daß die Hauptexpeditionsleiter sich knapp hinter Kerén trennten, dann hatte

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 36
2 Die Deutsche Expedition in Ostafrika; 1861 und 1862, S. 2

die Deutsche Expedition in vier Monaten ganze 200 Kilometer Wegstrecke hinter sich gebracht! Sehr wenig, wenn man die Gesamtstrecke von, grob geschätzt, 2500 Kilometern daneben-hält.
Warum dann eine Teilung überhaupt? Die Verschwiegenheit über die Gründe einer solch wichtigen Entscheidung läßt voraufgegangenen Streit zwischen Heuglin und Munzinger vermuten.
Die später von Munzinger und Heuglin eingeschlagenen Wegstrecken weichen derart voneinander ab, daß auf grundlegende und nicht zu überbrückende Auseinandersetzungen bezüglich Reiseplan und Routenführung geschlossen werden darf.
Kurzum, Munzingers und Heuglins Märsche müssen ab jetzt getrennt verfolgt werden.

1.5.7 Munzingers Marsch nach Kassala; kein Weg nach Wadai!

Des Schweizers Reiseziel Kassala[1] ist einsichtig, denn wer nach Darfur will,muß zuerst über Kassala das Verkehrsdrehkreuz Chartum erreichen.
Munzinger stieg also in das Hochland von Adiabo, eine trockene, wüstenhafte Zone. Der Durchzug war gefährdet, da der Statthalter dieser Provinz, Tselala, einen Kriegszug gegen Mogoreb plante. Munzinger mußte feierliche Eide darauf leisten, "nichts zu tun, was Abessinische Interessen gefährden könne".[2]

---

1 Die Dt. Exp. i. Ostafr. 1861 u.1862, S. 4
2 Die Dt. Exp. i. Ostafr. 1861 u. 1862, S. 4

Munzinger schreibt ferner: "Die Aussicht auf den Heerzug, der uns folgen sollte, zwang uns zur Eile,...., die Freundschaft aber, die wir mit den Herren von Adiabo schlossen und die angenehmen Beziehungen, die wir als die ersten friedlichen Reisenden mit den Bazen eingingen, werden es unseren Nachfolgern leicht machen, das Land mit aller Muße zu durchforschen."[1]
Ungefährdet konnte Munzinger seine hochbepackten Esel und Maultiere nach Westen treiben.
Das Land beschreibt er als überaus eintönig und wasserarm.
Die Tamariskenbäume, die den Zusammenfluß von Atbara und Gasch verraten, hält Munzinger in seinem Diarium ausdrücklich fest.

In Kassala[2] warf ihn das Fieber auf das Krankenlager, doch erholte er sich wieder, und der 1.3. des neuen Jahres 1862 sah Munzinger in Chartum.
Das "hohe Comité"[3] der Deutschen Expedition beauftragte den Schweizer, selbständig nach Wadai einzudringen. Eine diesbezügliche Anfrage an Gewährsmänner aus dem Nachbarstaat Darfur riet allerdings davon ab. Wadai blieb verschlossen. In ihm das dunkle Schicksal Dr. Vogels und seiner schriftlichen Hinterlassenschaft. Allenfalls mündliche Berichte übertönten den offenbaren Mißerfolg: So sei, nach den Verlautbarungen arabischer Gewährsmänner, Dr. Vogel 1856 zu Wara in Wadai hingerichtet worden.[4]

---

1 Die Dt. Exp. i. Ostafr. 1861 u. 1862, S. 4
2 Die Dt. Exp. i. Ostafr. 1861 u. 1862, S.8
3 Die Dt. Exp. i. Ostafr. 1861 u. 1862, S.8
4 G. Wild, Von Kairo nach Massaua,

Der gewissenhafte Munzinger befragte in Berber noch einmal den Scheich-el-Abidin, der diese Angaben bestätigte. Kinzelbach übergab, nach Europa zurückgekehrt, die Nachricht Dr. Heinrich Barth, dem Alleinüberlebenden der britischen Nigerexpedition von 1849. Doch war das kein Ersatz für die verfehlte Chance, Wadai aufzubrechen, den letzten Riegel zwischen dem ägyptischen Sudan und dem Tschadreiche von Bornu.
Gustav Nachtigal wird erst 1871 diesen letzten Schlußstein in das Gebäude erforschter Länder einfügen.

1.5.8 Heuglin auf alten Pfaden in Äthiopien

Doch was hat Heuglin derweil in Hochäthiopien getrieben?
Vor dem verhängnisreichen 11.11. 1861 mußte Einträchtigkeit zwischen dem Schweizer und dem Schwaben geherrscht haben. Heuglin entwirft ein behagliches Bild ihrer Forschertätigkeit: "Jeder von uns etabliert sich in einem kleinen Winkel ein Plätzchen für seine Arbeiten, Mappen, Bücher und Werkzeuge; ... dann...macht sich jeder rüstig an die Arbeit, Steudner und ich... recognoszieren vorläufig die Gegend nach allen Richtungen hin, Munzinger beschäftigt sich mit sprach- und ethnographischen Studien der Nachbardistrikte, Kinzelbach macht fleißig physikalische Beobachtungen und sammelt zahllose Elemente für genaue Bestimmung der geographischen und vertikalen Lage von Kerén."[1]

---

1 Th. Heuglin, Reise nach Abessinien, den Galla-Ländern, Ostsudan und Chartum, S. 13

Dann eine rätselhafte Notiz: "Ich hatte gehofft, binnen vier Monaten von den Bogosländern über Hamasen ... nach Ostsudan zu können... Munzinger und Kinzelbach wollten uns bis Serewi begleiten..."[1]
Fest steht, daß Heuglin die direkte Trasse nach Chartum verließ und allein zu einer Südostdiversion ansetzte, die ihn von seinem Ziel Wadai entfernte. Er hielt auf Gondar zu, das er schon 1852/53 mit C. Reitz erkundet hatte. Was mochte er sich dabei gedacht haben?
In Adua suchte Heuglin den greisen Dr. Schimper auf. Dieser wußte von allerlei Ungemach zu erzählen, das er erduldet hatte: sein alter Gönner Ras Ubié von Tigré war gestürzt, die an Schimper verliehenen Ländereien gingen diesem verlustig, und Tabakpfeife und Honigwein mußten dem unverwüstlichen Alten den vergangenen Wohlstand ersetzen.[2]
Über die alte Kultstätte Axum, über den brausenden Bergfluß Takazé erreichte Heuglin die Stadt Gondar.[3]
Von dort aus zog er an den Tanasee. Nach Gondar zurückgekehrt, traf er sich mit dem Negus Theodoros,[4] der sich angeschickt hatte, das immer wieder in seine Teile zerfallende Land in unermüdlichen Feldzügen neu zusammenzuschweißen.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 122
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 141 f.
3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 212
4 Th. Heuglin, a.a.O., S. 347

1.5.8.1 Im Feldheer des Negus

Heuglin traf einen gealtert wirkenden Feldherren, dessen Augen gleichwohl verschmitzt funkelten, die Unterhaltung wurde arabisch geführt. Nach dem Urteile Heuglins achtete Theodoros die Europäer, doch beargwöhnte er ihren Einfluß und bewachte sie nach Möglichkeit.[1] Es war für Heuglin kein Leichtes, die Erlaubnis zur Weiterreise zu erhalten.[2]
Den Heereszug des Negus hatte er vorher mit Aufmerksamkeit beobachtet. Das "Kernstück" des Heeres sei ein fetter Hahn gewesen,... "gemästet und zum Cölibat verdammt, damit er den Morgen möglichst spät ansingt und die Herren nicht zu früh aus dem noch nicht ganz versausten Abendrausche zum Gebet ruft! "[3]
Ein gut Stück Weges hatte Heuglin mit dem Kriegsherren ziehen müssen und gesehen, wie Hunger und Kälte die Truppen zehnteten. Dann endlich erhielt er Urlaub; Theodoros ließ dem Reisenden Geschenke überreichen: einen Sattel, einen Schild aus der Schwarte eines Kaffernbüffels, silberne Armschienen.
Heuglins nächstes Ziel war Kalabat (Qualabat), der Grenzort zwischen Abessinien und dem ägyptischen Sudan.
Nach den Aufzeichnungen Heuglins war Kalabat damals neutrale Zone zwischen Sudan und Abessinien; die Bevölkerung zahlte Steuern sowohl an den Gouverneur von Chartum wie auch an den Negus von Abessinien.[4] Kalabat war die letzte Etappe vor Chartum, das Heuglin als nächstes anging.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 351
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 357
3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 360
4 Th. Heuglin, a.a.O., S. 406

1.5.9 Ohne Geld in Chartum

Die Geldzuflüsse[1] aus Gotha waren versiegt, Munzinger hatte sich wieder nach Massaua zurückgezogen.
Doch hören wir eine offiziöse Stellungnahme, wie sie uns in der Einleitung zu Heuglins Reisebericht verfaßt worden ist:
"Als Th. v. Heuglin, Dr. Steudner und H. Schubert Anfang Juli 1862 aus Abessinien nach Chartum kamen, war bereits jede Aussicht geschwunden, daß die Expedition ihren Hauptzweck, Wara[2] von Osten her zu erreichen, erfüllen könnte. Munzinger überzeugte sich durch die Anfrage, die er schon einige Monate früher von Kordofan aus an den Herrscher von Darfur gerichtet hatte, daß der direkte Weg... für Europäer so gut als verschlossen sei, und brachte zugleich in Erfahrung, daß die zu Gebote stehenden Mittel bei weitem nicht ausreichen würden, um südlich von Darfur mit Benützung des Bahr-el-Ghasal nach Wadai zu gelangen... Dennoch waren Herr v. Heuglin und seine beiden Begleiter entschlossen, nicht nach Europa zurückzukehren, ohne eine Erweiterung der Kenntnisse von den Landschaften zwischen Nil und Tschadsee wenigstens ernstlich versucht zu haben."[3]

---

1 Th. Heuglin, Reise in das Gebiet des weißen Nils und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862-1864, S. 9
"Wir hatten gehofft, hier weitere Mittel zur Fortsetzung unseres Weges nach Westen zu finden; dagegen wurde uns nur die Botschaft, daß die Auszahlung derselben vorderhand eingestellt sei."

2 Hauptstadt des Sultanats Wadai, begründet 1630

3 Th. Heuglin, Die Tinné sche Expedition im westlichen Nilquellengebiet 1863 und 1864, Einleitung S. 1

1.5.10 Bekanntschaft mit Alexine Tinné; Anschluß der mittellosen Deutschen an ihre Expedition nach dem Bachr-el-Ghazzal

Ein Zufall war dem ratlosen Heuglin zu Hilfe gekommen. Genau zu dieser Zeit rüstete sich in Chartum eine überaus vermögende Dame, Alexine Tinné. Sie hatte sich ganz in die Vorstellung eingewoben, Nachfahrin eines Kreuzfahrers zu sein, der sich am Nil besonders hervorgetan hatte.[1]
Das Vermögen ihres frühverstorbenen Vaters wollte sie dazu nutzen, die Quellen des Nils[2] zu entdecken, nicht ahnend, daß Speke und Burton[3], gerade als sie auf Chartum zuhielt, den Nilursprung am Nyanza[4] schon ausgemacht hatten. Tinné vermutete den Nilursprung im Westen,[5] woher sich der träge, überaus wasserreiche Gazellenfluß wälzt, der Bachr-el-Ghazzal. Diesen Strom gedachte sie auf ihrem Dampfboot zu verfolgen. Welch günstige Gelegenheit für Heuglin und Steudner, dem gesuchten Wadai näherzukommen. Tatsächlich erlaubte[6] Madame Tinné den beiden Deutschen, sich ihrer Expedition anzuschließen.

---

1 G. Konzelmann, Sie alle wollen Afrika, S. 291
2 G. Konzelmann, a.a.O., S. 232
3 G. Konzelmann, a.a.O., S. 232
4 später Victoriasee genannt
5 G. Konzelmann, a.a.O., S. 232
6 G. Konzelmann, a.a.O., schreibt, Heuglin und Steudner hätten sich regelrecht aufgedrängt, während Heuglin selbst von einem "Anerbieten" der Madame Tinné berichtet.
s. Th. Heuglin, Reise in das Gebiet des Weißen Nils und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862-1864, S. 60

Sie soll es gerne getan haben, da somit ihre Reise "einen wissenschaftlichen Charakter erhielt."[1]
Alexine Tinné konnte aus dem Vollen schöpfen:
eineinhalb Tonnen Glasperlen und 12 000 Kaurischnecken[2] wurden einer 200-köpfigen Trägerschar aufgelastet.
Doch beeindruckte der Aufwand Heuglin wenig; kritisch vermerkte er: "Gränzten auch die Kosten der Expedition ans Fabelhafte, so sahen wir bald ein, daß es an vielem wirklich Nothwendigem fehlte, während eine Masse von unnützem Trödel nur den Platz versperrte und der größte Teil der Mannschaft zwecklos herumlungerte. Der Dampfer fesselte mehr, als daß er nützte." In Summa: die ganze Expedition sei "eine regel- und steuerlose Maschine."[3]

1.5.11 Von Chartum bis Meshra-er-Req

Heuglin und Steudner hatten der Hauptexpedition vorauszuziehen.[4]
Nach der Station Faschodah stieß die Barke der Deutschen in die Sumpfzone des Sudd vor. Vorbei an der Einmündung des Giraffenflusses, des Bahr-el-Zeraf, steuerten sie in die mächtige Trichtermündung des Bahr-el-Ghazzal, des Gazellenflusses, der sich hier, von einem unerforschten Westen her strömend, mit dem Weißen Nil vereinte.

---

1 Th. Heuglin, Die Tinné'sche Expedition im westl. Nilquellengebiet 1863 u. 1864, Einleitung S. 2
2 Th. Heuglin, a.a.O., Einleitung S. 2
Konzelmann spricht (wohl irrtümlich) von bemalten Muscheln s. G. Konzelmann, a.a.O., S. 232
3 Th. Heuglin, Reise i.d. Gebiet d. Weißen Nils u. s. westl. Zuflüsse i. d. Jahren 1862-1864, S. 62
4 G. Konzelmman, a.a.O., S1 231 sagt, daß A. Tinné jedes männliche Wesen von sich ferngehalten habe.

Unweit dieser geographisch bedeutsamen Stelle hatten um 1854 [1] Elfenbeinhändler aus Chartum eine Schiffslände begründet, eine sogenannte "meshra"; sie lag im Gebiet der Req-Neger, weshalb ihr offizieller Name bis heute "Meshra-er-Req" lautet.
Heuglin und Steudner machten ihr Boot hier fest, und Heuglin mußte wohl oder übel mit den Sklavenhändlern konversieren.[2]
Das lange Warten auf die nachdampfende Hauptexpedition vertrieb Heuglin sich mit Jagd und zoologischen Studien:
"Ich durchwandere, gewöhnlich begleitet von einem Diener, mit Jagdtasche und einem Reservegewehr alle Morgen und Abend die Quabah[3] stundenweit; allerdings ist das Waten im Wasser ebenso wenig amüsant als der Gesundheit zuträglich und nebenbei gesagt wirklich äußerst anstrengend; ... mit jedem Schritt kann man in die unsichtbaren Fährten eines Elephanten stürzen, das Gehen im Wasser macht zuviel Geräusch, da und dort hängt sich ein Kleidungsstück an die hakigen Dornen einer Capparidae."[4]

Dann kam die Hauptexpedition an. Das Dampfboot hatte sich als untauglich erwiesen; eine Barke mußte das Gefährt durch die treibenden Pflanzenbarren schleppen.[5]
Doch viel übler, die mitgeschleppten Tauschmittel erwiesen sich als wertlos,[6] da sie von den Eingeborenen nicht angenommen wurden. Auch drängte die Zeit, die nahenden Regenmonate würden bald die Niederungen in Wasser ertränken.

---

1 Th. Heuglin, Reise i.d.Gebiet d. Weißen Nils u.s. westl. Zuflüsse i.d. Jahren 1862-1864, S. 122
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 122
3 arab. Bezeichnung für afrikanische Buschwildnis
4 Th. Heuglin, a.a.O., S. 112f.
5 Th. Heuglin, a.a.O., S. 138
6 Th. Heuglin, a.a.O., S. 138

Heuglin drängte deshalb die Damen, mit stark vermindertem Gepäck nach dem Kosangagebirge zu marschieren. Sein Vorschlag scheiterte an der Mutter Alexine Tinnés, die - so Heuglin - nicht daran denken wollte, sich einzuschränken.[1]

1.5.12 Heuglin allein nach Wau; Vertrag mit dem Sklavenhändler Biselle

Also wurde eine Teilung der Reisegesellschaft vorgeschlagen und durchgesetzt. Heuglin und Steudner marschierten mit einem Teil der Expedition nach Südwesten, in Richtung des Flusses Djur, um ein Basislager zu errichten.[2]
Die Damen verharrten unterdessen in der Meshra-er-Req.
Der Marsch gestaltete sich mühselig, der schlammige Alluvialboden machte Mensch und Kamel zu schaffen; als einmal ein Pferdehuf gegen einen Steinbrocken klingend schlug, trug Heuglin diesen Vorfall in sein Reisetagebuch ein.[3]
Dann stellte sich der Hunger ein; Wild war nicht aufzuspüren, und mit Lebensmitteln wollten die Eingeborenen die Reisenden nur ungern versorgen, da die wahren Herren des Landes, die Sklaven- und Elfenbeinhändler, das Verkaufsmonopol beanspruchten. Auch der Ersatz von Trägern war versperrt: "Woad Chalid mußte endlich mit der Erklärung herausrücken, daß wir auf eigene Rechnung durchaus

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 141
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 141
3 Th. Heuglin, a.a.O., S. 141

keine Träger hier finden würden und uns nichts anderes übrigbliebe, als dies durch Vermittlung der Zeribah[1]- Besitzer zu versuchen."[2]
Mittlerweile war Heuglin im Ort Wau angelangt. Dr. Steudner erlag dort dem Fieber und mußte beerdigt werden. Dann schloß Heuglin einen Vertrag mit einem gewissen Biselli ab; dieser sicherte der Expedition Unterkunft in dessen Seriba.
Die Regenzeit brach an, als Heuglin nach Meshra-er-Req zurückkehrte.[3]

1.5.13 Katastrophe der Expedition Tinné - Heuglin; Rückkehr Heuglins nach Suakin am Roten Meer; Ankunft in Europa 1865

Des kräftezehrenden Fußmarsches in tropischem Klima ungewohnt, ließen sich die holländischen Damen auf Tragesesseln der Seriba entgegenschleppen. Zum Verdrusse Heuglins kosteten Frühstück und Toilette die Zeit der Morgenkühle, sodaß die Sonne beim Abmarsch schon zu hoch stand.

---

1 Zeribah, Seriba, arab. = Sirb: Verhau, Umzäunung; Seriba bezeichnet ein befestigtes Stapellager für Elfenbein und Sklaven im oberen Nilgebiet; nicht unähnlich den amerikanischen "Forts"

2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 168

3 Über diese Vorgänge herrscht in der neuesten Literatur einige Verwirrung: Bei Konzelmann ist die Episode des vorausgegangenen Treffens in der Meshra und der Plan einer Teilung der Expedition nicht erwähnt. Vielmehr vermittelt Konzelmann den Eindruck, als sei dieses zweite Zusammentreffen das erste seit der Abreise von Chartum; a.a.O., S. 233

Die Seriba selbst dünkte Heuglin kein sicherer Aufenthalt, da die bewaffnete Besatzung dieses Stapelpostens jeder Disziplin entbehrte. Heuglin trieb deshalb die erschöpften Damen zur Weiterreise nach dem noch freien Kosangagebiet.
Doch der Malariatod ihrer Mutter lähmte den Reisewillen der Alexine Tinné. Heuglin schreibt:
"Fräulein Tinné hatte übrigens die Güte, mir einen Theil der Tauschobjekte zu überlassen, in der Absicht, mir eine Reise zu den Niam-Niam zu ermöglichen."[1]
Heuglin nahm keine Anstände, von diesem "glänzenden Angebot" in "vollstem Maße Gebrauch zu machen."[2]
Es verwundert den Leser, daß Heuglin diesen Gedanken auch nur erwägt. Hatte er den ursprünglichen Sinn seines Auftrages gänzlich vergessen? Oder fühlte er sich nicht mehr an die gestellte Aufgabe gebunden, seit Gotha keine Gelder mehr schickte?
Mittlerweile gestaltete sich das Leben in der Seriba des Biselli unerträglich. Dem Fieber hatte sich der Hunger beigesellt, und eine Revolte der Seribabesatzung brach aus.
Die schon erheblich geschrumpfte Reisegesellschaft - Dr. Steudner, Frau Tinné und eine Zofe waren der Malaria erlegen - wagte den Rückmarsch zur Meshra. Die noch verbliebenen Träger mußten gefesselt werden.

---

1 Th. Heuglin, a.a.O., S. 192
2 Th. Heuglin, a.a.O., S. 192f.

Am 15.2. 1864 stieß das Schiff der Alexine Tinné mit Heuglin ab in Richtung Chartum.
Dort angekommen, mußte er sich Geld zur Heimreise borgen. Vom Hafen Suakin aus kehrte Heuglin nach Europa zurück, das er im Mai 1865 erreichte, nach viereinhalbjährigem Aufenthalt am Oberen Nil. Eine dürre Zeitungsnotiz gab dem deutschen Publikum davon Kenntnis:[1]

Triest, 5. Mai
Der frühere Oberbefehlshaber der ostindischen Armee, Sir Hugh H. Rose, ist von Alexandria hier eingetroffen. Ferner sind die berühmten Reisenden und Naturforscher Dr. Honigberger (aus Ostindien kommend) und Hofrath Theodor v. Heuglin hier angekommen. (Tr.Ztg.)

---

1 Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom Montag, 8. Mai 1865, Vermischte Nachrichten

1.6 Der Bahnbrecher: Gustav Nachtigal

Die Jahre 1861 bis 1865 hatten wohl das Wissen um Nordostafrika verfeinert, aber doch nicht den erhofften schlagenden Durchbruch erbracht, weder nach West in Richtung Tschadsee, noch nach Süd auf den Kongo zu. Die "Deutsche Expedition" war gescheitert, sie hatte die Bedeutung einer genialen Forscher- und Reisepersönlichkeit aufgewiesen, deren Fehlen jede noch so perfekte Organisation nicht wettmachen konnte. Sie hatte zugleich die Problematik einer vielköpfigen Reisegesellschaft deutlich gemacht, einer Reisegesellschaft dazu, die isoliert von den lokalen Verhältnissen umhertrieb. Das gewaltsame Ende Vogels und später Alexine Tinnés zeigten ferner, wie wichtig die Vertrautheit mit dem arabischen Elemente war.
Alle diese noch unerfüllten Forderungen sollten sich in zwei Männern kristallisieren: in Georg Schweinfurth und Gustav Nachtigal, die das Pionierzeitalter der Afrikaforschung abschließen und die Epoche der Kolonisation einleiten. Und von Nachtigal wird jetzt zu reden sein.

1.6.1 Kurzer Lebensabriß Nachtigals

Nachtigal war Pfarrerssohn aus der Altmark, unweit Stendal.
Der schüchterne, schwächliche Bub war ein Träumer, der sich die damals noch leeren Flecke auf der Wandkarte von Afrika mit abenteuerlichen Wünschen und Bildern füllte.
Das im Friedrich-Wilhelm-Institut in Berlin absolvierte Studium der Medizin eröffnete ihm die Laufbahn eines Militärarztes. Doch griff bald die in seiner Familie erbliche Tuberkulose nach ihm; er mußte aus seinem Amt in Köln ausscheiden.

Mit achtundzwanzig Jahren schien ihn seine Lebensbahn bereits in eine Sackgasse geführt zu haben.
Nachtigal suchte Genesung und eine neue Existenz in Nordafrika. 1863 wählte er Tunis als Wirkungsort, nicht ohne sich vorher in der arabischen Sprache gründlichst umgetan zu haben.
Nach seinem Zeugnis hatte Nachtigal in Tunis seine Gesundheit wiedergewonnen, Freunde gefunden und eine "angesehene ärztliche Stellung" erworben.[1] Es war ihm sogar gestattet, die Sommermonate im Hause des damaligen Premierministers Sidi Mustafa Chasnadar zu verbringen.
Tunesien, damals noch osmanischer Vasallenstaat unter einer einheimischen Dynastie, litt an mannigfachen Gebrechen: Dürre, Hungersnot, Stammesrevolten, Rückgang der Agrikultur; einzig die Auslandsverschuldung wuchs ins Ungemessene.[2]
Nachtigal, zweifelnd "an der Wiedergeburt des herrlichen Ländchens"[3], rüstete sich schon zur Rückkehr nach Deutschland.
Doch sollte es anders kommen.

1.6.2 Die Gesandtschaftsreise ins Reich Bornu

Gerhard Rohlfs, glorreicher Erkundungsgänger der Wege zwischen Marokko, Tuat, Ghadames und Tripolis, zwischen Murzuq und dem Niger, kam 1867/68 nach Tunis in wichtiger Mission: der König von Preußen, Wilhelm, nachmaliger erster Kaiser des II. Deutschen Reiches, hatte Rohlfs aufgetragen, eine Geschenksendung an den

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 3f.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 4 ff.
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 7

Scheich Omar, Sultan von Bornu, zu begleiten, "in dankbarer Anerkennung des treuen Schutzes und der materiellen Unterstützung, welche derselbe deutschen Reisenden, Barth und Overweg, Vogel, v. Beurmann und Rohlfs stets so großmüthig gewährt hatte."[1] Nun war Rohlfs nicht gesonnen, die Gaben selbst zu überreichen; er suchte nach einem wagemutigen Deutschen und glaubte in Nachtigal diesen gefunden zu haben.[2] Der ging auf das Angebot ein. Nachtigal wußte wohl um seine mangelnde naturwissenschaftliche Vorbildung,[3] doch erachtete er seine Kenntnis der arabischen Umgangssprache und seine Arztpraxis für Vorteile[4], die seine wissenschaftlichen Lücken mehr als wettmachen sollten.

1.6.2.1 Die Vorbereitungen

Den Grundstock der Ausrüstung besorgte Nachtigal auf der Insel Malta: Feuerwaffen nebst Munition, Uhren, ein kleines Zelt, Seife, Fleischextrakt, Schokolade, Tee und Kaffee. Die unentbehrlichen Maria-Theresientaler vergaß er nicht.
Nach Tripolis zurückgekehrt - damals hieß diese Stadt noch Tarabulus und war Sitz eines osmanischen Paschas - suchte Nachtigal den österreichischen Konsul Luigi Rossi auf, der damals auch die Belange der übrigen deutschen Staaten vertrat.[5]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 7
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 7
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 7
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 7
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 18

Luigi Rossi hatte vermutlich schon den Ankauf von sechs Kamelen organisiert, deren Stückpreis Nachtigal auf 200 Mark ansetzt. Auf ihre Tauglichkeit hatte sie Mohammed-el-Qatruni geprüft, ein hocherfahrener Karawanenführer aus Fezzan, der schon Heinrich Barth auf dessen historischer Reise nach Timbuktu[1] geleitet hatte. Mohammed war auch verantwortlich für die Solidität der Kamelsättel, die er eigenhändig stopfte und vernähte, ferner kaufte er Stricke, Tragesäcke und die schon von Heuglin her bekannten Wasserschläuche aus behaarten, innen gegerbten Ziegenfellen. Die sachgemäße Tränkung der Kamele erheischte einen Satz Ledereimer und ein flaches, verzinntes Kupfergefäß, das von den Reisenden ohne Anstand auch als Waschschüssel und Eßgefäß gebraucht wurde.[2]

Mit Rossi stellte Nachtigal die Proviantliste zusammen, die einigermaßen frugal anmutet: Schiffszwieback, Reis, das landesübliche Kuskus, nach Nachtigal Weizenmehlbällchen, die in Fleischbrühe aufgekocht werden,[3] dazu noch das Gericht Mohammes, das Nachtigal aber nicht näher erläutert.

Dieser Grundnahrungsvorrat wurde ergänzt durch Hammelfett, Salz und Pfeffer. Auf alkoholische Getränke verzichtete Nachtigal, aber Tabak und Zigarren waren zur Genüge vorhanden. Stearinkerzen, zwei Laternen, Zeltpflöcke, Seile, dann Nägel, Hammer und eine Säge bildeten das ganze Lagerzubehör.[4]

Der Gouverneur Ali-Riza-Pascha händigte Nachtigal einen Geleitbrief an die Lokalbehörden aus, soweit sie dem osmanischen Machtbereich unterstanden. Auch wurde ihm ein Polizeisoldat, ein Dabti, zugeteilt.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 19
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 22
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 23
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 33f,

1.6.2.2 Inspektion der Geschenke an den Scheich von Bornu

Sorgen bereitete die Verlastung der königlichen Geschenke. König Wilhelm von Preußen hatte einen gewaltigen Thronsessel bestimmt und zwei Bildnisse, auf denen er selbst nebst seiner Gemahlin Augusta lebensgroß zu bewundern war. Die - so Nachtigal - "unförmlichen Kisten"[1], in denen die Gaben eingeschlossen waren, hingen dem stärksten Lastkamel längs des Leibes zu weit nach unten, sodaß Vorder- und Hinterbeine geniert waren.
Des weiteren wurden dem Scheich eine Anzahl der so trefflich wirkenden Zündnadelgewehre gesandt, eine bronzene Pendeluhr, Taschenuhren, Fernglas und ein versilbertes Teeservice, daneben noch Sortimente kostbarer Samt- und Wollstoffe, Rosenöl, Feze und ein Harmonium.
Drei starke Lastkamele hatten diese bunte Sammlung durch die Sahara zu schleppen.

1.6.2.3 Marsch nach Murzuq; Aufenthalt Nachtigals dortselbst

Nachtigals erster Zielort war Murzuq, Hauptposten des osmanischen Paschaliks Fezzan.
Nachtigal hatte eine sichere Straße gewählt, reich besäumt mit Dörfern und Oasen, wie Beni Ulid, Bu'Ndscheim und Soqna.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 34

Man durfte in etwa mit dreißig Tagesreisen rechnen.[1] Das Marschtempo der Kamele betrug nach den Messungen[2] Nachtigals fünf Kilometer pro Stunde und etwas mehr, wenn man die Kamele an Kopf und Schwanz aneinanderfesselte. Wo man den Tieren es gestattete, während des Marsches vom nahrhaften Hadkraut[3] (Cornulaca monocantha) zu weiden, da mußte man mit dreieinhalb Kilometern pro Stunde zufrieden sein.
Sehr bald verstand es Nachtigal, im wechselhaften Antlitz der Wüste zu lesen. Meistenteils führte ihn sein Weg über eine Formation, die "Serir"[4] genannt wird und die man sich als eine unendliche Halde von Kieselgeröll vorzustellen hat. In Abständen schoben sich Sanddünenzüge dazwischen, als deren bedeutenderen Nachtigal die "Ramla-el-Kebir" nennt; d.h. "den großen Sand."[5]

Am 27.3. 1869 hatte Nachtigal die Mauern von Murzuq erreicht. Für seine Aufnahme war gesorgt, ein gewisser Hadsch Brahim hatte dem Reisenden ein Häuschen gemietet; Nachtigal argwöhnte, daß er darin werde lange hausen müssen.
Anscheinend wagte Nachtigal keine Alleinfahrt nach Bornu, sondern gedachte, sich einer großen Handelskarawane anzuschließen. Eine solche war aber schon vor Monaten nach dem Tschadgebiet abgegangen, und der träge Handelsfluß zwischen Fezzan und Bornu ließ auf keinen baldigen Anschluß an eine neue Reisegesellschaft hoffen.[6]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 40
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 45
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 65
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 53
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 69
6 G. Nachtigal, a.a.O., S. 80

Die Zeit des Wartens in Murzuq füllte Nachtigal mit wissenschaftlichen Studien und ärztlicher Behandlung von Kranken; Nachtigal schreibt: "Entsprechend dem mich umgebenden Leben verliefen meine Tage in einförmiger Regelmäßigkeit. Während des Vormittages... studierte ich die Bornusprache,..., registrierte meine meteorologischen Beobachtungen, behandelte oft recht uninteressante Kranke und empfing Besuche, die selten fruchtbringende waren."[1]

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß auch Alexandrine[2] Tinné zur selben Zeit in Murzuq weilte; sie, die vor fünf Jahren mit knapper Not dem Tod in den Nilsümpfen entronnen war, trug sich mit abenteuerlichen Reisegedanken nach dem Bergland Tibesti.

Heuglin, der in seiner derb-bäurischen Manier mit einem solch komplizierten Charakter nichts anzufangen wußte und ob seiner ausgeprägten Egozentrik Menschen nur nach dem Nutzen für sich selbst beurteilte, hat uns von Alexandrine Tinné kein brauchbares Bild überliefert. Ganz anders Nachtigal, dem die sonst so spröde Holländerin die Gunst gewährte, mit ihr die Abendstunden auf dem Balkon ihres Hauses zu verplaudern.
Nachtigal bewunderte an der Dame ihr "hohes Streben"[3], ihren "festen Willen"[4], bescheinigte ihr "bewunderungswürdige Zähigkeit"[5]. Ihr Antlitz sei von "edlen, scheinbar kalten Zügen"[6] beherrscht, ihr "distinguiertes, reservirtes Wesen"[7] sei frei von der Attitüde einer "Emancipirten"[7] gewesen.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 103
2 schwankende Nennung des Vornamens; vgl. Heuglin: Alexine
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 32
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 32
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 32
6 G. Nachtigal, a.a.O., S. 32
7 G. Nachtigal, a.a.O., S. 32

In Murzuq wurde die Eventualität eines gemeinsamen Zuges nach Bornu angesprochen, wenn auch niemals durchgeführt.[1]

1.6.2.4 Abstecher nach Tibesti: Plan und Zurüstungen

Das untätige Warten verdroß Nachtigal, und er spielte mit dem verwegenen Gedanken, das Bergland Tibesti zu bereisen. Ein Wunsch, so Nachtigal, fast aller seiner Vorgänger,[2] jedoch stets gescheitert an der Fremdenfeindlichkeit der dort hausenden Tubu.
Nachtigal sandte einen Brief an Hadschi Dschaber in Quatrun; dieser ehrwürdige Mekkapilger war dort Vorstand einer religiösen Bruderschaft, einer sogenannten Murabidija. Die geistliche Autorität des Hadschi erstreckte sich auch über dieses unzugängliche Felsenland, und tatsächlich vermittelte Dschaber einen Adligen tibestischer Herkunft, der Nachtigal als "Schutz- und Geleitsmann"[3] nach dem Tubu-Lande dienen sollte.
Nachtigal schloß mit diesem Manne, er wurde Kolokomi genannt, einen Vertrag ab; gegen ein Entgelt von 80 "Mahabub" (300 Mark)[4] hatte er seinen Schutzbefohlenen durch das ganze Tibesti zu führen, Rückgeleit nach Fezzan eingeschlossen.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 87
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 109
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 109f.
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 200

Doch waren diese 80 Mahabub nicht die einzigen Auslagen; für allerlei Geschenke, rote Burnusse, Tuniken, Turbane, Kosmetika, wie Benzoe und Antimonpulver, mußte der stets genau rechnende Nachtigal tief in die Tasche greifen. An Mundvorrat verpackte er je einen Zentner Mohammes, einen halben Zentner Reis und einen halben Zentner Zwieback.
Der Abschied von Alexandrine Tinné sei ein "recht herzlicher"[1] gewesen; Nachtigal sollte sie nie mehr wiedersehen, denn während ihrer Reise nach den Tuareg-Ländern wurde sie ermordet.

1.6.2.5 Von Qatrun nach Tao

Nachtigal hielt zuerst auf Qatrun, wo ein Murabid[2] (=Marabut) namens Bu Zeid zu ihm stieß.
Am Bir Meschru, einer wichtigen Tränkstation, sah Nachtigal allenthalben Kamelgerippe, Menschenknochen, selbst von der Sonne ausgedörrte Kinderleichen.
Das sengende Sonnenlicht zwang zu Nachtmärschen. Zu allem Unheil verfehlte der Führer Kolokomi das nächst anzusteuernde Wasserloch, und Nachtigal durchlitt alle Stadien des Durstes bis fast zum Tod.
Er hat die Körperreaktionen auf den herannahenden Dursttod mit außerordentlicher Präzision festgehalten; ich zitiere in gerafftter Form:[3]
Auf den quälenden Durst und die Hitze ermatten Hoffnung und Tatkraft. Mund-, Rachen-, Nasen- und Kehlkopfschleimhaut dörren vollständig aus, die Stimme schlägt in ein heiseres Krächzen um.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 209
2 Angehöriger einer religiösen Bruderschaft aus Marokko
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 241ff.

Schläfe und Stirn werden von einem starken Druckgefühl beherrscht. Zunehmende Passivität lähmt den Trieb, Wasser zu suchen. Verstand und Geist schwanken eine geraume Zeit zwischen Auflehnung und Ergebung; dann verwirren sich die gedanklichen Impulse zu "unbestimmten Empfindungen".[1] Bewußtseinstrübungen, geistige Abwesenheit leiten den Zustand der Bewußtlosigkeit ein, noch arbeiten die Sinnesorgane, aber der Verstand vermag die Informationen nicht mehr zu verarbeiten: Nachtigal hielt nach seinem Zeugnis das Kamel, das das rettende Wasser brachte, für eine überdimensionale Ziege "mit Hörnern und Bart".[2]
Am 13. Juli 1869 erreichte Nachtigal Tao, eines der großen Täler Tibestis und wichtiger Siedelort.

1.6.2.6 Von Tao nach Bardai

Der weitere Marsch gestaltete sich mühevoll, da der Reisende sich jetzt jede weitere Etappe regelrecht erkaufen mußte.
Vor allem die Mundvorräte Nachtigals minderten sich in bedenklicher Schnelligkeit. Auch die mitgeführten Textilien wurden von den Tubu-Edlen als "Haqq" (= rechtlich zustehender Zoll, Zins) eingefordert.
Nachtigal, der nach dem tibestischen Bardai strebte und brieflich[3] dem dortigen Häuptling, dem sogenannten "Dardai" namens Tafertemi, empfohlen war, sah seinen Plan ob der Habgier der Tubu im Sande zerrinnen.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 241ff.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 241ff.
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 287f.

Doch wollte er nichts unversucht lassen und sandte den Murabid Bu Zeid nach Bardai, um die Stimmung erkunden zu lassen. Die zwölf Tage bis zur brieflichen Antwort wurden Nachtigal sauer; die gehässige und habgierige Bevölkerung von Tao belagerte regelrecht sein Zelt; Nachtigal behielt auch des Nachts den Revolver umgeschnallt.
Arami, ein neu angekommener Tubu, brachte eine gewisse Wende; er hielt die Eingeborenen vor Tätlichkeiten zurück und bestärkte Nachtigal in seinem Entschlusse, nach Bardai zu ziehen, obwohl der vorausgesandte Bu Zeid vor der fremdenfeindlichen Bevölkerung gewarnt hatte.
Arami bot Nachtigal sein kundiges Geleit an, und der mußte darauf eingehen, denn für eine Rückkehr nach Fezzan reichte der Proviant nicht mehr.
Am 5. August brach die Reisegruppe auf; Nachtigal und "seine Leute"[1], etliche Tubu, Kolokomi und selbstverständlich Arami.
Mit dem Wasser hatte es jetzt nicht mehr solche Not, denn vorausgegangene Regengüsse hatten verborgene Felsspalten und -schrunden mit dem Naß gefüllt.
Nach drei Tagen war das Land Bardai erreicht; zur Erleichterung Nachtigals, denn der Dattelvorrat war fast aufgezehrt.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 301

1.6.2.7 Gefangen in Bardai

Der Empfang der Bevölkerung allerdings verhieß für die Zukunft das Übelste: Nachtigal bahnte sich den Weg durch ein Spalier brüllender Männer, kreischender, zungenschlagender Weiber und johlender Kinder. Was Nachtigal von der jähen Ermordung vorerst rettete, war die Autorität Aramis und die Hoffnung auf mögliche versteckte Schätze, die man dem Reisenden abnehmen könnte.
Täglich beobachtete Nachtigal, gebannt in ein kleines Leinwandzelt, wie sein Schicksal von den Parteien beredet, gewogen, verworfen und wieder gefristet wurde: "...sie hofften durch ihre freundlichen Gesinnungen...noch etwas zu erhalten; denn die Überzeugung, daß ich wirklich so wenig besäße, als ich behauptete, wollte keinen Eingang bei ihnen finden."[1]
Doch verflog die anfangs günstige Stimmung rasch, der Geleitsmann Kolokomi floh, und Nachtigal hoffte auf einen Machtspruch des Häuptlings Tafertemi.
Dieser dünnbärtige, verkrümmte Urgreis[2] ließ sich denn auch zu einem Besuch herbei. Der Alte begehrte nur eines zu wissen: "...beantworte mir eine Frage, wer hat bei Deiner Ankunft in Tibesti Dein Besitzthum so verringert, daß Du sozusagen mit Nichts hierher nach Bardai gekommen bist."[3] "Ich muß dies wissen, denn ich bin für Sicherheit und Gerechtigkeit in meinem Lande verantwortlich."[4]
Dem Patriarchen dünkte es unglaublich, daß man mit vier starken Kamelen aufgebrochen sei und dann mit leeren Händen dastehe.[5]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 323
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 331
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 330
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 332
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 332

Nachtigal, der nicht verraten durfte, daß ein Gutteil der Geschenklast an Arami schon abgegeben war, suchte sich in Erklärungen zu retten, doch vergebens. Darauf Nachtigal: "Dort ist das Zelt,...., und in ihm alles, was ich besitze; überzeuge Dich selbst von seinem Inhalte!"[1]
Nachtigal schreibt:"Die letzten Worte waren das einzige meiner Rede, das ihn anmuthete. Der praktische Mann der Thatsachen erhob sich, ohne ein Wort zu sagen, begab sich,...., in mein Zelt und nahm eine Ocularinspection seines Inhaltes vor. Leer gähnten ihm die beiden verrätherischen Kisten entgegen, denn deren Inhalt an einigen Büchern und meteorologischen Instrumenten rechnete er verachtungsvoll für nichts, da sie keine unmittelbare Verwerthung zuließen..."[2]
Arami, Nachtigals Protektor, suchte daraufhin in einer schwungvollen Rede ein günstiges Votum aus dem Alten herauszulocken, doch umsonst; der tief enttäuschte Häuptling hatte an Nachtigals weiterem Wohlergehen alles Interesse verloren: "Ich Habe das leere Holz gesehen und gehe nach Hause!"[3]

1.6.2.8 Nachtigal in entschiedener Lebensgefahr - Plan einer Flucht aus Bardai

Zwei Ereignisse verschlechterten Nachtigals Lage zusätzlich: einmal die Rückkehr einer Schar von Tubu, die im Paschalik Fezzan gezeltet hatte und für Nachtigal lange Zeit eine gewisse Sicherheit bot; man wußte nämlich in Bardai, daß einen Mord an Nachtigal zuallererst die Tubu in Fezzan abzubüßen hätten.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O.,S. 333
2 G. Nachtigal, a.a.O.,S. 333
3 G. Nachtigal, a.a.O.,S. 334

Und dann drang das Gerücht des Totschlags an Alexandrine Tinné in die Täler Bardais. Nachtigal legt dar, weshalb sein Schicksal jetzt auf Messers Schneide stand: "Sie verhöhnten meine Beschützer unter ihren Landsleuten, weil sie nicht den Muth hätten, in der Sicherheit ihrer Berge eine That zu begehen, welche die Tuarik wenige Tagesreisen von Murzuq,..., furchtlos ausgeführt hätten..."[1] Nachtigal drang heftig in Arami[2], eine nächtliche Flucht aus Bardai vorzubereiten. Tatsächlich stimmte der Tubu zu, obwohl er es lange nicht zugeben wollte, daß seine Autorität an der Habgier des Stammes zuschanden gegangen war. Er stellte die zur Flucht bestimmten Kamele in seiner Wohnung unter, damit sich die Umwohner schon vorher an das tiefe Knören gewöhnen konnten, das Kamele auszustoßen pflegen, wenn an ihnen hantiert wird.

1.6.2.9 Flucht nach Murzuq

In der Nacht vom 3. auf den 4. September brachen Nachtigal und Arami mit etlichen anderen[3] Begleitern auf. Ein Tubu ward vorausgesandt, der Nachtigals Kamele samt Ladung, die in Zuar zurückgelassen worden war, an einer vereinbarten Stelle bereitzuhalten hatte.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 347

2 E. Samhaber, a.a.O., S. 375, schreibt - wohl fälschlich - daß Arami die Flucht angeraten habe, um Nachtigal loszuwerden.

3 Nachtigal berichtet darüber nicht in der von ihm sonst so gewohnten Genauigkeit. Auf jeden Fall: Arami; Gordoi, ein Verwandter; dann Bu Zeid, der Murabid; ein Bruder des Kolokomi; Giuseppe, der Privatdiener Nachtigals; Mohammid-el-Qatruni, der Wegweiser nach Bornu;
S. 348 ff.: Saad, ein Diener

Tatsächlich trieb der Tubu Kolokomi[1] fünf Kamele herbei, von denen allerdings nur mehr eines Nachtigals Eigentum war. Die übrigen aus Nachtigals Herde seien durch Tod und Diebstahl verlorengegangen; einzig ein Tier und zwei Säcke gedörrten Kamelfleisches blieben dem enttäuschten Nachtigal von seiner kleinen Herde;[2] Arami und sein Anhang sahen von jetzt ihre Aufgabe beendet und trennten sich von Nachtigal, nicht ohne diesem sein letztes eigenes Kamel abzufordern, den kupfernen Kochkessel einzubehalten und sich noch zwei Schuldscheine ausstellen zu lassen.
Einzig Kolokomi geleitete Nachtigal - ungern genug - zurück bis zu dem Punkte, wo der Tümmoberg den Anfang der allgemein bekannten Route nach Murzuq markierte.
Der Fußmarsch - die Kamele trugen allein das Gepäck und die Wasserschläuche - verursachte Nachtigal Herzjagen und fiebrige Übermüdung; ihm widerstand der salzige Geschmack des gedörrten Kamelfleisches wie auch die klebrige Süße der Datteln.[3]
Erst der Anblick des Tümmo fachte den schon erlöschenden Lebensgeist neu an. Nachtigal schritt den langsam dahintrottenden Kamelen weit voraus, warf sich dann zu einem fünf- bis zehnminütigen Schlaf nieder, aus dem seine eiserne, regenerationsfähige Natur tatsächlich neue Spannkraft schöpfte.[4]

---

1 Kolokomi war in Bardai geflohen und hatte sich bis zur Flucht Nachtigals im Gefels des Emi Ifotui verborgen gehalten.
G. Nachtigal, a.a.O., S. 348

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 355
Nachtigal selbst läßt die Frage unentschieden, ob hier bewußter Diebstahl vorlag.
E. Samhaber, a.a.O., S. 375 schreibt - wohl fälschlich - daß Arami die Kamele gestohlen hätte.

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 363

4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 365

Am Tümmo selbst wurden die Reste des Nahrungsvorrates zur Gänze verzehrt, das letzte Mahl zu einem dünnen Brei verrührt, die Sehnen und Knochen der zu Zuar gefallenen Kamele wurden teils weichgeklopft, teils zu Pulver zerrieben und mit sorgsam abgezählten Datteln verspeist.
In der Tat erwies sich diese organische Gepäckverminderung als klug, denn die zwei verbliebenen Kamele waren nicht mehr vom Boden zu bringen, man mußte sie als "battal"[1], d.h. als völlig abgeschunden und nicht mehr gebrauchbar, ihrem Tode überlassen.
Man lastete sich also selbst Wasserschläuche, Gepäck und Waffen auf und schleppte sich dem Bir Meshru entgegen.
Diese Nachtigal schon von seinem Hinweg bekannte Schädelstätte belastete sein Gemüt außerordentlich, und gerade deshalb, weil er sich schon halb gerettet wähnte.
Nachtigal schreibt mit einer bemerkenswerten psychologischen Freimütigkeit: " Der Eindruck ihrer Reste auf uns war umso lebhafter, als wir nicht mehr einzig und allein in der Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes aufgingen, der gleichgültig gegen die Leiden anderer macht."[2]
Über die Datteloase Tedscherri langte am 8.10. 1869 Nachtigal wieder in Murzuq an. Seine begeistert gefeierte Rückkehr aus Tibesti galt den Einwohnern als gunstverheißender Wink Allahs: "Omrek tawil!" (Dein Leben wird lang sein)..."denn wen Gott aus solchen Gefahren errettet, dem hat er ein langes Leben bestimmt."[3]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 363
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 368
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 374

1.6.2.10 Nachtigal schließt sich einem osmanischen Gesandtschaftszug nach Bornu an

Der Rückkehr folgten kalte Wintermonate in Murzuq. Erst zu Beginn des Jahres 1870 durfte Nachtigal Hoffnung schöpfen: Ali Riza Pascha, der osmanische Muschir von Tripolis, ließ eine Gesandtschaftskarawane nach Bornu ausrüsten. Der Führer Hadsch Mohammed bu Aischa sollte dem Sultan von Bornu Präsente überreichen und im Gegenzuge eine Auswahl afrikanischer Tiere an den Tiergarten von Istambul senden; daneben auch eine unbestimmte Anzahl kastrierter Negersklaven, wie Nachtigal (wohl zu Recht) vermutete.[1]

Diese so plötzlich sich aufgetane Reiseaussicht stimmte Nachtigal gleichwohl bedenklich. Er musterte den stattlichen Reisezug von zwanzig Kamelen - einzig zur Repräsentation osmanischer Macht bestimmt, denn um einen Säbel und einen Koran als Geschenke[2] zu überreichen, bedurfte es dieses Aufgebotes nicht - Nachtigal dagegen konnte neben einem unumgänglich notwendigen Paradepferd ganze neun Kamele[3] und fünf Begleiter sein eigen nennen. Zu Recht mußte er um sein und Preußens Ansehen fürchten.[4]

Schwierigkeiten erwuchsen ihm auch von offizieller Seite; Ali Riza Pascha suchte Nachtigals Teilnahme zu hintertreiben, verlautbarend, daß man für Leib und Leben eines Christen nicht einstehen könne,[5] Nachtigal aber mutmaßte, daß man ihn als Mitwisser hochoffizieller Sklavengeschäfte fürchte.[6]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 481
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 486
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 486
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 481
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 482

Doch verliefen die Anschläge des Muschirs im Sande.
Seinen Trupp von fünf Mann vermehrte Nachtigal um eine ungenannte Anzahl berberischer Akrobaten, die sich auf Tournee befanden; Disziplin, körperliche Zähigkeit und Kriegsgeist zeichnen den Berber aus, und Nachtigal hoffte,mit dieser rüstigen Schar mehr eigenes Gewicht in die Reisegesellschaft einbringen zu können.[1]

1.6.2.11 Von Murzuq über Agadem nach Kuka

Am 18.4. 1870 brach die Karawane nach Bornu auf. Die erste Hälfte des Weges wurde ohne ernste Vorkommnisse zurückgelegt: Murzuq - Qatrun - Tedscherri - Oase Kawar. Eine Kette von Brunnen und Weideplätzen gestatteten ein gemächliches Reisetempo.
Nach Kawar belebte sich die Landschaft zusehends; um Agadem bedeckte sich der Boden mit Kräutern, die in der Tintumma-Steppe einen bis an den Horizont geschlossenen grünen Teppich bildeten. Akazien schlossen sich zu Gruppen zusammen, Kurna- und Seifenbaumwaldungen kündeten von der Nähe des Tschadsees.
Der Anblick dieser flachen Wasserpfanne stimmte Nachtigals hochgespannte Erwartung um etliche Grade herab: "Flach und schmucklos lag der vielgenannte See vor uns. Vor Jahren hatte ich in langweiligen Schulstunden oft träumerisch seine Conturen betrachtet, welche damals mit dem fabelhaften Mondgebirge allein das weite, weisse Innerafrica auf den geographischen Karten zierten. Jetzt hatte ich dies Ziel meiner kindlichen Träume und meines späteren Strebens erreicht; doch die Wirklichkeit vermochte meine Erwartungen nur in geringem Maße zu befriedigen."[2]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 488f.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 565

Am 6.6. 1870 ritt Nachtigal in Kuka, der Hauptstadt des Bornureiches,ein.

1.6.2.12 Audienz beim Scheich von Bornu - angenehme Zeit in Kuka

Mit etwas Sorge rüstete er sich zur Audienz, denn die Geschenke des preußischen Königs stießen an so manche Ecken und Kanten muslimischer Auffassungen. Nachtigal schreibt: "Bedenken bezogen sich auf die lebensgroßen Bildnisse Sr. Majestät des Königs, Ihrer Majestät der Königin und Sr. Königlichen Hohheit des Kronprinzen, welche mit den Anschauungen des Islam einigermaßen im Widerspruch standen, und besonders auf eine Stutzuhr, deren Hauptzierde, eine wenig bekleidete allegorische Figur, unzweifelhaft in den Augen streng gläubiger Mohammedaner für eine sündhafte Darstellung gelten mußte."[1]
Nach abgetaner offizieller Pflicht stellte Nachtigal sich den Würdenträgern des königlichen Hofes vor: Fellati Ibrahim, Lamino, Moallim Mohammed bin Jussuf el Komami, Achmed ben Brahim el Wadawi. Angenehme Tage reihten sich aneinander, gefüllt mit linguistischen Studien, meteorologischen Beobachtungen, Erkundigungen, die Nachtigal bei den zahlreich herbeiströmenden Patienten vornahm.
Ein Araber aus dem Fezzan übergab ihm sogar einen Brief an den verschollenen Dr. Vogel, den Barth abgesandt hatte.[2]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 594
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 638

Mit Lust musterte Nachtigal die Fülle der Waren, die auf dem Markt feilgeboten wurden; auch hat er eifrig die Preise studiert und verglichen: so kostet eine junge weibliche Sklavin, eine sogenannte "Surrija" bis 100 Maria-Theresientaler, löst also denselben Preis wie ein Pferd edelster Bornuzucht; ein Leopardenfell ist schon um einen halben Taler feil.[1]
Äußerlich paßte sich Nachtigal den Landessitten an. Auch seinen Magen stimmte er auf das fremde Eßgebaren ein. Nachtigal verzehrte am Tag zwei warme Mahlzeiten, die vornehmlich aus gebratenem Geflügel, Gemüse und Wildreis bestanden.[2] Doch kostete er auch Außergewöhnliches, wie Löwen- und Pantherfleisch.[3]
Enger schloß Nachtigal sich an zwei Männer an: an Moallim Adem, einen Korangelehrten und Grammatiker und an Scherif-el-Medeni, einen zwischen Syrien und Marokko umgetriebenen Kaufmann, der Nachtigal in Ausrüstungsfragen beriet.[4]

1.6.2.13 Geldmangel und trotzdem Reisepläne

Nicht lange hielt es den Reisenden in Kuka; die Möglichkeit zu Erkundungsfahrten mußte genutzt werden.
Doch der Geldmangel warf ernste Probleme auf; das verstümmelt nach Kuka gedrungene Gerücht eines europäischen Krieges[5] minderte Nachtigals Kreditwürdigkeit erheblich.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 692ff.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 652
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 659
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 640
5 Deutsch-Französischer Krieg 1870/71

Nachtigal schreibt: "Dazu hörte man durch einzelne Reisende, die aus Kawar oder Qatrun kamen, von einem gewaltigen Kriege erzählen, der zwischen den Christenländern entbrannt sei. Wenn die Gerüchte auch die Namen der kriegführenden Parteien nicht bestimmt bezeichneten, so schien es doch unzweifelhaft, daß die eine derselben Frankreich war, während die Berichterstatter geneigt waren, Nimse (Nemsi), unter dem man gewöhnlich Österreich versteht, für die andere zu halten. Was es auch immer sein mochte...: ein großer, europäischer Krieg konnte meinem Geldbedürfniss in keinem Falle günstig sein."[1]
Doch auch die Welt der Sudanstaaten war in Gärung geraten: Wadai bekriegte Baghirmi, und Lamino - Nachtigals mächtiger Protektor am Hofe zu Kuka - war gestorben.
Als Nachtigal vernahm, daß ein Araberstamm, die Aulad-Soliman, nach den nordöstlich gelegenen Ländern Kanem und Borku ziehen wolle, um dort die Dattelernte einzubringen, da schloß er sich den Aulad an. Nötige Barschaft überwies ihm großzügig der Sultan von Bornu.

1.6.2.14 Mit den Aulad-Soliman nach Kanem und Borku

Die Aulad gedachten sich die Reifezeit der Datteln mit einem Raubzug gegen Ennedi abzukürzen. Nachtigal hätte sich zu gerne angeschlossen, um dieses unerforschte Land an der Grenze nach Darfur zu schauen, doch sein lahmendes Kamel vereitelte den Plan.
Die "Ghasua"[2] ging übel genug aus: die Aulad waren mit Verlust zurückgeschlagen worden, ohne Beute an Kamelen und Schlachtvieh.

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd.II, S. 15

2 arab.: Raubzug

Übel genug auch für Nachtigal, dessen Kamel am Übermaß frisch genossener Kräuter eingegangen war, und der nun Ersatz nur gegen Höchstpreis erhielt. Auch plagte ihn ein gewaltiger Drang nach Fleisch, der nicht gestillt werden konnte, nur Brei und vergorener Dattelsaft betäubten den Hunger.
Nach eingebrachter Dattelernte zog man gemächlich heimwärts in Richtung Kanem. Allenthalben kräftig sprießende Kamelkräuter und samenhaltige Akreschgräser lockten zu ausgiebiger Weide und verzögerten das Marschtempo in einer für Nachtigal unerträglichen Weise. Abwechslung brachte allein der zur Karawane gestoßene Bu Alaq, ein Stammesgenosse, der Nachtigal mit Neuigkeiten überraschte; so bestätigte Bu Alaq das Gerücht eines blutigen Christenkrieges, doch zur Enttäuschung des Reisenden konnte er nicht mit Einzelheiten aufwarten. Nachtigal schreibt entrüstet:
"Die Leute dort messen natürlich die Ereignisse der europäischen Welt nach dem Massstabe der ihrigen. Ihr religiöser Hochmut lässt sie mit naiver Zähigkeit an dem Glanze des Islam vergangener Jahrhunderte festhalten; nach wie vor giebt es für sie ausser der dominierenden mohammedanischen Welt nur Heiden, welche trotz ihrer grossen Zahl, ..., schwach durch Civilisationslosigkeit und Religionslosigkeit, den erwählten Völkern des Islam zur Ausbeutung anheimgegeben sind, und eine kleine Schaar von Christen, die durch ihre große Klugheit und durch viele Gold- und Silberminen zu einer unverdienten Macht in der Welt gelangt sind. Einen Krieg zwischen den mächtigsten Nationen Europas betrachten sie wie jene Fehden des eigenen Stammes, von denen ihre Aeltesten noch erzählen können."[1]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 239

Dieser Bu Alaq war es auch, der Nachtigal von dem quälenden Einerlei des Nomadenalltags erlöste und ihn auf einem kleinen Exkurse nach dem südöstlichen Kanem begleitete.
Nachtigal brannte darauf, diese noch recht unbegangene Ecke der Sudanzone zu besuchen, war doch hier Moritz von Beurmann ermordet worden.
Gestützt auf die Autorität seines Begleiters Bu Alaq durfte Nachtigal es wagen, gegenüber dem Alifa von Mao einen sehr bestimmten Ton anzuschlagen. Bar jeden Geschenkes, in zerlumptem Burnus, eine abgerackerte Mähre am Zügel führend, weigerte sich Nachtigal in hochgemutem Tone, dort sein Gastlager aufzuschlagen, wo sein Landsmann so verräterisch umgebracht worden sei.[1] Auf die beschwichtigenden Worte des Angeredeten hin ließ Nachtigal sich dann erweichen.
Seine Nachforschungen ergaben, daß der Mörder Beurmanns der Aquid Chomeni aus dem Sultanat Wadai war, aus dem Land also stammte, wo auch Dr. Vogel umgebracht worden war.[2]
Von Beurmann sei mit einem Stricke erdrosselt worden,[3] da man einen Christen für hieb- und stichfest hielt.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 251f.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 264ff.
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 265

1.6.2.15 Zäher Kampf ums Geld

Nach Kuka wieder zurückgekehrt, fand Nachtigal einen Stapel Zeitungen vor, die ihn endlich den Sturm der Ereignisse seit 1870 nachvollziehen ließen: "Wenn ich bewundernd den Umwälzungen folgte, welche sich in der Heimath während eines halben Jahres vollzogen hatten, so konnte ich nicht ohne ein Gefühl der Beschämung daran denken, daß nahezu drei Jahre seit meiner Abreise von Tripolis verflossen und alle meine Unternehmungen bis dahin mit der schneckenhaftesten Langsamkeit ausgeführt worden waren."[1]
Doch drohten weitere Reisepläne am Geldmangel zu scheitern. Zwar hatte Gerhard Rohlfs brieflich 500 Taler angekündigt, die die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin bei dem österreichischen Konsul Luigi Rossi für Nachtigal "garantiert" haben soll, doch fand dieser in dem ganzen Packen Post keine Bestätigung.[2]
Einzig ein namentlich ungenannter "treuer Freund"[3] hatte 300 Taler überwiesen. Doch welche Enttäuschung, als Nachtigal erfahren mußte, daß just diese 300 Taler der Überbringer Hadsch Bu Bekr Bu Aima als Darlehen in seine Handelsgeschäfte investiert hatte; Nachtigal hatte nämlich in Kuka als tot gegolten.
Der Treuhänder hatte deshalb keine Anstände daran genommen, die Summe in Sklaven und Waren anzulegen und als Karawanenfracht nach Kano und anderen Märkten der Haussa-Staaten abzusenden.[4]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 292
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 293f.
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 293f.
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 293

Nachtigal gelang es nicht, den Betrag gänzlich in bar einzufordern, er mußte es hinnehmen, die Restschuld in Webwaren verabfolgt zu bekommen, der schwankenden Marktpreise wegen oft genug ein Verlust.[1] Ein Trost war, daß der getreue Rossi Kattunstoffe im Werte von 100 Talern gesandt hatte, die Nachtigal auf dessen Rechnung verkaufen durfte.[2] Der Verkauf der eigenen drei Kamele erlöste weitere 60 Taler, und 300 Maria-Theresientaler schoß ein Kaufmann als Darlehen vor, 50 in bar, den Rest in Waren.[3]

1.6.2.16 Ins Reich Baghirmi

Nachtigals ursprünglicher Reiseplan zielte auf das Sultanat Wadai, doch widersetzte sich diesem Ansinnen Scheich Omar von Bornu, in Sorge um das Wohl Nachtigals. Da eröffnete der Krieg zwischen Baghirmi und Wadai eine Chance: Baghirmi war unterlegen, und der geschlagene König Mohammedu, seines Thrones beraubt, hielt eine letzte Stellung an den Uferorten des Flusses Schari. Bornu intervenierte zugunsten des vertriebenen Baghirmi-Königs und verproviantierte dessen verbliebene Truppen auf der relativ ungefährdeten Wasserstraße des Schari. Dazu Nachtigal: "Auf diese Verbindung zwischen Bornu und dem Kriegslager des vertriebenen Königs gründete ich meinen Plan, dem Letzteren einen Besuch abzustatten, und stieß dabei auf sehr viel weniger Bedenken des sonst so ängstlichen Scheich, als ich erwartet hatte."[4]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 294
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 296
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 310
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 302

Nachtigal war nun nicht gesonnen, den Wasserweg zu benutzen, der ihm nur einen unvollkommenen Einblick in die Landesverhältnisse gewährt hätte.[1] Der Landweg war geeigneter, aber auch problematischer, da er durch den Kleinstaat Logon führte, dessen Herrscher Maa'ruf mit König Mohammedu von Baghirmi verfeindet war. Ein Geleitbrief Scheich Omars von Bornu sollte Nachtigal den Durchzug durch das Kleinreich erzwingen.

1.6.2.16.1 Vorbereitungen - Marsch nach Logon

Die Reisezurüstungen durften sparsam kalkuliert werden, da der bedrängte König Mohammedu auch mit geringeren Gastgeschenken zufrieden sein mußte.
Nachtigal packte eine Ladung minderwertigen Flintenpulvers zusammen, dazu Feuersteine und Kugeln. Auch ein Burnus, Tarbusch und Turbanstoff sollten überreicht werden. Als Nascherei hatte Nachtigal zwei Schläuche voll Datteln und zweihundert Guronüsse vorgesehen, die als Stimulans sehr begehrt waren.[2]
Sein Freund, der Scherif-el-Medeni, riet dem Reisenden dringend Geduld und Selbstbeherrschung an; auch entwarf der Araber eine bombastische Rede[3], die auf den arroganten und selbstgefälligen König Mohammedu ihren Eindruck nicht verfehlen sollte.
Nachtigal durchzog das südöstliche Bornu und betrat am 11.März (1871?) das Reich Logon, das im Durchmesser ganze 90 km maß.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 477f.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 479
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 482

Die Audienz bei König Maa'ruf gestaltete sich nicht befriedigend, da der aus seiner Abneigung, Nachtigal nach Baghirmi weiterziehen zu lassen, wenig Hehl machte. Doch ließ sich mit einem Gewand und einem Ballen Stoff die Zustimmung eines wichtigen Ratsmitgliedes erkaufen.

1.6.2.16.2 Bei König Mohammedu von Baghirmi

Am 21.März überschritt Nachtigal den Fluß Schari. Die erste Begegnung mit dem entthronten, aber sich noch nicht geschlagen gebenden König Mohammedu verlief formal befriedigend, wenngleich Nachtigal bald einsehen mußte, daß er es mit einem psychisch und intellektuell undifferenzierten Raub- und Kriegervolke zu tun hatte.[1]
In seinen Hoffnungen, vom Hauptlager Mohammedus aus Stichexkursionen zu unternehmen, wurde Nachtigal bald enttäuscht. Die zügellosen Plünderzüge der Baghirmi-Soldateska gegen die umwohnenden Negerstämme vereitelten jede selbständige Reiseabsicht, und Nachtigal sah sich zu seinem Verdruß an den Troß des Königs gekettet; überhaupt arteten die Kriegszüge Mohammedus in Sklavengasuen aus, was das Marschtempo für den ungeduldigen Nachtigal verzögerte.
Zudem stellte sich der Hunger ein, vor allem ermangelte es des Salzes, das Nachtigal nur mehr in täglichen Körnchenprisen zu verzehren wagte. Trotzdem entging auch er nicht einer epidemisch um sich greifenden Diarrhoe, der sich ein Malariaanfall beigesellte.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 620

Nachtigal bat um ein Rückgeleit nach Bornu, doch Mohammedus Ehrenstandpunkt verbot diesem, seinen Gast ziehen zu lassen, ohne ihm ein Geschenk verabfolgt zu haben; in diesem Falle eine Ladung von Elefantenzähnen, die er als Tribut erwartete.
Doch traf das Elfenbein nicht ein, und der zermürbte Nachtigal war dann doch so glücklich, als Ersatz einen Lastochsen zu erhalten, der eine Rückreise ermöglichte.
Ein Versuch Nachtigals, die verworrene politische Lage zwischen Bornu, Wadai und Baghirmi zu schlichten, scheiterte am Starrsinn des Königs Mohammedu. Nachtigal hatte diesem angeraten, die diplomatischen Vermittlerdienste Bornus anzurufen; der Thronräuber Abd-ur-Rahman hatte sich mit seinen Protektoren aus Wadai überworfen, und Nachtigal mutmaßte, daß dessen Sultan Ali schon lange des kostspieligen Abenteuers überdrüssig geworden war.[1]
Doch weigerte sich Mohammedu, die Hilfe des ihm persönlich verhaßten Sultan Omar von Bornu anzurufen.

1.6.2.16.3 Kräftezehrender Rückmarsch nach Kuka

Am 30. Juli brach Nachtigal mit einer ungenannten Anzahl von Bornu-Begleitern vom Kriegslager Gundi auf; sein Gepäck enthielt zwei Zentner Elfenbein, die er als Verkaufspreis für sein Bornupferd erlöst hatte; auch führte er vier Sklaven mit, die er kommissarisch für seinen Freund Scherif-el-Medeni gegen dessen Pferd erhandelt hatte.[2] Doch auch die Nachtigal begleitenden Bornuleute hatten sich mit Menschenware[3] reichlich eingedeckt, und so folgte ein Zug von mehreren hundert Sklaven.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 657f.

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 655

3 Mohammedu hatte grundsätzlich jede Ware mit Sklaven bezahlt, der Kurrentmünze in Baghirmi!

Der Marsch durch aufgeweichten Ton- und Lehmboden verschliss die Kräfte. Sklave um Sklave sank zu Boden und wurde - zum Entsetzen Nachtigals - mit einem Schnitt durch die Kehle abgetan.[1]
In der Nähe des Flusses Schari verfestigte sich das Erdreich, und als der Reisezug auf dem Strome selbst in langen Pirogen dem Tschadsee entgegenglitt, war das Schlimmste überstanden. Einzig die Nächte, wegen der Mückenplage in stickheißen, verräucherten Hütten zugebracht, bereiteten Pein.

1.6.2.17 Der Weg nach Wadai steht offen

Das Nachtigal bereits zur Heimat gewordene Kuka rüstete ihm den gewohnten festlichen Empfang: Weizen, Reis, Butter, Honig, einen Schafbock, zwei Bullkälber und Zahlungsmittel in Stoff udn Kaurischnecken hatte der großzügige Sultan dem mittellosen Nachtigal überbringen lassen; aus Europa war keine Geldsendung eingetroffen.[2]
Umso mehr bedrückte es ihn, daß er dem Scherif-el-Medeni nur einen einzigen Sklaven, ein kleines Mädchen, überbringen konnte.[3]
Um die Enttäuschung des vielgeprüften Kaufmannes zu mildern, hatte Nachtigal auf Kredit eine Frau zusätzlich erworben.[4]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 733
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 760
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 759
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 759

Am 10.1. 1872 schlug Nachtigal die Stunde der Heimkehr. Ein Bote aus Wadai war in Kuka eingetroffen, um dort westliche Artikel für sein isoliertes Heimatland zu besorgen. Ohne weiteres ließ Scheich Omar von Bornu es zu, daß Nachtigal in Begleitung eben dieses Gesandten Otman Uled-el-Fadl[1] nach Wadai reisen konnte.
Die Mittel zur Ausrüstung erbat sich der stets in Geldnöten steckende Nachtigal vom Scheich, ein reiches Sortiment an Textilien, Löwen- und Leopardenfelle, Haussa-Decken und Korbgeflechte bildeten die Reisekasse.[2]
Als Geschenke für den Sultan von Wadai hatte Nachtigal goldausgelegte Reiterpistolen und ein Fernrohr beiseitegelegt.
Am Morgen des 2. März 1872 verabschiedete sich Nachtigal überaus herzlich von Scheich Omar.
Man darf fragen, wer der wahrhaft Beschenkte gewesen ist; sicherlich Nachtigal, auch wenn er offiziell Überbringer königlicher Dankesgaben war.

1.6.2.17.1 Von Kuka nach Abesche

Nachtigal trat eine historische Reise an. Die tausend Kilometer zwischen Kuka und Abesche, der Hauptstadt Wadais, waren für jeden Christen ein Wagestück. Sollte es Nachtigal gelingen, über Wadai nach Darfur durchzustoßen, hinein in den ägyptischen Ostsudan, dann wäre er der erste Europäer, der den Oberen Nil von Westen her erreicht hätte.

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. III, S. 18
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 21

Der Reisekarawane nach Wadai hatten sich neben Nachtigal und Otman vor allem Pilger aus dem Westsudan angeschlossen, Fulbe und Haussa-Leute, ein Mekkafahrer stammte aus dem von Heinrich Barth erkundeten Timbuktu.[1]
Der Reiseweg führte an zwei wichtigen Landmarken vorbei: einmal am Bahr-el-Ghazzal,[2] einem Wadi[3], dicht mit Bäumen bestanden, dann dem Fitrisee, der seiner Löwen wegen berüchtigt war; Wildmangel hatte diesen dort hausenden Großkatzen die Menschenjagd gelehrt.
Vor Abesche, der Hauptstadt Wadais, ließ Otman anhalten; ein Bote wurde vorausgesandt, um das königliche "Aman", das Versprechen sicheren Geleits, von Sultan Ali einzuholen.
Nachtigal mußte vier bange Tage warten, bis der Abgesandte die Erlaubnis zum Einzug in Abesche überbrachte.

1.6.2.17.2 Audienz bei König Ali von Wadai

Der Empfang war frostig, weder für Unterkunft noch für Verpflegung war gesorgt worden.[4]
Dafür sollte Nachtigal seine Schießkunst beweisen, indem man ihm bedeutete, auf einen hundert Schritt entfernt aufgestellten Tonkrug zu halten.[5] Nachtigal verweigerte dies Ansinnen, er wolle zuerst dem König vorgestellt werden.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 29
2 Bahr-el-Ghazzal = Gazellenfluß; nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen, perennierend Wasser führenden Bachr-el-Ghazzal im Ostsudan, Nebenfluß des Weißen Nil; 1863 von Heuglin erkundet.
3 Wadi = Flußbett; nur nach heftigen Regengüssen Wasser führend, sonst eine trockene Mulde
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 53
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 54

Die Audienz verlief allerdings sehr befriedigend; Sultan Ali, im Gegensatze zur Überlieferung seines Landes, war überaus aufgeschlossen, er erlaubte Nachtigal, alles Sehenswerte aufzuschreiben, ein Entgegenkommen, das dieser gar nicht genug zu schätzen wußte.
Dennoch vermied Nachtigal es, den nach wie vor schwelenden Fremdenhaß der breiten Bevölkerungsschichten ohne Not anzufachen; wochenlang beschränkte er seine Stadtgänge auf kurze Hofvisiten.

1.6.2.17.3 Schwieriger Aufenthalt in Abesche

Vordringlich mühte sich Nachtigal, die von Bornu mitgeführten Handelsartikel auf dem Markte loszuschlagen; der Erlös sollte ja die Weiterreise nach Darfur finanzieren.
Doch der Mangel an kurrenter Münze, es waren das etwa 17 m lange Baumwollstreifen namens Tromba, verminderte den Gewinn; auch ließ sich nur schwer ein Kaufmann finden, der den Vertrieb kommissarisch übernehmen wollte.[1]
Nachtigals Stellung in der Hauptstadt festigte sich zusehends, als er sich mit einem Scherif aus dem tunesischen Kairuan befreundete. Dieser, Hadsch Salim, war streng religiös und dennoch so vorurteilslos, daß er mit einem Christen gemeinsam das Abendessen einnahm.[2] Dieses Verhalten, unerhört für das alttestamentliche Zelotentum der Wadawi, hob Nachtigals Ansehen und befreite ihn von dem Geruche der Unreinheit und Unberührbarkeit.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 67f.
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 68

Auch seine unermüdliche und unentgeltlich gewährte Heilkunst riß so manche Schranke nieder.
Trotzdem beharrt Nachtigal darauf, daß allein die Autorität des eisernen Königs Ali ihn vor Verfolgung und Totschlag bewahrt habe.[1]
Als zu Beginn des Charif, der Regenzeit, der Wassersegen nur spärlich auf Wadai herabtröpfelte, befanden die Theologen des Landes, daß dies als Gottesstrafe für die Beherbergung eines Kafir, eines Ungläubigen, aufzufassen sei. Eine Abordnung drang bei König Ali auf Hinrichtung oder Ausweisung Nachtigals; allezeit stand so sein Schicksal auf des Messers Schneide.

1.6.2.17.4 Abstecher nach Dar-Runga

Verständlicherweise betrieb Nachtigal den Plan seiner Weiterreise nach Osten, nach Darfur. Doch mangelte es an sicheren Nachrichten aus dem Nachbarreiche, dessentwegen ausgesandte Boten waren noch nicht zurückgekehrt.
Nachtigal füllte die Zeit - "Zeit" hieß damals Monate - mit linguistischen Studien, worin er sich von exilierten Prinzen der Kleinreiche Sulo und Dar-Runga unterweisen ließ. Diese Beschäftigung ließ in Nachtigal den Wunsch reifen, das Land Dar-Runga zu bereisen. Es lag im Süden von Wadai und versprach Einblicke in die zentralafrikanische Zone. Vor allem verhieß der Elefantenreichtum dieser Landstriche billigen Erwerb von Elfenbein, aus dessen Verkauf Nachtigal seinen Lebensunterhalt zu bestreiten hoffte.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 70

Doch ließ er sich von König Ali dieses Handelsprojekt ausreden, da es zu viel Zeit verschlinge.[1]
Die Exkursion nach Süden war mühevoll, der vielen Sümpfe wegen, die am Bachr-el-Salamat die Stromebene bedeckten. Auch peinigte Nachtigal heftigst das Fieber. Bei Dscheggel, unweit der heutigen Grenze zwischen Tschad und Zentralafrikanischer Republik, kehrte Nachtigal um.

1.6.2.18 Nachtigal löst das Rätsel um den Tod Dr. Vogels und erfüllt damit den Zweck der 1861 gescheiterten "Deutschen Expedition"

Wieder nach Abesche zurückgekehrt, forschte Nachtigal nach dem Verbleib Vogels. Das Schicksal dieses unglückseligen Gelehrten und dessen schriftlicher Hinterlassenschaft hatten die deutschen Forscher seit 1860 bewegt, eine Expedition war dessentwegen ausgesandt worden; Munzinger hatte in Kordofan von arabischen Gewährsmännern das Gerücht der Hinrichtung nach Deutschland gemeldet, doch Genaues wußte man nicht.
Nachtigal wagte bei König Ali einen Vorstoß. Der, peinlichst berührt von der schon vergessen geglaubten Gewalttat seines Vaters, leugnete jegliches Wissen um die genaueren Umstände der tatsächlich vollzogenen Exekution. Doch Nachtigal erschloß sich unter der Bevölkerung willig sprudelnde Quellen.

---

1 Die Tsetse-Fliege (?) läßt dort kein Lasttier lange am Leben; das Warten auf neue, nachgesandte Ochsen kostet viele Wochen Wartezeit.

1.6.2.18.1 Nähere Umstände der Ermordung Dr. Vogels: Furcht vor osmanischen Spionen

Vogel soll sich mehr als unvorsichtig verhalten haben: auffällige, rastlose Exkursionen bei Tage ohne erkennbaren Sinn, verdächtige Abgeschlossenheit gegen neugierige Besuche, Benutzen fremdartigen Schreibgeräts,[1] ausschließlicher Genuß von Hühnereiern - all das wob um Dr. Vogel die Aura eines Sonderlings, eines Spions. Die dem König hinterbrachten Absonderlichkeiten erweckten in diesem Argwohn und Furcht.
Furcht, weil der Herr von Wadai vor nicht allzu langer Zeit einen Scherif aus dem osmanischen Benghasi hatte ermorden lassen.
Es konnte nicht anders sein, so die Überlegungen des Königs, als daß dieser blonde Mann von den verhaßten Türken ausgesandt worden war, dem Verschwinden des Mannes aus Benghasi nachzuforschen.
Vom Verdacht zum Todesurteil nur ein Wink an den Vertrauten des Königs, Aqid Dscherma. Der ließ Vogel an einem Felsen, der Nachtigal gezeigt wurde, mit eisenbeschlagenen Keulen ermorden.[2]

---

1 "... und schrieb nicht wie andre Leute mit Tinte, sondern mit einem kleinen Stabe."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 173

2 Seltsamerweise sind diese Ermittlungen, von Nachtigal veröffentlicht, wenig beachtet worden; Samhaber schreibt schlicht, Vogel sei in den "Grasssteppen" von Wadai "verschollen".
E. Samhaber, a.a.O., S. 371
Noch unverständlicher ist der Hinweis Konzelmanns:
"Gustav Nachtigal,..., sucht Jahre später nach Spuren Eduard Vogels. Seine sehr gründlichen Recherchen bleiben ohne jeden Erfolg."
G. Konzelmann, a.a.O., S. 180

König Ali versprach, etwa aufgefundene Schriftstücke Dr. Vogels an Nachtigal aushändigen zu lassen. Nachtigal war jedoch kein Erfolg beschieden; angeblich ließen sich keine Schriftstücke auffinden. Doch glaubte er nach wie vor, daß vielleicht einmal Reste der Tagebücher auftauchen könnten.[1]

1.6.2.19 Aufbruch nach Darfur

Am 17.1.1874, ein Jahr später, als er gehofft hatte, konnte Nachtigal nach Darfur aufbrechen.
Sein wichtigster Begleiter war ein gewisser Hadschi Achmed Tanga-Tanga, welch letzteres Eponym der "Niedliche, Kleine" bedeutet. Dieser Mann stammte aus der ägyptischen Sudanprovinz Dongola und betrieb Handelsgeschäfte und theologische Gelehrsamkeit. Er kannte Darfur und war als Freund des dort regierenden Königs persona grata, was Nachtigal sehr zustatten kam.
Die Karawanenreise, der Mehrzahl nach gehörten ihr Sklavenhändler nebst Waren an, verlief ohne Zwischenfälle.
Allenfalls sickerten Gerüchte durch, daß den Süden des Landes Darfur ein Sklavenjäger namens Ziber beunruhige, daß seine Privattruppen, die "Baharina", ein Massaker angerichtet hätten.

---

1 In Ländern des Islam wird Geschriebenes nur selten vernichtet, da Schrift im allgemeinen Sakrales festhält.
G. Nachtigal, a.a.O., S. 171

1.6.2.20 Ankunft in El-Fasher

Die Aufnahme in der Hauptstadt El-Fasher durch König Brahim war gnädig. Doch zerschlugen sich alle Versuche Nachtigals, dem König eine Reiseerlaubnis im Lande selbst abzuschmeicheln. Darfur grenzte an den ägyptischen Sudan, und die Angst vor dem expansiven Nachbarn schürte die Furcht vor türkischen Spionen. Nachtigal könne jederzeit im Lande als solcher verdächtigt und beseitigt werden,[1] so die Vorstellungen des Königs Brahim. So mußte sich Nachtigal mit dem Ausfragen von Gewährsmännern begnügen; ein leidiges Geschäft, da die argwöhnische Bevölkerung ihn dabei nach Kräften höhnte und beleidigte, ja, ihn sogar ironisch aufforderte, die Bekenntnisformel aufzusagen, die heißt: "la illah il Allah, wa Mohammedun resul Allah".[2]

1.6.2.21 Von El-Fasher nach dem ägyptischen Sudan; Heimkehr

Vier Monate mußte Nachtigal in El-Fasher ausharren. Am 25. Juli 1874 schloß er sich einer Handelskarawane nach dem ägyptischen Sudan an, nach El-Obeid, dem Hauptorte der Provinz Kordofan.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 348

2 "Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet." Ein Christ, der diese Formel spricht, gilt automatisch als Konvertit.
G. Nachtigal, a.a.O., S. 350 f.

Die Karawane zählte 300 Kamele, die vorzüglich Straußenfedern, Elfenbein und Tabak transportierte, natürlich zog auch eine "Unzahl"[1] von Sklaven mit.
Nachtigal war genugsam Handelsmann geworden, um nicht genau die Unruhe zu bemerken, die unter den Händlern umging, je näher man der ägyptischen Grenze rückte.
Das formelle Sklavenhandelsverbot der vizeköniglichen Regierung ließ manchen Kaufmann mitsamt seiner Ware schon an den Grenzorten haltmachen, auch die staatliche Monopolisierung, zumindest eine steuerliche Belastung des Elfenbeinhandels im Sudan, verunsicherte die Darfur-Leute.
Auch beobachtete Nachtigal Rekrutierungen und Truppenbesichtigungen, eilig improvisiert, um den Einfällen des Ägypters Ziber zu begegnen. Mit den Händen war zu greifen, daß man sich einem aggressiven und europäisbh rationalisierten Kraftzentrum näherte, dem die letzten freien Sudanstaaten schwerlich standhielten.

Etwa um den 3. bis 4. August trennte Nachtigal vom ägyptischen Kordofan nur noch die Grenzwildnis von Atmor, ein zwei Tagesreisen breiter Streifen Niemandslandes[2] zwischen Darfur und Kordofan.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 489

2 Eine übrigens von Nachtigal des öfteren beschriebene Eigentümlichkeit der Sudanreiche, wohl ein Ausfluß ihrer Kontaktscheu und Fremdenfeindlichkeit.

Am 6. August 1874 betrat Nachtigal den Boden des ägyptischen Sudan, merkbar am Treiben einer "regelmässigen Regierung und Verwaltung: Beamte, welche Steuern eintrieben und die Ausfuhr von Feuerwaffen und Munition nach Dar-For verhindern sollten, Soldaten und dgl." [1]
Den Einritt in die Hauptstadt des Kordofan El-Obeid geleitete Elias Effendi, der Bürgermeister, und der Grieche Dr. Giorgi,[2] Sanitätsinspektor des ägyptischen Sudan.
Ein glänzendes Ehrenbankett, französische Konversation, Besteck und Servietten signalisierten den Wiedereintritt in die "civilisirte Welt."[3]
Über Chartum erreichte 1875 Nachtigal Kairo. Doch zu kataraktisch hatten sich seit 1869 in Europa die Ereignisse überstürzt.
Aus dem preußischen König war ein Kaiser des Deutschen Reiches geworden. Und das Reich wollte sich des bescheidenen Arztes aus Tunis nicht erinnern. Ein Verleger mußte dem mittellosen Nachtigal Geld an der Börse zusammenfechten.
Doch ließ der Ruhm sich nicht aufhalten; er bescherte. nach allerlei Ehrenämtern, Nachtigal das Reichskommissariat für Westafrika. In dessen Dienst ist diese wohl faszinierendste deutsche Forscherpersönlichkeit 1885 dem wiederaufgebrochenen Tuberkuloseleiden erlegen.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 510
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 511
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 512

1.7 Schweinfurth überschreitet die Grenzen des Nilsystems: Vom Bachr-el-Ghazzal zum Uéllé

1.7.1 Werdegang Schweinfurths

Um Nachtigals aristokratische Erscheinung war viel Romantik, Bruch, überraschende Wendung. Schweinfurths Forscherleben dagegen ist ganz Plan und Ziel, ist festes Ausschreiten auf bürgerlich-gelehrter Bahn.
Obwohl er in Berlin promovierte und mit den Mitteln der preußischen Humboldt- und Carl-Ritter-Stiftungen ausgestattet worden war, darf man ihn nicht schlankweg einen Preußen nennen.
Seine Geburtsstadt ist Riga, wo er auch das Gymnasium besuchte. Eingehende Lektüre von Reiseberichte weckte seine Leidenschaft für Afrika, die er schon früh zielbewußt aufs Botanische festmachte. Die notwendige naturwissenschaftliche Grundbildung erwarb er sich in Heidelberg, München und Berlin.
Nach seiner Promotion 1862 - er hatte ein Thema über die Nilflora gewählt - keimte in ihm der Wunsch, die Nilländer und ihre Pflanzenwelt systematisch zu erforschen. Er holte sich Rat bei dem Nestor der Nilbotanik, bei dem Wiener Theodor Kotschy, der 1834 Russegger auf seiner denkwürdigen Goldprospektionsreise in den Sudan begleitet hatte.
1863 trat Schweinfurth seine erste Reise dorthin an; sie führte den Gelehrten von Kairo nach Suakin am Roten Meer; über Kassala erreichte Schweinfurth Chartum, von wo aus er die Rückreise via Suakin antrat. Er hatte sein Gesellenstück abgelegt.

1.7.2 Das große Projekt: Aufnahme der Pflanzengeographie an den westlichen Zuflüssen des Nils

Die Berliner Königliche Akademie der Wissenschaft verschaffte Schweinfurth die Gelegenheit zum Meisterstück.
Im Jahre 1868 beauftragte sie ihn, die Pflanzengeographie der westlichen Zuflüsse des Nil aufzunehmen, eine Zone, bekannter unter dem Namen des Hauptstromes Bachr-el-Ghazzal, Gazellenfluß. Just dorthin also, wo 1862 Th. Heuglin und Alexine Tinné steckengeblieben waren. Schweinfurth war für dieses Wagestück glänzend gerüstet. Neben einer eisernen Konstitution besaß der Balte ein Wissen, das Zoologie, Geologie, Anthropologie, Völkerkunde und Frühgeschichte umfaßte.

1.7.3 Diplomatische Vorarbeiten

Schweinfurth wußte um die Wichtigkeit einer diplomatisch-politischen Bahnung des Weges. Wohl war das Land am Gazellenfluß staatsrechtlich kein Teil des ägyptischen Sudan, doch erleichterte dieser Umstand das Reisen keineswegs, machte das Ausforschen vielmehr noch gefährlicher und unberechenbarer.
Denn das Bachr-el-Ghazzal-Gebiet war eifersüchtig gehütetes Tummelfeld der mächtigen Sklaven- und Elfenbeinhändler, deren gewaltigster, Ziber, aus der Nilprovinz Dongola, von seinem Hauptstapelplatz aus, seiner Dem, die Savannenwildnisse regierte wie ein Pascha des Khediven. Doch war Ziber beileibe nicht der einzige, der vom Menschen- und Elefantenreichtum abschöpfte; streng hielten viele Chartumer Handelsherren auf Abgrenzung der Reviere.

Wer hier zwischen die Fronten geriet, mußte sich auf Übles gefaßt machen, und Schweinfurth wußte darum.
Entscheidend waren also die organisatorischen Maßnahmen vor Ort. Von Ägypten aus versicherte er sich des offiziellen Schutzes seiner Person von seiten der vizeköniglichen Regierung. Argwöhnisch wachte Schweinfurth darüber, daß die vizeköniglichen Empfehlungsschreiben an die lokalen Regierungsorgane des Ostsudan sich nicht auf allgemeine, unverbindliche Floskeln beschränkten. Er drang auf exakt ausformulierte "Specialbefehle" der Zentralregierung an den Generalgouverneur von Chartum, der Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Die diplomatische Vertretung des Norddeutschen Bundes ging Schweinfurth hierin zur Hand.
Der Inhalt dieses "Specialbefehls" war der, daß der Generalgouverneur für die Erfüllung eines "Specialkontraktes" einzustehen hatte, eines Vertrages, den Schweinfurth mit den Elfenbeinhändlern von Chartum aushandeln wollte. Diese Vereinbarung sollte ihm "die ungehinderte Bereisung des Gebietes am Gazellenfluß"[1] erlauben. Schweinfurth wußte genau, daß die Elfenbeinhändler die faktischen Herren der Länder am Oberen Nil waren.
Nach seinem Urteil sei damals eine wissenschaftliche Reise[2] ohne Unterstützung der Chartumer Kaufleute unmöglich gewesen.
Schweinfurth zählt die Gründe auf:
Alle Wasserstraßen seien im Besitz der Seribah-Besitzer;
Lebensmittel und Träger erhalte man nur über deren Vermittlung.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 6
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 5

Doch hatte Schweinfurth die Lücke im Machtgebäude der Elfenbeinhändler ausgespäht: "Waren sie auch in den Negerländern unumschränkte Machthaber,..., so erschienen sie, weil mit ihrem Kapital gebunden an die Hauptstadt des ägyptischen Sudan, auf Gnade und Ungnade den Maßnahmen einer absoluten Regierung ergeben, und hierin war mir ein Hebel geboten ihren Widerstand zu brechen."[1]
So dünkte es Schweinfurth kein unwägbares Risiko, sich "von den Chartumer Kaufleuten vollständig ins Schlepptau nehmen zu lassen."[2]

1.7.4 Von Erkowit nach Chartum - Vertrag mit den Elfenbeinhändlern - abschließende Rüstungen

Zu Schiffe reiste Schweinfurth auf dem Roten Meere nach Südnubien. Dort, in den Bergen bei Erkowit, gewöhnte Schweinfurth seinen Körper an Sonne, Strapazen und vor allem an das Kamelreiten.[3]
Er zog dann südwestwärts über Metemmah nach der Kapitale des Ostsudan, nach Chartum.
Schweinfurth hatte nach seinem Eingeständnis immer die Sorge geplagt, die Chartumer Regierung vereitele noch im letzten Augenblick seine Reise nach dem Oberen Nil, bedacht, den Reisenden in die offiziell untersagten Sklavenhandelsgeschäfte nicht hineinsehen zu lassen.[4]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 6
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 6
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 21
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 47

Djafar Pascha, Generalgouverneur des ägyptischen Sudan, enthob Schweinfurth aller Bedenklichkeiten; der Statthalter des Vizekönigs von Ägypten nannte sich beflissen einen "Wekil"[1] der Akademie zu Berlin.
Doch vergaß Schweinfurth nicht, den gänzlich unkommerziellen Charakter seiner Reise zu betonen: "Die Königliche Akademie treibt keinen Handel."[2]
Schweinfurth, mit dem politischen Haupte des Ostsudan wohl verbunden, konnte sich nun der Glieder versichern.
Assistiert auch von Vizekonsul Duisberg, dem Vertreter des Norddeutschen Bundes in Chartum, schloß Schweinfurth mit dem koptischen Elfenbeinhändler Ghattas den Reisevertrag ab. Daß die Wahl just einen Kopten traf, hatte triftigen Grund: sollte Schweinfurth verunglücken, konnte das Vermögen des Nicht-Osmanli und Nicht-Muslim sequestriert werden.[3]
Laut Privatkontrakt hatte Ghattas eine Nilbarke zu stellen, einen sogenannten "Negger", gezimmert aus dem eisenharten Holz der Suntakazie; dann Lebenmittel, Träger und Gewehrschützen; des weiteren hatte Ghattas seinem Vertragspartner Schweinfurth das Anschlußrecht an alle Sammelzüge seiner Elfenbeinaufkäufer und -jäger zu garantieren.[4]

---

1 Wekil, Wokil, arab.: Stellvertreter eines Oberhauptes

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 49
Finanziell unterstützt wurde Schweinfurth von der "Humboldtstiftung für Naturforschung und Reisen"
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 4

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 49

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 55

Darauf verfaßte der Gouverneur Djafar Pascha einen Geleitbrief an alle Chartumer Großkaufleute, die im Bachr-el-Ghazzal-Gebiet Geschäfte unterhielten; das darin niedergelegte Schutzversprechen wiederholten die Händler ihrerseits, indem sie entsprechende Rundschreiben an ihre Stellvertreter, Wekile, Seribah-Befehlshaber sandten.[1]
Die Duplikate legte Schweinfurth in Chartum nieder. Und mit leisem Schmunzeln schreibt er: "... und frohen Muths blickte ich auf den Haufen kostbarer Papiere, welche mir ein gutes Stück Centralafrika erschließen sollten."[2]
An Dienerschaft warb Schweinfurth sechs Nubier an und nahm zwei Mühlensklavinnen in Dienst, die das unentbehrliche Brotgetreide zu zerstoßen hatten.
Schweinfurths Reiseplan war folgender: zu Schiffe nilaufwärts bis zur Einmündung des Bachr-el-Ghazzal, dann auf demselben Strome nach Südwest nach dem bekannten Ländeplatz Meshra-er-Req; von dort zu Fuß nach Süden ins Land der Niam-Niam, dem Elfenbeinreservoir der Bachr-el-Ghazzal-Provinz.

---

1 Schweinfurth formuliert hier etwas undeutlich. Er schreibt wörtlich: "Die entsprechenden Rundschreiben der Händler... wurden in einem Duplicat in Chartum hinterlegt."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 53

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 53

1.7.5 Von Chartum nach Meshra-er-Req

Die Stromfahrt führte Schweinfurth über Woad-Schellai, wo die Bootsmannschaft festlich bewirtet wurde, da man mit diesem Platz den Raum des Islam verlassen hatte und in die Länder der "Kafirn"[1] eintauchte.[2]
Der Führer der Elfenbeinghasua[3], an der Schweinfurth teilnahm, hieß Abu-Ssamat; Schweinfurth beschreibt ihn mit unverhohlener Bewunderung: "Er war ein geborener Kenuser und in seiner Art ein kleiner Held, der mit dem Schwert in der Hand sich Länderstrecken erobert hatte, die an Umfang noch bis vor kurzen manchen kleinen Staat übertroffen hätten. Der unternehmende, keine Gefahren, Mühen und Opfer scheuende Kaufmann,...., schien gleichsam die geistige Verwandtschaft zu ahnen, welche er mit dem Gelehrten theilt, der im Dienste der Wissenschaft ferne Länder durchreist, um die Wunder der Welt zu schauen."[4]
Am 12.2. 1869 glitt Schweinfurths Barke in die eigentümliche Stromausbuchtung, die die arabische Tradition "Moqren-el-bohur" nennt, d. h.: Mündung der Ströme.
Von hier bog der Reisezug in den von Westen her fließenden Bachr-el-Ghazzal, den Schweinfurth nicht als einen selbständigen Fluß ansprach, vielmehr in diesem mächtigen Wasserarm die Binnenmündung einer "Anzahl bedeutender Ströme"[5] erkannte.
Bei Meshra-er-Req wurde der Schiffszug entladen.

---

1 Kafer,Kaffer, arab.: Heide
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 60
3 Zug, Expedition, bewaffnet
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 107
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 134

1.7.6 Mit der Karawane des Abu-Ssammat zur Seribah des Ghattas

Abu-Ssammat stellte dann die Karawane zusammen. Sie zählte 200 Mann Gewehrschützen, 300 Träger, wovon allein 70 für Schweinfurths Bedürfnisse abgezweigt wurden.[1]
Die Karawane ergab eine Marschkette von 1 km Länge![2] Eine Konzentration von Mensch und Material, die nach dem Zeugnis Schweinfurths ausgereicht hätte, "unangefochten die größten Staaten Centralafrikas durchziehen zu können."[3]
Schweinfurth behagte diese Art des Reisens, wo der Mensch und die Kraft seiner Beine Takt und Rhythmus bestimmen. Er zählt die Vorteile auf: Schnelligkeit und Präzision des Aufbruchs[4], Gleichmaß des Fortmarsches, was dem Forscher eingehendes Beobachten und Notieren erlaubt.[5]
Doch bedarf es auch genauer Ortskenntnis, da die Flüsse sich in der Trockenzeit mit einem Grasflor überziehen, sodaß diese wichtigen Orientierungsmarken nur als sanfte Wellentäler zu entdecken sind. Die spärlichen Brunnen und ihr Wasser müssen sorgfältig nach Wasserskorpionen, Schwimmkäfern und Magenwürmern durchsucht werden.
Doch entschädigte für diese Unbill der zügige Marsch durch eine lichte, parkähnliche Savannenlandschaft, über der ein "balsamisches"[6] Arom schwebte.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 148
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 148
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 148
4 Kein Ärger mit störrigen Kamelen und Eseln!
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 149
6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 149f.

Im Dorfe Tehk wurde gerastet, einem ehemaligen Elefantenjäger-stützpunkt. Dann marschierte die Karawane durch das Land der hochbeinigen, rinderzüchtenden Dinka.
Schweinfurth erreichte die Seribah des Ghattas, Stützpunkt der Elfenbeinaufkäufer und für den preußischen Forscher Ausgangspunkt wissenschaftlicher Streifzüge.
Die Seribah erwies sich mitnichten als die palisadenstarrende Zwingburg, wie Schweinfurth es sich nach seinem Eingeständnis ausgemalt hatte; vielmehr Ackerbreiten und Gehölze, woraus das Brennholz geschlagen wurde. Die Besatzung, 250 bewaffnete Dongolawi nebst wimmelndem Sklaventroß beiderlei Geschlechtes, insgesamt 1000, hauste in einem nach afrikanischer Weise weit ausgegossenen Hüttenkomplex, den nun tatsächlich ein Palisadenzaun einfriedete.
Angenehm erfrischte die Trockenheit der Luft, die kein Kadaver verpestete, wie sonst so üblich in den Städten des Sudan.
Die Seribah des Ghattas herrschte über ein Areal von 200 Quadratmeilen, worauf 130 000 Menschen siedelten. Der Stützpunkt war günstig ausgewählt, inmitten des Schnittpunktes dreier afrikanischer Völkerschaften, der Dinka, der Djur und der Bongo.

1.7.7 Tagesarbeit in der Seribah

Der Tagesrhythmus der botanischen Arbeit war gleichförmig und doch anregend. Schweinfurths Leben in der Seribah war ein steter Wechsel von Sammelgängen in der Wildnis und darauffolgendem Zergliedern, Bestimmen und Konservieren, letzteres geschah so, daß die Pflanzen sorgfältig in Rindshäute eingenäht und ballenweise in der Seribah eingelagert wurden.
Dies Gleichmaß unterbrach Schweinfurth mit Kurzexkursionen nach benachbarten Stützpunkten und mit Pirschgängen auf umherstreifendes Wild, wie etwa Pferdeantilopen. Auf derlei Divertimentos hielt Schweinfurth schon aus diätetischen Gründen:
"In fortwährender Übung der Kräfte erhält er (erg.: der Reisende) sich die Ausdauer, Zähigkeit und Arbeitskraft seiner nordischen Natur. Wie ganz anders gestaltete sich hier das Leben, wenn ich an die in Gallabat verbrachte Regenzeit 1865 zurückdachte: hier die Sorglosigkeit des Lebens, die unerschütterte Gesundheit, der intime Umgang mit der Natur, - dort ein Wechsel von Krankenlagern, Reconvalescenz und lauen Eindrücken, welche ein matter Seelenspiegel empfing."[1]
Den allfälligen Plagen des Seribahlebens begegnete Schweinfurth mit Geduld und List; so hielt er sich gegen das dreiste Rattenvolk eine Katze; auch erzwang er sich immer wieder Pausen im abendlichen Paukengedröhn, indem er auf die straff gespannten Trommelfelle Salzsäure spritzte. Nur gegen die emsige Minierarbeit der Holzwürmer war Schweinfurth machtlos und mußte zusehen, wie sich sein Arbeitstisch mit feinem Holzmehl bedeckte, das von den Bambusverstrebungne rieselte.[2]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 345
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 350ff.

1.7.8 Die Expedition nach den Niam-Niam-Ländern

Zur Jahreswende 1869/70 rüstete Abu-Ssammat zur langen Reise nach den noch elefantenreichen Niam-Niam-Ländern. Ein besonders für Schweinfurth bedeutender Zug, führte ihn doch die Expedition tief in den Süden der Bachr-el-Ghazzal-Provinz in Richtung des noch unerforschten Zentrums von Afrika.
Die Reisedauer wurde auf ein halbes Jahr angesetzt; Schweinfurth wurden 40 Träger zugewiesen, die sein an Werkzeugen, Munition und Kleidern reiches Gepäck zu schleppen hatten.[1]
Vor Abmarsch wurde ein Schaf geopfert und die Zipfel der Karawanenflagge in das Blut getaucht.[2]
Der Marsch zog sich durch belaubte Parklandschaft, die mit büffelreichen Sumpfniederungen wechselte.
Unterwegs nährte sich Schweinfurth vorrangig von erbeuteten Perlhühnern, glücklich, sich nicht mit der Atzung der Träger abplagen zu müssen; er beschreibt deren Nahrung angewidert als Mehlklumpen, über die eine fürchterliche Soße von Termitenfett, Öl und dem Absud gedörrter Fische gegossen wird.
Allzeit auf seinen Reisen hat Schweinfurth europäische Sitten und Gewohnheiten gepflegt und gehütet: Tisch, Stuhl, Messer und Gabel, selbst der Schlafanzug und reines Bettzeug, darauf durfte nicht verzichtet werden, schon im Interesse einer unverletzten Aura europäischer Überlegenheit.[3]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 453f.
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 460
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 509

1.7.8.1 Bei König Munsa

Ohne Zwischenfälle erreichte Schweinfurth das Niam-Niam-Gebiet. Die Niam-Niam selbst waren als Kannibalen berüchtigt, und Schweinfurth entdeckte auf den wildtrophäenbehangenen Votivpfählen dieses Volkes so manchen Menschenschädel; auch halbverweste Arme, Hände, Menschenknochen auf Abfallhaufen zeugten von dieser grausigen Abirrung menschlichen Verhaltens.
Die Freundschaft Abu-Ssammats mit König Munsa von Mangbettu, einem südlich der Niam-Niam sich anschließenden Reiche, eröffnete Schweinfurth die Möglichkeit, noch weiter vorzustoßen, über das Stromeinzugsgebiet des Nils hinaus. Dort, am Fluß Uelle, hatte Schweinfurth das System des Kongo erreicht, wenn er selbst auch dies damals nicht erkannt hatte und den Uelle zum Strombereich des Schari rechnete.[1]
Die Audienz[2] bei König Munsa war vom Landeskundlichen her wenig ergiebig; Munsa wollte Schweinfurth nicht allzuviel von den Geheimnissen seines Landes verraten. Doch versprach der König, ein Exemplar des so lebhaft rot, schwarz und weiß gemusterten Pinselohrschweines zu besorgen sowie einen Schimpansen.
Die Bevölkerung lieferte Schweinfurth bereitwillig eine Unzahl von Menschenschädeln, die dieser nach den phrenologischen Prinzipien des Anthropologen Gall vermaß.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 593
2 Schweinfurth hatte hochgeschnürte "Alpenstiefel" angetan, um eindrucksvoll auftreten zu können; doch war die Wirkung eine problematische: die Monbuttu argwöhnten, Schweinfurth verberge in diesen massiven Lederbehältnissen ein Paar "Bocksklauen".

Freilich mußte Schweinfurth auch so manchen falschen Verdacht bekämpfen, wie etwa den, er ziehe aus den Schädeln Gift.[1]
Ganz kurz plante Schweinfurth, vom Mangbettu-Reiche aus nach Süden zum Kongo vorzustoßen.
Eine rüstige Schar bewaffneter Nubier, 200 Mann stark, würden dazu völlig ausreichen. Zu gerne hätte Schweinfurth sich als ein zweiter "Alexander" gesehen, "alle geographischen Rätsel Afrikas zerteilend wie den Knoten zu Gordion."[2]
Doch die Wirklichkeit, in seinem Falle die staatliche Zersplitterung Afrikas, verbot ihm solch ausschweifende Pläne.
Auch drängte Abu-Ssammat zur Rückkehr, es galt, die kostbare Elfenbeinfracht in der Seribah des Ghattas zu bergen.

1.7.8.2 Rückkehr nach der Seribah - Fortführung der wissenschaftlichen Arbeit

Den Rückweg begleitete als steter Gefährte der Hunger, Schweinfurth hatte zwar vorgesorgt: er hatte im Mangbettulande Ziegenfleisch zerkleinern und eindampfen lassen und so kostbaren Fleischextrakt gewonnen;[3] doch oft genug begnügte er sich mit gesottenen Termiten, in die rohes Korn gemischt wurde.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen Afrikas, Bd. II, S. 61
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 157
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 75

Die Seribah des Ghattas wurde, als sie auftauchte, wie heimatliches Gefilde begrüßt, und noch in der Erinnerung läßt Schweinfurth seine damalige Begeisterung aufleuchten:
"Nach so langer Abwesenheit heimelte mich der Landschaftscharakter an, und ich begriff erst jetzt den vollen Werth und Reiz dieser lieblichen Waldgründe, dieser heitern sonnig beschienenen Culturflächen, welche so vorteilhalft gegen die düstern und unheimlichen Urwälder des Niam-Niam-Gebietes abstachen. Es war mir, als empfände ich hier schon die Annäherung an Europa."[1]
Friedlich flossen die Tage dann wieder hin, gefüllt mit Körpermessungen, linguistischen Notizen, Schädelanalysen und entomologischer Sammelarbeit. Auch hielt sich Schweinfurth einen kleinen Tiergarten, vornehmlich Kleinraubtiere, wie Steppenluchs, Honigdachs und Zebramanguste.
Ein verwaistes Elefantenjunges gesellte sich diesem Bestiarium bei, doch zu Schweinfurths Betrübnis starb der kleine Dickhäuter bald.
Schweinfurth, den Menschengreuel und Menschenleid so leicht nicht aus der Fassung brachten, hat das "unendlich Wehmutsvolle"[2] am Tode eines Elefanten zutiefst bewegt.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 287
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 293

1.7.9 Brand der Seribah - Vernichtung der wissenschaftlichen Ernte - neue Sammelzüge

Doch erhielt seine zähe Seele noch Schlimmeres zu verkraften. Die Seribah brannte ab und mit ihr verkohlten die Erträgnisse emsigsten Sammelns.
Die Katastrophe stürzte Schweinfurth in schwärzeste Depression. Doch er zwang sich zu dem verzweifelten Entschluß, einen Gutteil der verlorengegangenen Pflanzenpräparate neu zu sammeln, neue Notizhefte anzulegen.
Die dessentwegen unternommenen Exkursionen nach den Nachbarseriben zeigten, daß politische Veränderungen sich anbahnten: Ägypten schob sich immer vernehmlicher in das Bachr-el-Ghazzal-Gebiet vor, und auch die Tage des noch unabhängigen Königreiches Darfur schienen gezählt zu sein. Nach Schweinfurths Aufzeichnungen sollte die Blutarbeit des Krieges gegen Darfur ein gewisser Ziber Rachmana verrichten, der zu diesem Behufe auch schon Silberkugeln gießen lassen wollte; Silbergeschosse deshalb, um den kugelsicheren Amulettzauber der Darfur-Soldaten zu brechen.

1.7.10 Bei Ziber Rachmana

Schweinfurth ist auf einer seiner Wanderungen Ziber in seiner "Demm"[1] begegnet und hat die bizarre Pracht dieser Residenz beschrieben: "Reich gekleidete Sklaven meldeten die Besucher an, und eigene Räumlichkeiten mit von Teppichen bedeckten Divanen waren als Wartezimmer hergerichtet. Den Gästen wurden Kaffee, Tschibuk, Scherbet serviert. Gefangene Löwen, an schweren Ketten befestigt, erhöhten den fürstlichen Pomp dieser Hofräume."[2]

1.7.11 Rückmarsch nach Suakin am Roten Meer

Doch näherte sich im Jahre 1870 das Ende der Wanderungen und Reisen. Die Marschanstrengungen hatten zuletzt auch der eisernen Konstitution Schweinfurths zugesetzt. Kaffee mußte in immer konzentrierteren Dosen getrunken werden, um die Energie und Spannkraft des Körpers zu erhalten.[3] Wobei oft genug das Wasser aus den Suhlplätzen der Kaffernbüffel geschöpft werden mußte; die ammoniakalisch stinkende Schlammbrühe ließ Schweinfurth dann durch Tücher seihen und erst so geklärt abkochen. Doch auch ein Zuviel an Wasser und Regen schuf Unbehagen, weil dann Skorpione und Nattern in die trockenen Wohnplätze drängten und mühselig aufgespürt und beseitigt werden mußten.

---

1 Hauptstapelplatz für Sklaven und Elfenbein, den Einzelseriben übergeordnet

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 379

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 396

So mochte ihm die Rückreise nach Chartum nicht allzu schwer gefallen sein. Von Chartum aus reiste Schweinfurth über Berber nach Suakin. Vom Attaba aus tat er den ersten Blick auf das "völkerverbindende"[1] Meer; und weil Schweinfurth sich gerne in klassischen Zitaten und Anspielungen erging, mag er sich wie Xenophon und dessen griechische Söldnerschaft gefühlt haben, als diese, vor sich den Pontos, ihr begeistertes "Thalatta, Thalatta!"[2] hinausschrieen.

1.7.12 Epilog auf ein Forscherleben

Von Suakin fuhr Schweinfurth nach der Heimat.
Die war ihm Kairo geworden, wo er bis 1888 lebte. Dann siedelte er über in das Berlin des Kaisers, der dem genügsamen Junggesellen eine Jahresrente ausstellte.
Von fast allen Afrikareisenden hatte der erbarmungslose Kontinent seinen Zoll erhoben, sei es durch jähen Tod, sei es durch frühes Erlöschen der Lebenskraft. Allein Schweinfurth, dessen eisengefügte Gesundheit jeder Krankheit widerstand, dauerte bis ins 88. Lebensjahr. Bis ins Jahr 1925 hat er die Erinnerung an ein großes Kapitel deutscher Entdeckungsfahrten im wörtlichsten Sinne lebendig erhalten.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 508
2 "Das Meer, das Meer!"

2 DARSTELLENDER TEIL: DAS BILD NORDOSTAFRIKAS

2.1 Nordostafrika als Einflußfeld des Europäers; Möglichkeiten und Probleme

2.1.1 Josef Russegger

2.1.1.1 Drohende Austrocknung Nordostafrikas

Russegger ist ein äußerst sorgsamer Beobachter der wirtschaftlichen Reorganisationsbemühungen Mohammed-Alis. Doch scheinen die Bemühungen des ägyptischen und sudanischen Landesherren auf "trockenem" Boden zu ruhen, denn der Österreicher hat mit wachsender Besorgnis das Ausbleiben der periodischen Regenfälle festgestellt. So habe man in der nordsudanesischen Provinz Dongola auf den Regenfall des "Chariff" schon seit Jahren vergeblich gewartet. Es steht, so Russegger, zu fürchten, daß die Grenze der regelmäßigen tropischen Regengüsse sich mählich nach Süden zurückziehe. Russegger spricht das Kernproblem Nordostafrikas wörtlich aus: die Wüste breitet sich aus, rückt gegen das zentrale Afrika vor. Die Folgerungen dieser Expansion wären unvorhersehbar, sowohl in physikalischer wie auch in weltgeschichtlicher Beziehung. Russegger schließt nicht aus, daß eine Verödung Nordostafrikas zwangsläufig sei, auch ohne die ägyptische Raubwirtschaft der Gegenwart.

2.1.1.2 Der Europäer als Zivilisationsträger

Trotz dieser durchgehend ungünstigen Prognose hat Russegger eine mögliche Einwirkung des Europäers auf Nordostafrika nicht gänzlich ausgeschlossen.
Erstens ist seiner Meinung nach Zivilisation die Grundlage des zukünftigen Glückes eines jeden Volkes,[1] mithin auch des Glückes der Negervölker. Als Träger dieser Zivilisation erkennt Russegger die Ägypter nur bedingt an: "Ob den Negervölkern des Innern übrigens die genaue Bekanntschaft mit der ägyptischen Verwaltung im Interesse der Menschheit zu wünschen wäre, lasse... ich hier... dahingestellt..."[2]
Wahre Repräsentanten der Zivilisation dünken Russegger die Europäer, genauer Franzosen und Engländer. Europäische Gesittung, vom Christentum geprägt, bekämpft den Sklavenhandel, deshalb schon ist ein Ausgreifen europäischer Macht nach dem afrikanischen Kontinent zu begrüßen: "Von diesem Gesichtspunkte aus betrachten wir die Eroberungen der Franzosen in den Raubstaaten, und das edle Bestreben Englands, den Sklavenhandel dadurch in der Wurzel auszurotten, daß man sich bemüht, den Segen des Christentums und der Civilisation ins Herz von Afrika, in die Mitte wilder Negervölker zu verpflanzen."[3]
Auch die geographische Erkundung Afrikas hängt nach Russegger vom "Vorrücken der Kolonien"[4] ab.

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur.,Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 12f.
2 J. Russegger, a.a.O., S. 12f.
3 J. Russegger, a.a.O., S. 8
4 J. Russegger, a.a.O., S. 3

2.1.1.3 Einebnung der Stammespartikularismen und handelspolitische Öffnung Äthiopiens

Wo könnte sich in Nordostafrika europäische Energie auswirken? Russegger drückt sich da sehr vorsichtig aus. So etwa, wenn er mutmaßt, daß England und Frankreich eine Besetzung Abessiniens durch Ägypten nicht dulden würden.[1]
Die handelsgeographische Bedeutung Äthiopiens schätzt Russegger hoch ein, denn dieses Land könnte den Handel vom Indischen Ozean nach dem Inneren Afrikas vermitteln und weiterleiten.[2]
Einzig die Vielzahl der Stammeskleinreiche hindere noch einen ungehemmten Warenfluß. Leicht könnten aber Äthiopien oder das Gallareich Schoa diesen störenden Partikularismus der Negerreiche beenden, indem sie diese entweder Äthiopien oder Schoa einverleibten. Dann könnten auf dem äthiopischen Strome Abbai Waren vom Indischen Ozean nach den ägyptisch-sudanischen Provinzen Sennaar und Nubien transportiert werden. Und Russegger folgert:
"Nur über die Flüsse kann die Kultur diese Wege gehen, wenn das Interesse der Europäer fortan auf diese Länder gerichtet bleibt."[3]
Den genauen Inhalt dieses europäischen "Interesses" gibt Russegger nicht preis; vemutlich erhofft sich Russegger einen Zugang europäischer Waren von Abessinien her nach den schwarzafrikanischen Kleinkönigreichen.

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/2, S. 623
2 J. Russegger, a.a.O., S. 767f.
3 J. Russegger, a.a.O., S. 767f.

Denn von Norden, vom Sudan her, ist das Handelstraßennetz nach den Beobachtungen Russeggers zusammengebrochen:
"Der Handel im Allgemeinen ist durch das schonungslose Monopolsystem der egyptischen Verwaltung total ruiniert. Die ehemals zahlreichen Sennaarkarawanen haben aufgehört und den Transporten der Regierung Platz gemacht..."[1]
Deshalb sollten die Europäer dieses handelspolitisch so bedeutsame Ausdehnungswerk der Abessinier gegen einen möglichen Widerstand Ägyptens decken.[2]
Daß bei all diesen Erwägungen Russeggers auch eine gesamtchristliche Solidarität mit dem Koptentum Äthiopiens mitschwingt, kann nicht ausgeschlossen werden. Sicherlich erkennt Russegger in Äthiopien eben die offene Stelle im sonst so geschlossenen arabisch-islamischen Machtbereich längs der afrikanischen Ostküste.

2.1.1.4 Einzelprojekte: Elfenbeinhandel, Dammbau

Welche Aussichten eröffneten sich dem Europäer im einzelnen? Auch hier nur indirekte Winke Russeggers: so schwebt ihm eine Regulierung und Eindeichung des Blauen Nil vor, ein Projekt, das Ägypten versäumt habe:

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 768
2 J. Russegger, a.a.O., S. 623

"So rinnt der mächtige Strom bei Sennaar, so groß wie die Donau in Ungarn, unbenutzt durch die fruchtbaren Ebenen, ein schlaffer Nerv, den die egyptische Regierung nach vollen 24 Jahren des Besitzes und ausschließlicher Alleinherrschaft noch nicht zu beleben verstand."[1]
Auch verweist Russegger auf noch billigen Aufkauf des kostbaren Elfenbeins: "Für 30 Beile aus weichem Eisen,..., also für einen Wert von 3 fl. konv. Mz., gaben die Neger einen Elefantenzahn von wenigstens 20 Pfund im Gewichte."[2]

2.1.2 Constantin von Reitz

2.1.2.1 Handelspolitische Überlegungen zu Äthiopien

Nach Constantin von Reitz könnte ein Warenaustausch Nordostafrika in das "Netz der Gesittung"[3] ziehen
Doch sperrten[4] sich dem Handel allerlei Mißstände: so belästigten "Mauthplätze"[5] den Warenfluß; die Regenzeit mache die Straßen

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 491

2 J. Russegger, a.a.O., S. 209

3 E. Fenzl, Ber. über die von Herrn C. Reitz, k.k. österr. Vice-Cons. f. Innerafr. auf s. Reise v. Chartum n. Gondar i. Abyss. ges. geogr.-stat. Not., S. 12

4 "Man kann daher bei nur einigermaßen erleichterten Zollverhältnissen an den Einbruchsstationen in Abyssinien, wie sie Dr. Reitz bereits angebahnt, diesem Handelswege ein sicheres Prognosticum künftigen Gedeihens stellen."
E. Fenzl, a.a.O., S. 1

5 E. Fenzl, a.a.O., S. 14

unpassierbar; trotz aller drakonischen Strenge - König Kasa lasse Dieben Hände und Füße abhauen.- zwänge die Unsicherheit zum Zusammenschluß von Karawanen; auch sei das Kamel nur bedingt einsetzbar, und man müsse zum schwächeren Maultier, auch zum Esel greifen.
Als gängiges Zahlungsmittel gälten zumeist Naturalien: Baumwolle, Ingwer, Pfeffer und Salz. Doch werde in ganz Äthiopien der Maria-Theresien-Taler angenommen,[1] "dieser Taler aber muß jedenfalls mit dem Buchstaben S. T. unter dem Brustbilde versehen sein."[2]
Günstig zu veranschlagen sei jedoch die handelsgeographische Lage Äthiopiens. So vermittle z.B. der Markt Kamara den Zusammenhang zwischen dem Ostsudan und der Hafenstadt Suakin, mithin also den Warenverkehr zwischen dem Sudan und dem arabischen Hedschas.[3]

---

1 E. Fenzl, a.a.O., S. 15

2 F. Fenzl, a.a.O., S. 13

3 Bemerkung zum Markt Kamara: "Seine Wichtigkeit war auf seine günstige geographische Lage gegründet, denn in Kamara kreuzt sich die Straße Chartum - Gondar ... mit derjenigen, welche von Suakin am rothen Meere nach Sennaar führt und somit das Hedjas mit dem Sudan kommerziell verbindet."
F. Fenzl, a.a.O., S. 10

Auch könnten die zwischen Timbuktu und Arabien vagierenden Pilgernomaden, die sogenannten Takruri, der Bevölkerung den Wert neuer Waren nahebringen.[1]
Das in Bürgerkriege zerfallene Äthiopien stehe an dem Punkte, wo es naturnotwendigerweise einer an "Intelligenz und bürgerlichen Tugenden überlegenen europäischen Macht"[2] anheimfallen werde; und dies müsse zu "seinem eigenen Vortheile und zu dem der es unterwerfenden Macht geschehen."[3]
Solange jedoch diese Zwangsläufigkeit nicht eingetreten ist, widerrät v. Reitz dringend jede "bedeutendere Unternehmung."[4]
Und schließlich ein bedeutsamer Wink: "Aber alsdann wird es für unsere Unternehmer von Wichtigkeit sein, nur Agenten zu schicken, die mehr aus Patriotismus und aus Neigung, als aus schnöder Gewinnsucht hierher gehen."[5]

---

1 Reitz verweist in diesem Zusammenhang auf die Rolle der Pilgernomaden, die sogenannten Takruri:
"Da diese Takruri auf ihren weiten Reisen mit verschiedenen anderen Völkern in Verbindung kommen, so sind ... sie geeignet, die Nützlichkeit oder Annehmlichkeit der auf ihren Fahrten gesehenen neuen Gegenstände zu begreifen..."
E. Fenzl, a.a.O., S. 12
2 E. Fenzl, a.a.O., S. 15
3 E. Fenzl, a.a.O., S. 15
4 E. Fenzl, a.a.O., S. 15
5 E. Fenzl, a.a.O., S. 15

2.1.3 Werner Munzinger

2.1.3.1 Schwächen des Europäers in Nordostafrika

Munzinger hat über die grundsätzliche Problematik europäischen Wirkens in Nordostafrika viel nachgedacht. Er glaubt, daß der Verkehr zwischen "Barbaren" und einem "Culturvolk" notwendigerweise zu Zusammenstößen führen müsse. Darüberhinaus eigne dem europäischen Wesen die Sucht nach Neuem, Haß gegen das Hergebrachte und ein aggressiver Umgestaltungswille, der den Afrikaner abstoße.[1] Auch verfolgten die europäischen Staaten, allein auf den Schutz ihres Handels bedacht, eine letztlich defensive Politik des Status quo. Doch, so folgert er weiter, wie kann Europa auf Dauer seinen Handel erfolgreich schützen, wenn es auf "Eroberungen"[2] verzichtet?
Wie aber sollen die europäischen Mächte ihre geistigen Energien in politische Wirksamkeit umsetzen, solange eben Europa in mehrere Nationen zersplittert ist? Munzinger führt dazu aus: "Endlich sieht jedermann ein, daß die Zersplitterung Europas in mehrere Nationen, die sich eifersüchtig paralysieren, und die Unbeständigkeit der Regierungen mit immer neuen Ansichten und Menschen eine consequente, reife Politik dem Ausland gegenüber fast unmöglich macht... Dem Ausland gegenüber sollte sich Europa als Eine Macht zu gewissen allgemein gültigen Principien vereinigen können."[3]

---

1 W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 12
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 13
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 15

2.1.3.2 Stärken des Europäers, seine Kulturmission

Dieser tatsächlichen Schwäche - Munzinger spricht sogar vom "Illusorischen"[1] europäischen Machtanspruchs - stehe aber doch die unbestreitbare geistige Überlegenheit der europäischen Kultur entgegen. Worauf ist sie zurückzuführen, und ist sie etwa ein Spezifikum des Abendlandes, unübertragbar auf andere Völker?
Nach Munzinger beruht die Zivilisation des Westens auf dem ungehemmten Verkehr und Austausch von Geist und Materie: "Flüsse, Eisenbahnen[2] vermitteln den materiellen, die Buchdruckerkunst den geistigen Verkehr der Völker. Und die Entwicklung der Menschheit begünstigt besonders die Aufhebung der Isolirtheit; denn der geistige Verkehr befördert den Wetteifer; man stößt und wird gestoßen."[3]
Genau in diesem Zusammenhange erkennt Munzinger Europas Aufgabe in Afrika: der modernen Wissenschaft obliege es, die Naturschranken des so unzugänglichen Kontinentes zu durchbrechen - Munzinger gebraucht wörtlich den später so mißbrauchten Terminus "Penetration" - und das solchermaßen erschlossene Afrika dem Weltverkehr zu öffnen. Munzinger endigt diesen Gedankengang mit dem Ausruf: "Man stifte in Afrika Wissenschaften! Keinem Volke der Erde gebreche es an hervorragenden Geistern und großartigen Charakteren."[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 15
2 Heuglin erwägt ein Eisenbahnbauprojekt von Suakin über Kassala nach dem Nil
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 69
4 W. Munzinger, a.a.O., S. 70f.

Das ist nach Munzinger im strengen Wortsinne wohlverstandene Mission - wie er überhaupt dem Missionar gerade im christlichen Äthiopien eine bedeutsame Funktion zuweist: der Missionar habe die inneren Gebrechen der abessinischen Gesellschaft zu heilen, der Missionar sei der Wegweiser nachfolgender Reisender und ebne so der Zivilisation und dem Handel den Weg.[1]
Neben diesen grundlegenden Reflexionen hat Munzinger auch praktische Maßnahmen erwogen.
So erhoffte er sich eine gesamteuropäische Intervention zugunsten des reformerisch wirksamen Negus Theodoros.[2]

2.1.3.3 Handelshemmnisse in Äthiopien

Bezüglich der Wirtschaft Äthiopiens ist Munzingers Meinung geteilt: wohl sei es dem Europäer leicht möglich, Grundbesitz zu erwerben; Munzinger erwähnt auch Metallvorkommen, doch der Handel im allgemeinen sei noch wenig entwicklungsfähig; außer Waffen würde der Äthiopier noch auf lange Zeit keine europäischen Waren einführen.[3] Die Bedürfnislosigkeit der dortigen Bewohner und die geringe Anziehungskraft europäischer Lebensgewohnheit vereitelten noch einen bedeutenderen Import europäischer Güter. Schuld seien daran nicht zuletzt die in Äthiopien ansässigen Europäer, die sich bislang noch immer den Landessitten angepaßt hätten.[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 52
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 41
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 129
4 W. Munzinger, a.a.O., S. 129

Auch stünden in Äthiopien die europäischen Reisenden meist im Geruche sozialen Außenseitertums; sie gälten als Auswanderer ohne gesellschaftliches Ansehen in ihren Heimatländern.[1]

2.1.3.4 Schlußprognose für Äthiopien, Notwendigkeit eines europäischen Stützpunktes

Ungeachtet all dieser Hemmnisse sollte Europa das gesunkene Äthiopien unterstützen und vor allem den Kleinkrieg seiner Teistaaten beenden helfen. Zu diesem Behufe empfiehlt Munzinger die Entsendung von Instruktoren, nicht so sehr den Export von Waffen. Der Handel würde sich dann beleben, ebenso die Landwirtschaft, die Bevölkerung würde anwachsen und "so der Civilisation eine neue Provinz gewonnen sein."[2]
Vorderhand müßte allerdings ein europäischer Staat eine Kolonie angelegt haben oder zumindest die wichtige Hafenstadt Massaua[3] besetzt haben. Munzinger meint schließlich:
"...(das)wäre freilich das erste Mittel, dieses Land endlich zu öffnen und den Handel der Alten[4] in seiner früheren Blüthe wiederherzustellen."[5]

---

1 W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos, S. 94
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 96
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 96
4 Munzinger denkt hier wohl an das alte Ägypten unter Hatschepsut oder an die hellenistischen Ptolemäer
5 W. Munzinger, a.a.O., S. 96

Munzinger bezieht sich in diesem Zusammenhang auf Gedanken des italienischen Geschichtsphilosophen Giambatista Vico: so verjüngten sich gesunkene Völker entweder durch Rückfall in Barbarei oder im Stahlbad einer Eroberung. Angewandt auf Äthiopien heißt das: "Liegt es in den Plänen der Vorsehung, dieses Land schnell zu retten, so muß es erobert werden, durch Waffen oder durch Geist."[1]

2.1.4 Georg Schweinfurth

2.1.4.1 Die Rolle des Elfenbeinhandels, Hilfe für den bedrohten Elefanten

Nach Schweinfurth ist Elfenbein das kapitalträchtige Landesprodukt schlechthin; er ermittelte einen Jahresertrag von 500 000 Maria-Theresien-Talern. Ein Gewinn freilich, der seit Jahren nicht mehr überschritten wurde.[2] Trotzdem folgert Schweinfurth: "Ohne den hohen Wert des Elfenbeins wären uns die Quelländer des Nils noch heute so wenig erschlossen, wie der äquatoriale Centralkern des Continents, Gegenden, welche sonst Nichts, absolut Nichts produzieren, was sich lohnen könnte, auf den Köpfen der Eingeborenen Hunderte von Meilen weit transportiert zu werden."[3]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 96

2 "Ich kann durch Zahlen erhärten, daß der ganze Elfenbeinertrag einzelner Jahre weit hinter dem gehabten Kostenaufwand zu stehen kommt." G. Schweinfurth, Im Herzen Afrikas, Bd. I, S. 190

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 50

Doch bedauert Schweinfurth die drohende Ausrottung des Elefanten. Das leistungstarke und krankheitsresistente Tier könnte als Transportmittel dem kommunikationsschwachen Afrika viel entscheidender dienen. So liefere der Elefant nur den Rohstoff für nutzloses Spielzeug, wie etwa Stockknäufe und Klaviertasten. Schweinfurth folgert: "...der Elefant allein könnte Centralafrika der Kultur erschließen helfen."[1] Deshalb empfiehlt Schweinfurth die Zähmung und Züchtung des Elefanten. Er verweist auf Abbildungen aus dem Altertum, auf denen die charakteristischen großen Rundohren ausgeprägt sind, ein Beweis, daß die Antike den afrikanischen Elefanten auch lebend zu nutzen wußte. Die Wiedererweckung dieser verschütteten Praktiken obliege dem Europäer, da der Araber und der Türke weder die Liebe noch die Geduld dazu aufbrächten.[2] Schweinfurth mahnt deshalb: "Es wäre ein großes Glück für Afrika, falls ein Theil der Philanthropen Europas, welche nutzlos eine Menge homöopathischer Mittel für die Beglückung der Neger verschwenden, sich des kläglichen Loses erbarmten, welches dem Elefanten zutheil geworden ist..."[3]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 148
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 149
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 150

2.1.4.2 Hemmnisse für die Landeskultur in Nordostafrika

Überhaupt weist Schweinfurth dem Europäer eine überwachende, administrative Aufgabe zu, so etwa, wenn er dem Schilluklande keine günstigen Zukunftschancen voraussagt, eben weil eine europäische Verwaltung fehle; auch prophezeit er dieser Provinz eine baldige Entvölkerung, eben weil der Europäer als Kolonist nicht zugelassen werde und der ägyptische Bauer sich dort nicht ausbreiten könne.[1]
Schweinfurth empfiehlt die Masseneinwanderung von Asiaten.

Über die Landeskultur weiß er nichts Günstiges zu berichten. So beobachtet er längs des Nils ungehemmten Raubbau an den Akazienwäldern;[2] sie fielen dem Schiffsverkehr zum Opfer, sowohl als Baumaterial wie auch als Brennstoff für die Dampfkessel.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 101

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 62
Systematische Ausplünderung der besten Stämme. Nach Schweinfurths Beobachtungen bleibt dagegen das Gummiharz ungenutzt.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 164

Hierzu auch Heuglins Beobachtungen und Prognosen für Äthiopien: Waldverwüstung in Äthiopien: "Der Mangel an Hochbäumen kommt eines Theils von dem hier allgemein üblichen Anzünden der Alles bedeckenden Gramineen zur trockenen Jahreszeit, bei welcher Gelegenheit neu aufkeimende Bäume verderben, theils und wahrscheinlich hauptsächlich davon, daß die Eingeborenen, welche eben nicht sparsam mit dem Holz umgehen, sich die Mühe nicht geben, Holzkulturen zu begünstigen und anzulegen."
Th.v. Heuglin, Reisen in Nordostafrika, S. 61

Auch bescheinigt er den Böden Armut an wichtigen Nährelementen und Mineralien. Ameliorationen hält Schweinfurth für zwecklos; seine düstere Prognose: "...diese Länder werden nie mehr Menschen ernähren, als gegenwärtig in ihnen leben."[1]
Daran sei schuld einmal das den Nubiern und Arabern anzulastende Versäumnis, den Reis[2] einzuführen.[3] Schwerer wiege aber die Bodenverwüstung durch die Steppenbrände. Schweinfurth hat deren destruktive Folgen exakt beschrieben: statt des Humus könne sich nichts als Kohle und Asche bilden; Wind und Regen wehten und schwemmten diese Partikel in die Taltiefen, sodaß das nackte Gestein hervortrete; Salz sickere in den Boden, sodaß er für künftige Bebauung ungeeignet sei. Die Vegetation degeneriere zu krüppeligem Gebüsch.[4]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 270

2 Hierzu auch:
"Auch die von Dr. Schimper eingeführte Kartoffel gedeiht hier vortrefflich, hat aber in den letzten 10 Jahren sehr durch Krankheit gelitten und ist jetzt fast wieder verschwunden."
Th. Heuglin, Reise nach Abessinien, den Gallaländern, Ostsudan und Chartum, S. 271

"Leider ist dieses jeder Kultur fähige Land (erg.Äthiopien) sehr arm an Produktion. Da hier so ziemlich alle Klimate der Erde vorhanden sind, wäre es leicht, eine Unzahl der werthvollsten Kulturpflanzen ... einzuführen; ebenso auch viele nützliche Thiere, wie das Lama, feinwollige Ziegen- und Schafracen..."
Th. Heuglin, a.a.O.. S. 222 f.

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 270

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 374f.

2.2 Der Sklavenhandel und seine Bedeutung für Nordostafrika

Afrika bedeutete für die vorindustrielle Welt des 18. und 19. Jahhunderts nicht allzuviel. Seinen alten Ruhm als Goldlieferant hat es seit dem 16. Jahrhundert an Südamerika abtreten müssen, denn die südafrikanischen Adern waren noch nicht entdeckt; ganz zu schweigen von Kupfer und Uran. Trotzdem lieferte Afrika einen wichtigen Stoff: den versklavten und verkauften afrikanischen Menschen. Tatsächlich gründete die tropische Agrikultur und Bergwerksindustrie auf der ausgebeuteten Arbeitskraft des Afrikaners. Wohl ist die Ausfuhr der westafrikanischen Sklaven nach der amerikanischen Hemisphäre mählich zurückgegangen; angefangen von 1815 bis 1861, um 1888 schließlich ganz zu versiegen. Doch die Welt der islamischen Staaten, vor allem Ägypten, Türkei, Persien, Marokko, war nicht gewillt, vom Abschöpfen schwarzer Menschenware abzulassen: zu tief waren die schwarze Küchensklavin, der Negereunuch, der Diener, der Feldsklave in das Gefüge muselmanischen Alltags eingelassen. Trotz ägyptischer Lippenbekenntnisse zur Eindämmung des innersudanischen Menschenraubes blieb Chartum bis weit in die siebziger Jahre Kapitale des Sklavenhandels.

Die Sklaverei-Diskussion entzündete sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Die aufklärerischen Prinzipien von Menschenwürde und Selbstbestimmungsrecht prallten lange ab an dem zähen Netz des schon seit Jahrhunderten institutionalisierten "Triangulärhandels"[1] zwischen Europa, Westafrika und der Karibik.

Die Häuptlinge der westafrikanischen Küstenstämme tauschten Sklaven gegen europäische Manufakturwaren und erhofften sich auch Beistand im Krieg gegen Feindstämme. Das Heer der Sklaven rekrutierte sich aus Übeltätern und Tabubrechern, vornehmlich aus Kriegsgefangenen. Der westafrikanische Sklavenstrom wurde auf die Zuckerrohrplantagen Westindiens geleitet.
Der von der islamischen Welt organisierte Sklavenhandel im Sudan und an der ostafrikanischen Küste dürfte vor dem Eindringen europäischer Reisender in seinen technischen Einzelheiten weitgehend unbekannt geblieben sein. Allenfalls die schonendere Verwendung des Sklaven als oft hoch gestellten Hausbediensteten ist schon früh aufgefallen.

---

1 U. Bitterli, Die Wilden, S. 105

2.2.1 Josef Russegger

2.2.1.1 Stellenwert des Sklavenhandels

Russegger verweist auf die Bedeutung des Sklavenwesens innerhalb muslimischer Staaten. Er notiert die wichtige Sonderstellung tscherkessischer Unfreier innerhalb der ägyptischen Verwaltung. Kommentarlos vermerkt Russegger die Einrichtung eines regelrechten Sklavenzinses: ein Drittel der im Sennaar oder Kordofan aufgegriffenen Menschenbeute muß an den Vizekönig abgeliefert werden.[1]
Außerordentlich beeindruckt zeigt sich Russegger von der panafrikanischen Spannweite des Sklavenhandels. So unterscheidet er auf dem Chartumer Sklavenmarkt[2] vielerlei Rassen, einheimische und mittelsudanesische von Darfur, Baghirmi, Borku und Bornu.

2.2.1.2 Kulturgeschichtliche und kulturpsychologische Genese der Sklaverei

Eindringlicher beschäftigt sich Russegger mit dem Sklavenwesen als historisch-kulturgeschichtlichem Problem. Es sei ein Menschheitsproblem, so alt wie die Geschichte der species homo sapiens selbst. Sie wurzele in der biologisch-genetischen Ungleichheit

---

1 J. Russegger, Reisen in Europa, Asien u. Afr., Bd. I, S. 157

2 "Der erste Anblick des Sklavenmarktes hat für den Europäer etwas Entsetzliches."
J. Russegger, a.a.O., S. 157

der Menschenrassen, präziser in der in höherer Intelligenz, geographischer und klimatischer Lage begründeten Überlegenheit der weißen Rasse über die schwarze. Sklavenhaltung sei auch das Symptom einer "uncivilisierten, rohen"[1] Naturhaftigkeit des Menschen, sie sei gewissermaßen "angeboren."[2] Das Bedürfnis, die "niedrigen Arbeiten"[3] von Sklaven versehen zu lassen, mag ein archaisches Element der Menschennatur ganz allgemein sein.[4] Mit dem Warencharakter verhalte es sich anders. Den Sklaven als Handelsware zu betrachten, seinem Heimatlande zu entreißen, all das erachtet Russegger als eine Entartung des Sklavenhaltertums, die auf das Konto der weißen Rasse zu buchen sei.[5]

---

1 "Die Sitte auf Menschen Jagd zu machen, ist so alt als die Menschheit selbst. Soweit wir in der Geschichte zurückgehen, sehen wir in Folge höherer Intelligenz, geographischer Lage und klimatischer Einflüsse eine entschiedene Präpotenz der weißen Rasse über die schwarze." J. Russegger, a.a.O., S. 24

2 J. Russegger, a.a.O., S. 24

3 J. Russegger, a.a.O., S. 24

4 "Der Sinn, sich in seinem Hause zur Versehung all der niedrigen Arbeiten mit Sclaven zu umgeben, ist dem uncivilisierten, rohen Naturmenschen gleichsam angeboren."
J. Russegger, a.a.O., S. 24

5 J. Russegger, a.a.O., S. 24

"Eigennutz"[1] sei wesentlich wirkendes Prinzip europäischer Sklavenwirtschaft. Wie überhaupt Russegger mit Abscheu die eifrige Teilhabe der Europäer am Sklavenhandel vermerkt. Mit Ironie weist er auf den "radikalen Liberalismus"[2] dieser europäischen Menschenhändler hin, auf diesen "Begriff von Freiheit"[3], der sich so trefflich mit der Knechtung wehrloser Menschen vertrage. Russegger führt diese moralische Entartung zurück auf die tiefinnerliche "Gesetzlosigkeit"[4] des Europäers im Sudan, wo nur die oberflächliche Furcht vor Strafe den allein vom Formalen her noch zivilisierten Weißen vor dem völligen Exzeß zurückhält.[5] Dem stehe der Türke entgegen, der den Sklaven mehr als Familienmitglied betrachte.[6]

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 24

2 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/2, S. 21

3 J. Russegger, a.a.O., S. 21

4 J. Russegger, a.a.O., S. 21

5 "Wir sehen ihn (erg.: den Europäer) als Menschen ohne Gesetz, und die traurige Überzeugung drängt sich auf, daß bei der Masse, bei der die Civilisation nicht über die Form hinausreicht, nur die Furcht vor den Folgen der Übertretung das eiserne Band ist, welches wir Ordnung nennen."
J. Russegger, a.a.O., S. 21

6 "Im Ganzen glaube ich beobachtet zu haben, daß die Sklaven in den Häusern der Türken weit besser behandelt werden, als in denen der Europäer. Die Türken betrachten sie mehr als Familienmitglieder."
J. Russegger, a.a.O., S. 21f.

Russegger trennt streng das Sklavenelend in den europäischen Kolonien vom Sklaventum der Eingeborenen. Letzteres sei mehr einer leibeigenen Dienerschaft gleichzustellen, die persönliche Beziehungen nicht ausschließe.[1]

2.2.1.3 Ursachen der spezifisch afrikanischen Sklaverei; Überlegungen zu deren Beseitigung

Sehr viel ernster wertet Russegger den genuin afrikanischen[2] Mißbrauch, Kriegsgefangene zu versklaven. Diese Spielart der Sklaverei sei außerordentlich hart und verewige den Kriegszustand unter den Kleinreichen des noch freien Ostsudan.[3]

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 524

2 Rüppell führt die Sklaverei auch auf Hungersnöte zurück; der Stärkere verkaufe dann den Schwächeren.
E. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordof. u. dem peträischen Arabien, S. 159
Abhilfe: "Nur die Civilisation bändigt den Hunger, nur die Oberherrschaft der Europäer in Nordafrika wird die Civilisation bringen."
E. Rüppell, a.a.O., S. 160

3 J. Russegger, a.a.O., S. 524

Eine Zusammenfassung dieses partikularen Staatengewimmels unter einem Großstaat dünkt deshalb Russegger der sicherste Weg, den Handel mit versklavten Kriegsgefangenen zu beenden.[1]
Dafür eigne sich nicht das mächtig ausgreifende Ägypten, denn seine Sklavenjagden zerstörten das Gefüge der Negerstaaten.[2]
Dazu fähig wären einmal Äthiopien und das Gallareich Schoa.

---

1 "Die Nachfrage um Sklaven von Außen ist nur ein Motiv mehr zum Fortbestehen dieser kleinen Kriege, und ich glaube, daß eines der ersten Mittel, dem Sklavenhandel in Ostsudan zu begegnen, das wäre: diese kleinen Staaten aufzuheben und größere, mächtigere zu bilden.
Dann hätte man nur mit wenigen Herrschern zu thun, und dem Interesse dieser Wenigen wäre leichter durch Eröffnung neuer Handelswege und Vortheile eine solche Richtung zu geben, in der sie von der Idee des Verkaufes ihrer eigenen Untertanen und von der des Menschenraubes abgebracht würden."
J. Russegger, a.a.O., S. 563

2 Die Sklavenjagden machen das Reisen in den Negerländern zu einer unwägbaren Gefahr.
J. Russegger, a.a.O., S. 11

2.2.2 Hermann von Pückler-Muskau

2.2.2.1 Die Sklaverei als ein epochenspezifisches Phänomen

Von Pückler-Muskau bemüht sich um eine mehr historistische Betrachtungsweise. Sklaverei, abstrakt gesehen, so gibt er zu, füge sich nicht in den Rahmen einer gebildeten Gesellschaft. Aber, und nun mit entschiedenem Ausfall gegen sogenannte europäische Weltverbesserer, sei doch stets die Relativität aller Erscheinungen zu bedenken; man sollte erst einmal die lokalen Verhältnisse genau prüfen und dann urteilen. Im übrigen hält von Pückler-Muskau die industrielle Lohnarbeit für eine nicht minder demoralisierende Form der Sklaverei.

2.2.3 Werner Munzinger

2.2.3.1 Vergleich des europäischen Sklavenhandels mit dem orientalischen Sklavenwesen

Wie Russegger unterscheidet Munzinger streng zwischen amerikanischer Merkantilsklaverei und arabisch-türkischem Menschenhandel. Die amerikanische Spekulation mit Menschen erzeuge Härte und Grausamkeit, der islamische Sklavenmarkt dagegen bevorzuge guten Stoff für Hausdiener und schätze weibliche Schönheit. Deshalb sei die türkische Sklaverei sehr viel milder zu werten. Grundsätzlich veranschlagt Munzinger den Wirtschaftswert des ostsudanischen Menschenhandels als unbedeutend. Man dürfe deshalb auf den allmählichen Rückgang des Sklavengeschäftes hoffen.

2.2.4 Georg Schweinfurth

2.2.4.1 Unwirksamkeit religiöser Normen gegenüber dem Sklavenunwesen; Sklaverei als Krebsschaden des Orients; die Hauptabnehmer der Menschenware

Schweinfurth lehnt die Sklaverei grundsätzlich ab. Eine Aufhebung der Sklaverei wertet Schweinfurth sogar als eine Neugeburt des Orients. Denn das Sklavenwesen ersticke jedes Gewerbe und jede Lohnarbeit. Gleichwohl gibt der Gelehrte zu - nach einem, wie er sagt, unparteiischen Blick auf die Geschichte - daß religiöse Satzungen dem Sklavenunwesen am wenigsten gesteuert hätten, denn: das Christentum habe sich von jeher jeglicher bestehenden Gewalt gebeugt.[1]
Hauptabnehmer der schwarzen Menschenware seien Ägypten, Arabien und Persien, auch die asiatische Türkei; Schweinfurth schätzt allein dorthin die Importzahl auf 250 000 Köpfe. Auch die tropische Landwirtschaft zehre am afrikanischen Menschen. So habe nicht zuletzt die Kaffeebohne einen Großteil der Menschheit versklavt.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 451
Schweinfurth schränkt allerdings ein: "Erst im 19. Jahrhundert erscheint das Christentum in seinem wahren Lichte."
Ansonsten aber haben "...religiöse Satzungen wenig oder nichts für die Humanität erzielt, diese hat ihren eigenen Entwicklungsgang genommen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 450

2.2.4.2 Abwehrmaßnahmen gegenüber der Sklaverei; nur bedingte Tauglichkeit Ägyptens dafür; der afrikanische Mensch muß der Weltarbeit eingegliedert werden

Wie könnte man dem Problem des Sklavenhandels zu Leibe rücken? Schweinfurth empfiehlt kurzerhand eine "Verwaltung des Landes nach europäischem Muster."[1] Er scheint da an Ägypten zu denken, denn Schweinfurth glaubt fest daran, daß die Fellachen des Nillandes dem "Rechtssinne der Europäer"[2] vertrauen würden.
Ist so der Kopf des Handels gepackt, bedarf es nur mehr sorglicher Kontrolle der Glieder, will heißen: bewaffnete Sklavenkommissare mit weitgehendsten Vollmachten, den Lokalbehörden übergeordnet, sollten die Karawanenwege überwachen und aufgegriffene Händler gefangensetzen.[3]

---

1 "Die Franzosen haben die Beamten, welche der Sprache mächtig sind, die Engländer die Erfahrungen aus Indien, wie man auch Mohammedaner in den Rahmen eines geregelten Staates zu pressen weiß." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 458

2 "Die Fellachen Ägyptens freuen sich darüber, den übrigen ist es gleichgültig, wenn sie nur geringere Steuern zu zahlen haben." "Die langjährige Ausübung fast souveräner Rechte, welche die europäischen Consulate im Orient geniessen, hat das Volk längst mit Zutrauen zu dem Rechtssinne der Europäer erfüllt, sodass es keine Eingriffe in sein religiöses Bewusstsein von dieser Seite befürchtet." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 458

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 458

Besonderes Augenmerk sei auf die Pfade aus Darfur und Kordofan zu richten, ebenso auf Gallabat, dem Drehkreuz aller Karawanen zwischen Sudan und Äthiopien.[1]
Vorzüglichst aber sei über die Quelländer[2] des Sklavenraubes ein europäisches Protektorat zu stülpen. Genauer: die verhängnisvolle Kleinstaaterei afrikanischer Völker, Wurzel allen afrikanischen Elends und aller Unkultur, sei aufzuheben. Dieses im Vollsinne des Wortes "Schutzstaat" zu nennende Kunstgebilde gewährleiste allein einen kulturfördernden Handelsverkehr.[3]

---

1 "Mittlerweile ziehen auf den Landstraßen die Sklavenkarawanen wie früher ihren Weg, über Kordofan und Darfur nach Dongola und Siut, auch aus Abyssinien heraus führt man sie immer noch dem Rothen Meere zu, über Gallabat."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 460

2 Nach den Beobachtungen Schweinfurths war der Hauptsklavenlieferer der Niam-Niam-König Mofio. Sammelplatz dieser Sklaven war Dem Siber, von wo aus sie nach Kordofan verschickt wurden. Hauptarbeitszweck der vor allem weiblichen Sklavinnen war der Betrieb der Getreidehandmühlen ("muragha"), aus denen die Seribahangestellten sich verköstigten. Auch im Feldbau verwendete man Sklaven. Schweinfurth schreibt: " Auf 200 Soldaten rechnete man während des Niam-Niam-Zuges 300 Sklavinnen und Knaben,..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 441

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 458f.

Der Einverleibung des Sklavenhalterzentrums Darfur in den ägyptisch-sudanischen Machtkörper wäre deshalb zuzustimmen, trotz aller Vorbehalte gegen vizekönigliches Regiment. Die heidnischen Negerländer aber sollte Ägypten in Ruhe lassen. Schweinfurth spricht diesen Wildnissen jede Produktivität ab. Die weiten Wegstrecken von den Dörfern zum nächstgelegenen schiffbaren Fluß verurteilten jeden Handel zum Verlustgeschäft.[1]

---

1 "Diese Länder sind nicht produktiv, und wenn sie es wären, so bliebe ihre Entfernung von den schiffbaren Flüssen immerhin zu groß, um Producte von geringerem Belange als Elfenbein irgendwie mercantil verwerten zu können."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 461
In diesem Zusammenhang auch das Prognostikon Schweinfurths zum Elfenbeinhandel:
Der Elfenbeinertrag der Seriben wirft zu wenig Gewinn ab; deshalb werden nebenher Sklaven erworben, die an sogenannte Djelabs gegen Baumwollstoff abgegeben werden. Mit diesem Baumwollstoff werden die nubischen Söldner bezahlt. Oft genug werden auch die Söldner am Sklavenverkauf und seinem Gewinne beteiligt. Dieser Menschenhandel ist die finanzielle Basis der Seriben. Da der Handel ohne Münze abgewickelt wird, dringen die Europäer nur schwer in den Elfenbeinhandel ein.
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 192

Um den Ankauf von Sklaven zu hindern, sollte den Sklaven ein gesetzlich verbürgter Lohn zugestanden werden.[1] Entschieden rät Schweinfurth von allen Versuchen ab, auf den Chediven von Ägypten selbst einwirken zu wollen. Absolute Herrschergewalt hier suchen zu wollen, sei europäisches Vorurteil, das die Milde und Lässigkeit der Regierung von Alexandria zu wenig kenne. Die verzwickte staatsrechtliche Vassallenstellung gegenüber der Türkei vereitelte schon manchen entschiedenen Griff gegen unlautere Beamte hohen Ranges. Der persische Titel "Chediw" sei bloßes Gefunkel.[2]

---

1 Schweinfurth empfiehlt auch die Masseneinwanderung von Chinesen. Etwa aus denselben Gedankengängen heraus wie die Jesuiten des 16. Jahrhunderts? Sie propagierten die Einfuhr von Afrikanern nach der Karibik, um der Ausrottung der Indios entgegenzuwirken. Schweinfurth denkt an chinesische Einwanderung in diejenigen mohammedanischen Länder Afrikas, deren Bevölkerung dem Ackerbau wenig Aufmerksamkeit schenkt.
"Die vier Millionen fleissiger Ägypter sind für diesen Zweck zu Schade, da das reiche Land ihrer Hände sehr bedarf. Der chinesische Arbeiter würde in Nubien vortrefflich gedeihen, und ohne Zweifel würde er dem Lande zu einer hohen Steuerkraft verhelfen."
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 459

2 "Der Vicekönig hat zu wenig Macht, die Höhern zu strafen, die sich jederzeit hinter den Halbmond von Stambul verkriechen können..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 460

Vordringlichst aber sei der schleichenden Entvölkerung Afrikas zu steuern; Afrika müsse nach Schweinfurth in die Weltarbeit und in den Welthandel eingegliedert werden, selbst um den Preis der Verdrängung von Türken und Arabern, von Schweinfurth als passive Völker bezeichnet.[1]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 455f.

2.3 Araber und Islam in Nordostafrika

Der Araber ist dem Europäer seit alters bekannt. Die zähe Lebenskraft seiner Religion, des Islam, hat das politische Ermatten des Arabismus überdauert; die Essenz der Kultur verbreiteten die Mongolen und Türken bis nach Zentralasien, Osteuropa und bis ins obere Nilgebiet. Asien, Afrika, Europa - das sind die Kontinente, auf denen sich dereinst, nach den Worten des österreichischen Orientalisten Hammer-Purgstall[1], der Schutt des Osmanenreiches ablagern werde. Mag das Arabertum sich so ins Kulturelle, Merkantile, Religiöse zurückgezogen haben und vorerst die politische Bühne dem einstigen Nomadenvolk aus Turkestan überlassen haben, es hielt seine ethnischen Stellungen gerade in Nordostafrika, wo die im Frühmittelalter vorgedrungenen arabischen Volkselemente überdauert haben.
Das Nomadisch-Bewegliche ihrer Lebensweise, das Universalistische ihrer Religion, die durch die Pilgertradition eingewurzelte Reiselust schufen den Araber zum bedeutenden Fährtengänger und Vorreiter des Europäers, der sich gerade in Afrika mit Arabertum und Islam aufs entschiedenste auseinanderzusetzen hatte.
Im Islam tritt dem Europäismus ein Widerpart entgegen, der sich durch technische Argumente allein nicht besiegen läßt.

---

1 J. von Hammer-Purgstall, Geschichte des Osmanischen Reiches, Einleitung; zitiert bei R. Peters, Geschichte der Türken, S.7; Urban-Bücher, Nr. 54

Im Gegensatz zum autochthonen Afrikanertum galten die Muslime als Gestalter einer weltweiten Zivilisation, wenn auch von deren einstiger Stahlkraft nicht mehr allzuviel geblieben war und der Europäer des 19. und 18. Jahrhunderts sich für den Fortgeschritteneren halten durfte. Doch verband das Bekenntnis zu einem Gott Muselman und europäischen Christen nicht unwesentlich. So entdeckte der deutsche Philosoph Hegel im Islam Wesenszüge, die im 19. Jahrhundert Reisende bestätigen sollten. Es sind dies vor allem: Aufhebung von National- und Standesschranken im Geiste der unifizierenden Bekennerschaft zu Allah, kriegerische Enstschlossenheit gegenüber den Ungläubigen. Auch erkennt Hegel dem Islam einen durchaus revolutionären Veränderungswillen zu. Freilich entbehrten nach des Philosophen Ansicht islamische Reichsbildungen der "organischen Festigkeit"[1], sie seien "akzidentell"[2] und "auf Sand gebaut"[3].
Jacob Burckhardt hat die Schattenseiten am Islam noch dunkler gezeichnet. Er charakterisiert diese Hochreligion als "trocken"[4] und als "trostlos" in ihrer "Einfachheit"[5].
Burckhardt gesteht wohl ein, daß Adel und Klerus im Bereiche des Islam fehlten, doch kehre sich dieser Egalitarismus in einen arroganten Exklusivismus um, wenn man als Gläubiger einem Nichtmuslim entgegentrete.
Das Ideal des islamischen Menschen begreife sich im Despoten, im Bettelmönch und im Landstreicher.

---

1 G.W. Hegel, Philosophie der Geschichte, S. 488 = Reclam UB, Nr. 4881-85 a/b
2 G.W. Hegel, a.a.O., S. 488
3 G.W. Hegel, a.a.O., S. 488
4 J. Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 134
5 J. Burckhardt, a.a.O., S. 134

Der Wissenschaft ermangle "wahrhafter Drang zur Ergründung der Welt und ihrer Gesetze"[1]. Die Geschichtswissenschaft sei "erbärmlich"[2], da von der nichtmuslimischen Welt durchgängig abgekehrt.
Im Staatswesen herrsche ein "nach oben und unten garantieloser Despotismus"[3]. Bei aller Religiosität fehle es dem islamischen Staatswesen an wahrhaft sittlicher Fundamentierung.

---

1 J.Burckhardt, a.a.O., S. 135
2 J.Burckhardt, a.a.O., S. 135
3 J.Burckhardt, a.a.O., S. 147

2.3.1 Anton von Prokesch-Osten

2.3.1.1 Die ästhetische Qualität der arabischen Kultur

Zuallererst fällt die Armut der arabischen Bevölkerung in Ägypten auf, die Lumpen, der Schmutz. Bewundernswert dennoch die antikische Grazie der Bewegungen, des Ganges. Trotz allem, wirklich malerisch sind sie für Prokesch nur aus der Ferne, wo alles seine Härte verliert und an Einheit gewinnt.[1]
Überhaupt bewundert Prokesch am Arabischen das Durchgeformte, organisch aus sich Herausgewachsene, Gleichförmige, im positiven Sinn gebraucht als das Gleichgeformte. Das verdeutlicht ein Vergleich zwischen Kairo und Konstantinopel. So beeindruckt am alten Kairo der geschlossene, monumentale Gesamteindruck, der dieser Ansiedlung überhaupt das Gepräge einer Stadt verleiht. Demgegenüber verharrt, nach den Worten Prokeschs, Konstantinopel als ein Konglomerat aus Völkern, Zeiten, Stilen, keinem ganz zugehörig: Gemisch alter und neuer Barbarei, mehr Dorf denn Stadt.

---

1 A.v. Prokesch-Osten, Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, Bd. I, S. 38f.
"Die gefälligste Einbildung, denke ich, hat Mühe, das Lumpige ihres Anzuges und den Mangel an Reinlichkeit ... zu überwinden... Wirklich malerisch sind sie aus der Ferne gesehen, wo die langen Falten ihrer dunkelblauen Bekleidung an Härte verlieren und an Einheit gewinnen."
A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 38f.

Ganz im Gegensatz zu Kairo, das kristallgleich nach den Gesetzen des Arabertums gewachsen sei. "Kairo ist weder Europa noch Asien, ..., Kairo ist Sarazenenwerk..."[1]
Außerordentlich bezeichnend die Assoziation mit gotischen Musterbauten, nicht weit entfernt die Erinnerung an kreuzritterliche Auseinandersetzungen: der Anblick der Moschee Sultan Hassans tönt in Prokeschs Ohren wie eine Romanze vom Cid, ist eine Vision aus schönster Ritterzeit.
Prokesch hat in Ägypten eine Kadettenanstalt besucht; verglichen mit Türken, Negern glänzt der Araber in der Mathematik.[2]
Prokesch charakterisiert den arabischen Kadetten als findig, ausserordentlich drahtig im Infanteriekampf.[3]

---

1 "Kairo trägt auch in allen Teilen den einen und denselben Ausdruck; denn was seit 300 Jahren verfallen und dafür eingeklebt ist, beeinträchtigt den Gesamteindruck kaum, so groß, so einförmig, so zahlreich sind die Meisterwerke und überhaupt die Bauten aus der Zeit der sarazensichen Blüte... Kairo ist weder Europa noch Asien,..., Kairo ist Sarazenenwerk, und nichts als das, wie das Münster gotischen Baus in allen seinen Teilen ist." A. v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 48

2 A. v. Prokesch-Osten, Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, Bd. II, S. 222

3 A. v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 224

2.3.2 Eduard Rüppell

2.3.2.1 Eigentümlichkeiten der islamischen Kultur in Dongola

Rüppell studierte vor allem die Bevölkerung der ägyptischen Provinz Dongola.[1] Dort hat sich das Arabertum, im Frühmittelalter aus dem Hedschas eingewandert,[2] eigentümlich mit dem dort ansässigen Nubiertum gemischt.[3]

---

1 Rüppell bemerkt zur Geschichte von Dar Dongola: Ursprüngliches Lehen der in Sennaar herrschenden Funghi (=Fungi=Fundsch); die Verheerungen der Scheikie-Araber zerrissen das Band zwischen Dongola und dem Königreich Sennaar; Zerfall Dongolas in Kleinkönigreiche, dann Verbindung der aus Ägypten vertriebenen Mameluken mit den Dongolanern. E. Rüppell, Reisen i. Nub., Kordof. u. d. petr. Arab., S. 22ff.

2 Rüppell schreibt, die Scheikie oder Schakie seien aus dem arabischen Hedschas nach Nubien eingewandert, nennt aber nicht den genauen Zeitraum. E. Rüppell, a.a.O., S. 22

3 Rüppell bezieht sich hierbei auf den Volksstamm der "Barabra" oder "Berber".(Wohl nicht mit den Berbern des Hohen Atlas zu verwechseln!) Deren Herkunft bestimme sich aus eingewanderten Hedschas-Arabern und der alten "äthiopischen" (=nubischen) Bevölkerung. So trügen die Barabra "vereinzelt die alten Nationalgesichtszüge, die uns ihre Vorfahren auf den Colossalstatuen und den Bas-Reliefs ihrer Tempel und Gräber aufgezeichnet haben." E. Rüppell, a.a.O., S. 31

Ursprünglich islamisch-arabische Eigenheiten hätten sich etwas abgeflacht.
Nur selten, so Rüppell, wallfahrteten die Dongolawi nach Mekka; auch die in Dongola ansässigen Studenten der Theologie erweiterten ihr Wissen kaum im Ausland.
Als ein arabisch-islamisches Spezifikum vermerkt Rüppell, daß der Dorfunterricht ganz in der Hand des Dorfgeistlichen liege. Solche Personalunion von Religion und Bildung wirke sich negativ aus: man lerne gerade noch das Alphabet, das aber schnellstens wieder vergessen werde.[1]
Nicht minder anstößig mutet deshalb den Reisenden die Stadt Dammer an, das religiöse Zentrum Dongolas, wo Priester, Fakis, weltliche Gewalt ausüben.
Den Charakter der nubisch-arabischen Mischbevölkerung beurteilt Rüppell außerordentlich ungünstig: jede Regung höherer Sittlichkeit sei unbekannt, Egoismus und Sinnlichkeit herrschen vor.[2]

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 46ff.

2 Die schlechte Ehemoral begründet Rüppell mit der Sitte der Exzision, auch die häufigen Scheidungen wirkten sich ungünstig aus. E. Rüppell, a.a.O., S. 45
Grundcharakteristik der Dongolawi nach Rüppell:
Leichtsinn, Ausgelassenheit, Sinnlichkeit, Egoismus, Mangel an Sozialgefühl; Sinn für Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit nicht entwickelt; Arbeitsträgheit; Orgiastik in Trauer und Tanz.
Rüppell schränkt leicht ein:
"Obgleich man von der Charakteristik eines Volkes keine richtige Idee auffassen kann, wenn man es zu einer Periode beobachtet, wo politische Verhältnisse schwer auf alle Klassen drücken..."
E. Rüppell, a.a.O., S. 61f.

Das Christentum sei längst vergessen. Der seit 712 n. Chr. eingedrungene Islam beherrsche so ausschließlich den Plan, daß die Unduldsamkeit aus Mangel an Gegnern eingeschlafen sei. So sei die Bevölkerung in eine untypische religiöse Indifferenz zurückgefallen.

2.3.2.2 Charakterzüge des Arabers

Den reinblütigen Araberstämmen, den Scheikie, bescheinigt Rüppell Freiheitsliebe, Ahnenstolz, beides vereint zu einer Art ständisch-aristokratischer Libertät.[1]
Wie überhaupt eine ganz eigene Art von Herkunftstolz zu beobachten ist, schon dem Rassestolz ähnelnd. So bildeten die Scheikie sich auf ihre Herkunft aus dem arabischen Hedschas außerordentlich viel ein; auch hielten sie gegenüber dem autochthonen Nubier- und Negertum eindeutig Abstand. So würden, laut Rüppell, Sklavenbastarde mit reinblütigen Arabern niemals gleichgeordnet werden. Weiterhin bemerkt und bemängelt er den ausgeprägten Konventionalismus der Araber. Rüppell reibt sich vor allem an der ausgeprägten Konvenienz, an Formeln, die "... jede ihrer Handlungen modeln".[2]

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 65
2 E. Rüppell, a.a.O., S. 67

2.3.2.3 Rüppells Schlußfolgerung: Konventionalismus und Individualismus

Rüppell faßt seine Ansichten über das nordostafrikanische Arabertum zusammen: der Araber pflege die Gastfreundschaft, wenn auch aus konventionellem Ehrgeiz; er poche auf seine geburtsrechtlich überlieferten Freiheiten. Eifersüchtig hüte der Araber die Reinheit des Blutes, ihn leite ein ausgeprägtes Rassegefühl; in durchaus aristokratischer Manier verachte er die Arbeit, vielleicht auch aus Trägheit. Außerordentlich bedenklich dünkt Rüppell die Befangenheit alles Arabischen in religiösem Traditionalismus. Rüppell nennt das schlicht Pfaffenignoranz.
Das Regierungssystem charakterisiert er als "machtarmes Convenienzpatriarchat."[1] Damit mag eine Primus-inter-pares-Stellung umrissen sein, die vom Stammesmitglied wenig fordert und somit auch wenig zugestanden bekommt, letztlich auch wenig zu verantworten hat. Derart freier Zustand des Einzelnen arte freilich in Gesetzlosigkeit, Anarchie aus; Rüppell begründet diesen Zustand paradoxerweise mit dem Fehlen irgendeiner Art von religiöser Moral.[2]
Vielleicht umschreibt Rüppell so die Verdorrung dongolawischen Islams zum bloßen Vorschriftenritualismus.

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 204

2 E. Rüppell: Die Gesetzlosigkeit rühre her aus Mangel an festem Regierungsband und irgendeiner Idee von religiöser Moral; E. Rüppell, a.a.O., S. 223

2.3.3 Josef Russegger

2.3.3.1 Negative Gegenpole des Arabertums: öffentliche Prüderie und Homosexualität

Russegger beobachtet am Araber "Indolenz" und "Faulheit".[1] Mit Schaudern bemerkt Russegger die öffentliche Duldung der Homosexualität; er erklärt diese aus der Frauen- wie Sexualfeindlichkeit des Islam. So vermerkt er anläßlich der Verbannung der Tänzerinnen zugunsten männlicher Schauspieler, allesamt junge Burschen von 10 bis 16: "Die Abschaffung der Tänzerinnen und die Duldung der Tänzer bilden einen großen Mißgriff der orientalischen Polizei in Egypten. Man hat ein natürliches Laster zum unnatürlichen potenziert und dabei eine der schändlichsten Verirrungen des Menschen... mit der gesetzlichen Duldung honoriert."[2] Im Soldatenhospital[3] zu Quasr-el-Ain besuchte er die Abteilung der Syphilitiker. Wieder bemerkt Russegger mit Entsetzen den hohen Krankenanteil von Knaben. Dieses nach seiner Meinung naturwidrige Laster resultiere aus der gänzlich unpraktischen Verbannung der Freudenmädchen; diese Maßnahme begünstige die Homosexualität, die gerade in der ägyptischen Armee schrankenlos herrsche und nun verwüstend in den Kern des Volkes eindringe.[4]

---

1 J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 119 andrerseits: "...der Araber ist agil und stets auf dem Qui-vive." auch: "geballt"; den Türken an moralischer Kraft überragend; J. Russegger, a.a.O., S. 311

2 J. Russegger, a.a.O., S. 169

3 Pückler-Muskau schreibt: Die modernen Hospitäler Ägyptens liegen weit von den Stadtzentren entfernt, da den Muslimen die Leichensektion und Geburtshilfe ein Greuel ist.

4 J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afr., Bd. II/3, S. 100f.

Solcher verwerflichen Weitherzigheit widersprechen archaische Hemmungen sonderbarer Art. Gerade der Islam hintertreibe eine medizinische Seuchenvorsorge; die Unverletzlichkeit des Privathauses stehe nämlich höher als das ärztliche Interesse an hygienischen Verhältnissen.[1]

2.3.3.2 Kompakte Religiosität des Arabers, mangelnder Sinn für weltliche Wissenschaften

Andererseits beeindruckt am Islam die fanatische Abgeschlossenheit gegen jedes andere Denken. Nach Russegger bedrohe das die christliche Missionierung der noch heidnischen Neger. Seien diese erst einmal islamisiert, gäbe es für das Christentum nicht mehr allzuviel zu ernten.
Was geographische Kenntnisse anlangt - alte Domäne der reisefreudigen Araber - traut ihnen Russegger nur wenig zu. Angaben über zentralafrikanische Bergmassive, unübersehbar breite Flüsse, Menschenfresser hält er für eitel Lüge.[2]
Die Koranschulen würden nicht mehr als sinnlose Phrasen ausbrüten, die den Schülern eingetrichtert würden.

---

1 Nach Russegger glaubt der Muslim, daß der von der Pest infiziert wird, der von Allah ausersehen ist.
J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 235

2 J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afr., Bd.II/2, S. 81

2.3.3.3 Dennoch ein Kulturferment in Nordostafrika

Günstig beurteilt Russegger das Vordringen des Arabertums insoweit, als es die kompakten hamitischen Rassezüge[1] auflockert und veredelt, das bloß Naturwüchsige des Afrikaners ins Historisch-Gebildete umformt. Solches notiert er beim Anblick des Minaretts von Sennaar, der Hauptstadt des erloschenen Fundsch-Reiches, eines islamo-hamitischen Mischgebildes.[2]
Ähnlich Rüppell fasziniert auch Russegger der theokratische Staat von El-Damer. Angesichts der ringsum anbrandenden Wildnis dünkt ihn diese Priestergemeinschaft eine kulturelle Oase, eine platonische Gelehrtenrepublik.

---

1 Russegger besuchte in Kairo den seit 1833 dort internierten Großscherif von Mekka: "Habib Effendi empfing ihn mit großer Hochachtung, und wir hatten dabei Gelegenheit, die scharfen und ausdrucksvollen Gesichtszüge dieser dunkelbraunen Söhne der Wüsten Arabiens zu bewundern, bei deren Vergleich mit den Gesichtern der anwesenden Türken man es nicht glauben konnte, daß jene die Unterjochten seien."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 41

2 "...und sahen um 9 ^{h} am Horizonte den Minaret der Stadt Sennaar, der alten Kapitale des erloschenen Fungireiches, der hier wie eine Leuchte des Islam steht, eine Warte des Glaubens gegen die südlich angrenzenden halb heidnischen, halb muhammedanischen Völker..."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/2, S. 472
Dem entspricht auch Russeggers generalisierende Behauptung, daß der arabische Nomadismus die "ethiopische" Stammeskultur überwältigt habe.

2.3.4. Hermann von Pückler-Muskau

2.3.4.1 Allgemeine Charaktereigenschaften und äußere Gestalt des Arabers

Von Pückler-Muskau notiert die Hauptmerkmale arabischen Lebens: Pracht und Schmutz.[1] Zu rügen sei die menschenrechtsverachtende Behandlung der Frau und des Sklaven, denen Scheidenvernähung bzw. Kastration drohen.[2]
Dann aber blitzen Züge auf, die von einer halbverschütteten Grandezza künden: so gibt ein vorzeitig gekündigter Diener Pückler den Rest seines Lohnes zurück. Nirgendwo dünkt da Pückler die Kluft größer zwischen der aristokratischen Großzügigkeit des Arabers und dem plebeischen Krämergeist des Europäers.
Erwähnenswert halte ich einen somato-physiognomischen Vergleich zwischen dem Asiatischen und Europäischen. So zeichne den Asiaten edles Ebenmaß der Glieder aus, die freilich einer gewissen Üppigkeit anheimfielen, während des Europäers feiner Mund einen denkenden Ausdruck vermittle, der seelenvolle Blick des Europäers lasse ein inniges Gemüt erkennen.[3]

---

1 H. von Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III, S. 223
2 "Keine Achtung der Menschenrechte"
H. von Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. II, S. 31
3 H. von Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I, S. 318ff.

2.3.4.2 Negative und positive Aspekte der islamischen Religiosität; naturrhythmische Periodik der arabisch-islamischen Geschichte

Weniger geheuer mutet Pückler der Derwischtanz an. Seinem klassisch gezügelten Temperament mißfällt eine solch ungehemmte Schaustellung religiöser Orgiastik und Ekstatik.[1] Nicht minder verdächtigt er den islamischen Klerus der fortschrittsfeindlichen Dunkelmännerei. Der Klerus sei eine neuerungshemmende Kaste, deren Einfluß es in eben der Weise einzudämmen gälte wie einst den des katholischen Priestertums.[2]
Dann aber entzückt ihn, daß das Wasserspiel um Mehemed-Beys Grabmal von allerlei badelustigem Volk umtummelt wird.[3] Derart traulich-gemeinnütziges Einbeziehen weltlicher Freude in ein sakrales Gehäuse fasziniert den Europäer, der ja nur die scharfe Trennung dieser Bereiche kennt.
Zum Schluß eine außerordentliche Bemerkung: der Araber sei ein Wesen von einer ewigen, erwartungsvollen Morgendlichkeit. Seinen periodischen Abstürzen in einen jahrtausendelangen Naturzustand folge ein Aufschwung auf die höchsten Stufen menschlicher Entwicklung.[4]

---

1 "Tanz der Dämonen"; H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. II, S. 71f.

2 "Gelänge eine Reform in dieser Hinsicht, so wäre dem Orient mehr dadurch geholfen..., ebenso wie früher der christlichen Welt durch den Protestantismus." H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S.88

3 Pückler spricht von der"schönen Sitte", alles Monumentale mit einem gemeinnützigen Zweck zu verbinden.
H. von Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I, S. 169

4 H. von Pückler-Muskau, a.a.O., S. 344

2.3.5 Richard Lepsius

2.3.5.1 Körperlicher Reiz des arabischen Typus; zwiespältige Charakteranalyse

Lepsius bewundert die freie, edle Haltung des Arabers, die sich freilich allzu schnell vergißt, wenn Geldgewinn lockt. Insgesamt sei der Araber gemischt aus "gemeiner Habgier" und "edlem Stolz".[1] Der Antiquar und Humanist Lepsius entnimmt dem spätrömischen Autor Ammianus Marcellinus: "Erubescit apud eos, si quis non infitiando tributa plurimas in corpore vibices ostendat, und ebenso weist noch heute der Fellah mit zufriedenem Lächeln auf seine Striemen hin, sobald der Steuereintreiber abgezogen, und trotz seiner Marterinstrumente um einige Piaster verkürzt worden ist."[2]
Ein Beweis, wie zäh antike Urteile im Gedächtnis haften und weiterleben. Der vom Ästhetisch-Sinnlichen her außerordentlich beeindruckbare Gelehrte gerät angesichts eines Schechs in außerordentliche Entzückung: edel und hochgewachsen, geschmeidige Gliederpracht, schimmernder Glanz der schwarzbraunen Hautfarbe, dunkelglänzendens, zugleich weich und schlau blickendes Auge,

---

1 "Es liegt im Araber ein auffallendes Gemisch von edlem Stolz und gemeiner Habgier, das dem Europäer zuerst ganz unverständlich ist. Die freie, edle Haltung und unerschütterliche Ruhe scheint nichts als stolzes Ehrgefühl auszusprechen. Dem geringsten Geldgewinn gegenüber schmilzt dies aber wie Wachs an der Sonne."
R. Lepsius, Briefe a. Äg.,Äthiop. u.d. Halbi. Sinai, S. 58f.

2 R. Lepsius, a.a.O., S. 58ff.

dazu die Ausdrucksharmonie seiner Sprache.[1] Diese Schönheit potenziert sich, wenn sich semitische Geschmeidigkeit mit der massiven Körperlichkeit der afrikanischen Umwelt eint. Lepsius begeistert sich an dem Seidenschimmer arabischer Haut, die antikem Bronzewerk ähnle; wenig stört sich Lepsius daran, daß derlei Leibespracht vom Fett der Butter herrührt, die vom schwarzen Haargelock "wie in unzähligen Thauperlen glänzend"[2] auf Nacken und Schultern tropft.
Einen Begräbnistanz[3] erlebt Lepsius nur mit Vorbehalten. Der bis ins letzte ausgefeilte Ritualismus stößt ihn ab, dünkt ihm Abschnürung alles Elementar-Naturhaften, mehr barockes Fest denn Darbietung wirklichen, persönlichen Gefühls.

---

1 R. Lepsius, a.a.O., S. 125

2 R. Lepsius, a.a.O., S. 138

3 "Das Auffallendste und Widerlichste ist bei diesem Schauspiele, daß nichts mit entfesselter Leidenschaft, sondern alles langsam, pathetisch und sichtlich einstudiert geschieht..."
"Das Ganze macht durch seine alles überbietende Unnatur einen unbeschreibbaren Eindruck, der dadurch noch unangenehmer wird, daß man in allem nur noch die ererbte und verderbte Sitte, das leere Schauspiel sieht und keine Spur mehr von individueller Wahrheit und natürlichem Gefühle bei den betheiligten Personen wahrnehmen kann."
R. Lepsius, a.a.O., S. 190f

Fühlt sich Lepsius von der Regelhaftigkeit des Begräbnistanzes abgestoßen, so schreckt er doch auch wieder vor Einbrüchen des Ekstatischen und Irrationalen zurück.[1]

---

1 Der Eindruck eines Derwischtanzes anläßlich des Geburtstagsfestes des Propheten:
"Welch ein fürchterlicher, barbarischer Gottesdienst, dem die erstaunte Menge... mit Ernst und stupider Ehrfurcht (erg.: zusieht). Der angerufene Gott ist dabei viel weniger Gegenstand der Verehrung als die anrufenden, verzückten Heiligen selbst. Denn Verrückte.... Männer und Weiber werden von den Muhammedanern sehr allgemein für heilig gehalten und mit großer Verehrung behandelt.
Es ist die dämonische, unverstanden wirkende und darum mit Furcht beobachtete Naturkraft, die der natürliche Mensch überall, wo er sie gewahr wird, verehrt, weil er sie seiner Geisteskraft verwandt und doch nicht unterthänig fühlt: zuerst in den mächtigen Elementen, dann in dem wunderbaren, dunkel gesetzmässigen Treiben der Thiere, endlich in den noch ergreifenderen ekstatischen oder überhaupt abnormen Seelenzuständen des eigenen Geschlechts."
R. Lepsius, a.a.O., S. 49f.

2.3.6 Heinrich Brugsch

2.3.6.1 Besonderheiten des ägyptischen Arabertums, bzw. arabisch geprägten Ägyptertums: mangelnder Staatssinn und Verlust der autochthonen Geschichte

An den Beduinen fasziniert Brugsch das in fast antiker Weise geschlungene Gewand. Dann aber stößt ihn die Nüchternheit eines Arabers ab, der beim Anblick eines Palmbaumes nur an die darauf lastende Steuer denkt.[1]
Ferner sagt er dem ägyptischen Muslim Resignation und Fatalismus nach. Um dem Heeresdienst zu entgehen, brächen sie sich die Vorderzähne aus und hackten sich einen Finger von der Hand. Auch gebreche es an Vaterlandsliebe, Ehrbegriff und Königstreue.[2]
Dann erlebt Brugsch massiven Aberglauben, Ausflüsse eines fanatischen Religionsprovinzialismus. So muß sich Brugsch beim Wekil Abdallah anhören, daß die Tempel der Ägypter nach dem Auftreten des Propheten Mohammed errichtet worden seien. Überhaupt habe Mohammed vor Christi Geburt gelebt, man habe ihn nur nicht erkannt. Dann habe der Moaddin, der Gebetsausrufer, die altägyptischen Tempel einstürzen lassen.[3]

---

1 "O Herr, für jede Palme 60 Para die Steuer!"
H. Brugsch, Reiseberichte aus Ägypten, S. 85

2 "Der Muslim ist resigniert. So lange er kann, sucht er auf jede mögliche Weise dem Geschick zu entfliehen. Er reißt sich die Vorderzähne aus, trennt Finger von der Hand, um nicht Soldat zu werden. Hilft alles nicht, beugt er sich dem Fatum."
H. Brugsch, a.a.O., S. 104

3 H. Brugsch, a.a.O., S. 114

Überhaupt bedrückt Brugsch, wie sehr die islamisierte ägyptische Bevölkerung die Verbindung mit der vorislamischen Geschichte verloren habe.[1]
Einen religiösen Tanz von Matrosen rügt er deshalb als einen grauenvollen Gottesdienst, unwürdig der Nachfahren des pharaonisch-ägyptischen Volkes.[2]

---

1 Karnak: "Überreste und Zeugen von Zeiten, für welche die Geschichte, so scheint es, bereits das Gedächtnis verloren hat."
H. Brugsch, a.a.O., S. 129

2 "Ich glaube kaum, daß in den heidnischsten Zeiten die ägyptischen Bewohner auf Philae in so entsetzenerregender Weise der Gottheit ihre Verehrung ausgedrückt haben, als es hier vor meinen Augen die Epigonen des ägyptischen Volkes thaten."
H. Brugsch, a.a.O., S. 256
Bemerkung: Brugsch wie auch die übrigen Autoren trennen nicht Arabertum und die muslimische Fellachenbevölkerung Ägyptens; wie man ja auch heute Ägypten der "arabischen Welt" zurechnet. Allenfalls die Kopten gelten als direkte Nachfahren des antiken, vorarabischen Ägypten; dazu Brugsch:
Vor allem interessierten mich die Kopten, in denen wir trotz der häufigen Vermischung mit Elementen des Islam dennoch die Spuren des alten pharaonischen Volkes wiedererkennen müssen."
H. Brugsch, a.a.O., S. 52

2.3.7 Theodor von Heuglin

2.3.7.1 Wissenschaftliche Inkompetenz des Arabertums; Geist- und Verstandesferne des arabischen Selbstverständnisses

Heuglin hat während seiner Segelreise auf dem Roten Meer genaue Einzelheiten über die arabische Küstenschiffahrt notiert.
Er vermerkt die dürftigen nautischen Hilfsmittel; so benütze der Araber ein mit Fett bestrichenes Senkblei. Heuglin glaubt daraus schließen zu dürfen, daß Araber, selbst zur Kalifenzeit, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse nie in dem Maße vorangetrieben haben können, wie man gemeinhin annimmt.
Wissenschaftlicher Geist und wissenschaftliches Streben lägen dem Islam grundsätzlich fern. Der Geist des Islam begreife sich im Helden, nicht im Arbeiter des Geistes. Der Wissenschaft seien die Araber allein über den Einfluß von Fremdvölkern teilhaftig geworden, wie etwa den Griechen, Indern, Persern.

2.3.8 Georg Schweinfurth

2.3.8.1 Äußeres und inneres Bild des Arabers: körperliche Eleganz, zwiespältige Charakterzüge

Schweinfurth fällt das durchgängig Nomadische im Leben des Arabers auf. Selbst in ihrer städtischen Lebensweise entdeckt er Reste des altgewohnten Lagerlebens.[1]
Ansonsten beeindrucken ihn Schönheit der Gestalt, Regelmäßigkeit der Züge, Würde und Eleganz der Bewegungen. Ihren Bürgersinn schätzt Schweinfurth äußerst gering ein: viel Schlaf, viel Schaffleisch, wenig Arbeit.[2]
Zur Begeisterung reißt ihn der Anblick des arabischen Baggara-Stammes hin. Welch herrliche, kriegerische Gestalten![3] Unstreitbar die Schönste der Rassen am Nil![4]
Die Ausdehnung ihrer Macht über minderbegabte Rassen sei deshalb den Baggara zu Recht nicht schwergefallen.[5] Ihr wenig semitischer[6] Gesichtsausdruck falle auf.

---

1 "Selbst das städtische Leben der Araber ist überall ein halbes Lagerleben." "Träges Nomadentum."
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 31

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 31

3 "Ich muß gestehen, das Herz lachte mir im Leibe, wenn ich meine Blicke auf diese herrlichen und kriegerischen Gestalten lenkte." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 71

4 "..schönste Rasse der am Nil wohnenden Nomadenvölker."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 71

5 Schweinfurth denkt dabei wohl an die negroiden Völker
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 71

6 Schweinfurth fühlte sich physiognomisch an den Europäertypus erinnert; G. Schweinfurth, a.a.O., S. 71

Überhaupt schwankt des Reisenden Urteil über den Wert des Arabers ständig. Einmal preist er den Wagemut eines arabischen Karawanenführers, der, gleich dem Kaufmann und Gelehrten, die Länder durchreist,[1] dann brandmarkt Schweinfurth die träge Passivität des Arabers, der Nordafrika, einst bedeutender Teil antiker Imperien, zu einer dünstenden Dorfstille verdammt habe.[2]
Auch im Sudan hemme der Islam[3] allenthalben die wirtschaftlich sinnvolle Nutzung des Landes. Weder Ziegel noch Kohle werde dort gebrannt, Gartenbau sei unbekannt.[4]
Die Wildtiere verwerte man nicht, da das islamische Schächtungsgebot den Verzehr geschossenen Wildes verbiete.
Schweinfurth scheidet sich hierbei entschieden von Munzinger, der dem semitischen Araber die Aufgabe zuweist, Träger des afrikanischen Handels zu sein. Dazu eigne den Araber die universelle Ausdehnung des Islam, der den kommerziellen Blick geweitet habe. Dem Hamiten, dem Afrikaner, weist Munzinger die Arbeit in Industrie und Agrikultur zu.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 107
2 "Die passive Ruhe, zu welcher seit dem Untergange des römischen Reiches alle Völker der nördlichen Hälfte Afrikas verdammt wurden..." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 149
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 228
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 234

2.3.8.2 Gesellschafts- und gemütsprägende Kräfte des Islam

Immerhin bewundert Schweinfurth am Islam ein eigentümliches Gleichheitspathos. So übe der Oberverwalter der Seribah des Ghattas, wiewohl er Neger ist, keinen geringeren Einfluß aus, da der Islam alle Rassenunterschiede dem Dienstrang unterordne.[1] Die universelle Tendenz des Islam erzeuge auch einen Menschenschlag, der in Weltgewandtheit.und Weltkenntnis mit dem Europäer durchaus mithalten könne.[2]
Doch gebe es Kellergewölbe im Haus des Islam. Mit Grausen erinnert sich Schweinfurth des allabendlichen Gebetsgeplärrs in der Seribah; furchtbar seien die nächtlichen, unter Paukengedröhn und Gebrüll vollzogenen Riten der Teufelsaustreibungen, wobei allerlei bauchrednerischer Zauber mithelfen müsse.
Den kriegerischen, gewalttätigen Charakter dieser Religion offenbart das Schafblutopfer am Beginn einer gefährlichen Ghasua. Die Karawanenfahne wird dann in den roten, heilskräftigen Saft getaucht; auf der solcherart geweihten Blutfahne drohen Koranzitate, die Schweinfurth umschreibt als eine "Blumenlese aller Fanatismen des Islam".[3]

---

1 "Von Geburt selbst ein Neger, besaß er deshalb keinen geringeren Einfluß, da der Islam nicht gestattet, die Standesunterschiede von Rassenhaß beeinflussen zu lassen..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 193
In diesem Sinne auch die Beobachtung Schweinfurths:
"Soweit der Islam in Afrika herrscht, scheint das Sichtragenlassen nirgends Mode zu sein, es hat dies seinen Grund in einem religiösen Bedenken, von dem es wünschenswerth wäre, daß es auch die Europäer den von ihnen bevormundeten Völkern gegenüber zu erkennen gäben..." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 406

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 460

2.3.8.3 Einiges von der "Halbcultur" des Islam

Überhaupt erscheint Schweinfurth die Welt des Islam als eine Versammlung der Widersinnigkeiten: der Muslim schreibt von rechts nach links; den Kopf bedeckt er, die Füße schlurfen nackt durch den Sand.
Im Nubiertum,[1] wo Afrikaner und Araber sich gemischt haben, gehe es noch krauser her. Schweinfurth schüttelt den Kopf über so manche Eigentümlichkeiten "arabischer Halbcultur"[2]: so gesellt man den Pferden im Stall Schweine bei, die die Aufmerksamkeit eines allfälligen Ifrit oder Scheitan auf ihre unheilige Existenz ziehen sollen. Der Dämon fahre dann in das arme Schwein und verschone das kostbare Pferd. Vielerlei Verdächtigungen sei der christliche Franke ausgesetzt. So beargwöhne man sein medizinisch-anatomisches Interesse als versteckten Kannibalismus;[3] Muslimen, die sich einem europäischen Chirurgen anvertrauten, würde das Fett ausgelassen.

---

1 "Sie erkennen Ordnung nicht an als den Vorteil, den geregeltes Zusammenwirken vieler zu gleichem Zwecke bietet."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 458
Auch kann bei den Nubiern deshalb Disziplin nur "scherzend" und "tändelnd" gefordert werden.

2 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 342

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 341
Auf entsprechend tiefer Stufe stehend umreißt Schweinfurth die medizinischen Vorstellungen der Nubier: Krankheitserreger seien Wind (="habib") und Blut (="damn"); ein "barbarisches Heilmittel" sei das Einreiben des Kranken mit Pferdeschweiß.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 344f.

Um den mohammedanischen Karawanenangehörigen das Zigarrerauchen und Käseessen zu "verteufeln", werde das Gerücht ausgestreut, die Zigarren der Europäer seien in alkoholischem Spiritus eingelegt, der Käse sei aus Schweinemilch(!) zubereitet.[1]
Die "Fakis", die Priester-Gelehrten, verabscheut Schweinfurth durchaus. Da der Sklavenhandel zum guten Teil durch ihre geldgierigen Hände gehe, sei jeder moralische Imperativ in ihnen erstorben. Schweinfurth vergleicht die Fakis mit den Ablaßpredigern des 16. Jahrhunderts.[2]

2.3.8.4 Unüberbrückbarkeit von Europäismus und Islamismus: der Islam - ein Naturphänomen diesseits von Zeitlichkeit und Historizität

Eine irgendgeartete Synthese des Europäismus mit dem Islam schließt Schweinfurth kategorisch aus. Der Islam könne und werde sich niemals wandeln. Diese Religion sei ein Reflex der toten, deshalb ewigen Unfruchtbarkeit und Starre der Wüste. Seine gleichermaßen wüstenhafte Ausdehnungskraft habe jede nationale und rassische Individualität der Völker von Marokko bis Sunda überlagert.[3]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 345

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 431

3 "Mit dem Islam ist kein Pakt zu schließen..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 452f.
"Der Islam, in Wüsten geboren, Wüsten verbreitend... erstarrt in einer homogenen Masse von Marokko bis Sunda... verwischt jede nationale und rasseliche Individualität..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 453

Fortbildungsfähigkeit des Islam tut Schweinfurth ab als eine am Büchertisch ausgeheckte Idee. Er warnt nicht minder vor dem bequemen Irrglauben an einen möglichen Verfall des Islam. Ganz im Gegenteil, die Völker dieses Glaubens stünden jenseits oder diesseits von Aufstieg und Niedergang.[1]
An dem Zustand ihrer, so Schweinfurth, "ewigen Kindheit" sei eine irgendgeartete Zeitlichkeit, Abfolge, Historizität nicht zu entdecken. Schweinfurth, der Botaniker, vergleicht den Islam mit der Keimkraft von Pflanzen, "welche im Sande der Wüstenthäler schlummern, ein Regentropfen, ein Nichts ist im Stande, ihr ephemeres Leben wachzurufen."[2]

---

1 "Es ist nicht wahr, daß der Islam fortbildungsfähig sei, das ist nur eine am Büchertisch ausgeheckte Idee. Auch spricht nichts dafür, daß der Islam in Verfall geraten sei. Seine Völker sind von einer ewigen Kindheit."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 453

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 453

2.3.9 Gustav Nachtigal

2.3.9.1 Araber und Islam als afrikanische Grundmächte; die Senussija

Nachtigal hat sich mit der Geschichte Nordafrikas eingehend beschäftigt. Aus dem Völkergeschiebe dieses Landes sondert er Berber[1] und Araber[2] als Leitschichten heraus. Gestützt auf eine ausgebreitete Kenntnis arabischer Sprache und Geschichte, weist Nachtigal auf die gewaltige historische Dynamik hin, die in periodischen Wellen das Saharagebiet erschüttert habe. Gerade das Arabertum habe diese Bewegungen ausgelöst.[3]

---

1 "... und die ganze Frage über den Ursprung der Berber noch sehr dunkel bleibt, so scheint doch aus allem hervorzugehen, erstens daß die alten Libyer den wesentlichsten Antheil an der Bildung der Berber hatten, und zweitens daß schon vor dem Islam außer den phönizischen auch arabische Elemente in der Bevölkerung Nordafrikas eine gewisse Rolle spielten."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 162f.

2 "Wenige Jahrhunderte nach der Stiftung des Islam scheinen von Barqa aus Einwanderer, welche ihren Ursprung von Himjar in Jemen herleiteten,..., über Audschila nach Süden gezogen,..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 164f.
Ebenso H. Barth: "Hierhin (=Kanem) kam Säf, angeblich der Sohn Dhu-Yasans, des Himyariten, und legte den ersten Grund zu einer Herrschaft über mehrere Stämme..."
H. Barth, Im Sattel durch Nord- und Zentralafrika, S. 104

3 H. Barth nennt neben dem "Impuls des Islam" auch die wohl von den Arabern angeregten Bildungen von effektiven Reitereien.
H. Barth, a.a.O., S. 105

Den Islam begreift Nachtigal als eine Verbindung von Asketik und Fanatismus[1], als Einheit von religiöser Lehre und der aus ihr abgeleiteten Bildung und Erziehung.[2]
Aus der Landschaft des nordafrikanischen Islam rage der Missionsorden der Senussija hervor. Nachtigal vergleicht diese Brüderschaft mit dem Jesuitenorden.[3] Die Senussija definiert Nachtigal als eine Sekte; die politische Bedeutung solcher innerislamischen Zellteilungen und Abspaltungen setzt Nachtigal gerade für die Vergangenheit außerordentlich hoch an.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 195; allerdings dahingehend eingeschränkt, daß die Bevölkerung von Fezzan relativ duldsam ist; Nachtigal begreift "Fanatismos" als Merkmal "ungelehrter Volksmassen"; G. Nachtigal, a.a.O., S. 444

2 "Mit der Religion hängt der Unterricht zusammen, denn dieser fliesst dort, wie in fast allen mohammedanischen Ländern, nur aus jener."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 195

3 "Eine Secte der Neuzeit, welche eigentlich nur eine Gesellschaft für innere und äussere Mission ist,..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 192
"Die Auserwählten derselben (erg.: Senussija) ziehen von dort aus und betreiben die Verbreitung ihrer Ideen mit dem praktischen Verständniss und der Lebensklugheit, deren Beispiel wir im Christenthum nur bei den einstigen Jesuitenmissionen finden."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 192

So hätte der spezifisch berberische Widerstand gegen die kulturelle Überflutung durch den Arabismus sich oft genug in anti-orthodoxen, antisunnitischen Sektenbewegungen offenbart.[1] Der gegenwärtige politische Einfluß der Senussija sei ein gewaltiger.[2]

---

1 Bezüglich der Sektenbildung eine interessante Notiz Nachtigals:
"Früher haben viele den Secten angehört, welche... bald eine große Verbreitung unter den Berberstämmen gewonnen hatten,... Doch jetzt sind Alle ruhige, gemässigte, selbstverständliche Sunniten,..., und selbst gebildete Männer kennen nicht einmal die Namen jener Secten mehr, welche... den Rechtsgläubigen... die Unterjochung der Berber so sehr erschwert haben."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 191f.

2 "Bisher war besonders der Westen Nordafrikas durch religiöse Gesellschaften und durch geistliche Herren ausgezeichnet, deren Macht oft durch weltlichen Besitz erhöht war, deren politischer Einfluß aber auch ohne diesen nicht selten den der Fürsten übertraf."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 192;
und:
"Schon während meines Aufenthaltes in Murzuq bekam ich eine Ahnung von der Beharrlichkeit, mit der diese Fanatiker einen großen Theil Afrikas in ihr jesuitisches Gewebe spinnen."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 193

2.3.9.2 Schwäche des Islam: mangelnde Volksbildung; Stärke des Islam: scharfe Ausprägung des Einzelcharakters, Sinn für Historizität und staatliche Einheit

Aufmerksam beobachtet Nachtigal die Reformbemühungen des Khediven von Ägypten. Der erfahrene Arzt versucht zu erklären, wieso fast alle Reformanstrengungen in den Ländern des Islam oft "mit einem kläglichen Fiasko enden."[1] So läge es im Wesen islamischen Herrschertums, sich nur allzuwenig um die vorhandene Basis und Substanz zu kümmern.[2]
Nachtigal sieht jede Neubauanstrengung im Treibsand einer völlig darniederliegenden Volkserziehung versinken.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 25

2 "Während der Aufbau eines Hauses nur von unten auf einem soliden Fundamente beginnen und nur nach Maassgabe der vorhandenen Kräfte und Mittel ausgeführt werden kann, bekümmern sich orientalische Fürsten und Herren oft wenig um die vorhandene Basis, rechnen nicht mit den gegebenen Factoren, sondern bauen in die Lüfte, mit unzulänglichen Fundamenten, mit schlechtem Material und verständnisslosen Mitarbeitern."
dazu auch: Der Reformwille erschöpft sich oft in Prestigeobjekten: Wasserleitung, Gasbeleuchtung, Telegraphenlinie, Eisenbahnstrecken; sehr oft schwelgt der Reformwille auch in militärischem Gepränge: Fregatten, Transportschiffe, "Hunderte von Kanonen";
G. Nachtigal, a.a.O., S. 25ff.

Der statische Charakter des Islams vertrage sich aber niemals mit einem fortschrittlichen, empirischen Bildungsgedanken. Die Geistlichen, die Ulema, trügen und verbreiteten allein Wissen und Gelehrsamkeit, die allein aus dem Koran fließe. So vermerkt Nachtigal es als etwas Besonderes, daß ein Bornugelehrter namens Moallim Adem[1] seine Gelehrsamkeit nicht auf das Koranlesen beschränkt habe, sondern auch in der Grammatik beschlagen sei. Als unbestrittenen Besitz behaupte der islamische Klerus deshalb die Rechtssprechung, die Politik, die Erziehung. Letztere halte die Geistlichkeit frei von jeglichem Einflusse europäischen Denkens, als dessen geschworenen Feind sich jeder Prediger begreife. Mit den mechanisch auswendig gelernten Koransuren allein habe der Muslim alle Lebensfragen zu beantworten. Und Nachtigal folgert: "Woher soll da das Verständniss für civilisatorische Reformen kommen?"[2]
Dagegen sei der Araber außerordentlich im Historischen verwurzelt. Der Stolz auf die Ahnenreihe, das weitgefächerte Herkommen verhindere ein Versacken im bloß Gegenwärtigen. Des weiteren billigt Nachtigal dem Islam eine außerordentlich katalysatorische[3] Wirkung zu; der Islam habe das partikulare Stämmechaos Afrikas zu staatlicher Einheit gestrafft.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 639

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 26

3 So spricht Nachtigal vom Islam als dem "äußeren Moment, das die ursprüngliche Natur der Teda am durchgreifendsten hätte umgestalten können,..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 444

Die zusammenfassende, auf einen Punkt konzentrierende Kraft des Islam habe die staatspolitische Geographie Afrikas entschieden geklärt. So könne die Grenze zwischen mohammedanischen Staatswesen leicht festgestellt werden.[1] Der Islam begünstige eine überschaubare, zentralisierte Verwaltung; er löse die Stammessonderungen auf und mische die verschiedensten Bevölkerungselemente miteinander.[2] Ganz allgemein hebe der Islam die gesellschaftliche Gesittung.[3]
Nachtigal preist deshalb die wohltätig-weltmännisch aufschließende Wirkung der arabischen Universalkultur auf den Charakter des Einzelmenschen.[4]
Die vergeistigende Wirkung dieser Religion auf ihren Bekenner hat auch Munzinger erkannt, der in einer Notiz folgende Beobachtung festhält: "Die Djalin haben sich von allen afrikanischen Arabern am besten erhalten; sie haben viel Freude am Studium... So habe ich noch viele gefunden, die nicht so ganz in dem afrikanischen Materialismus versunken sind."[5]

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 381
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 392
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 392
4 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 638
5 W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 565

2.3.9.3 Gebrechen der islamischen Religiosität: Formalismus, Antagonismus und Scholastizismus

Nachtigal hat des öfteren versucht, Muslime auf Gemeinsamkeiten von Christentum und Islam hinzuweisen. Das ausgeprägte Konfliktdenken des Islam, sein kriegerisches Ethos, hat Nachtigal oft bedrückt.[1] Harte Worte hat er auch gefunden über Formalismus und Scheinwesen der islamischen Religion, die gänzlich ihre eigentliche Aufgabe verfehle: die sittliche Veredelung des Menschen.[2] Ein ganzer Abend, so Nachtigal, sei einmal über der Diskussion hingegangen, wieviel Millionen größerer und kleinerer Propheten Allah seit der Schöpfung der Welt zu den Menschen geschickt habe. Nicht minder begeistert habe man sich dann über die Frage gestürzt, wer von den Millionen Propheten zu den großen oder zu den kleinen zu rechnen sei.

---

1 "Ich sehnte mich nach Frieden und heimischen Zuständen und war meiner Begleiter, die aus der Religion die Berechtigung zu Raub und Mord herleiten zu dürfen glaubten, ebenso satt als ihrer Opfer..."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 640

2 "Ich ließ mich wie immer auf diese religiöse Unterhaltung ein, suchte meiner Zuhörerschaft das Gleichartige, was in ihrem und meinem Bekenntnisse bestehe, zum Bewußtsein zu bringen, Grund und Zweck aller Religion klar zu machen, und zeigte ihnen die Hohlheit ihres Formenwesens, das sich mit dem Schein begnüge und über ihm das Wesentliche, die Veredelung des Menschen vergesse."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 268

2.4 Der Osmane in Nordostafrika

Wer über die Erschließung Afrikas berichtet, erzählt sehr viel von Europäern und Amerikanern, wenig von den Arabern, gar nichts von den Türken. Wiewohl deren Eindringen in den ägyptischen Raum seit Beginn der Neuzeit die Entschleierung Afrikas nicht unwesentlich bestimmt hat. Anfänglich durchaus negativ, mehr als ein Sperriegel, dann, ab 1830, fördernd, einladend, Trassen schlagend für europäische Forscherneugier und europäischen Handelsgeist. Sodaß der Europäer, der sich mit Afrika einlassen wollte, sich zuallererst mit dem Osmanen auseinanderzusetzen hatte.
Nun ist der Türke dem Europäer ein alter Bekannter. Die Österreicher, Deutschen, Osteuropäer vornehmlich hatten seinem zähen Angriffsgeist von 1500 bis 1683 zu widerstehen; dann zog sie der weichende Feind tief hinein in seine einstigen Areale: Balkan, Schwarzmeerküste, Kaukasus, unabsehbare Konflikträume hinterlassend bis 1914. Wobei sich gerade für Österreich die Front- und Feindlage mählich verschob: der Altgegner Türkei wandelte sich allmählich zum Verbündeten, zum Partner. Serbien und Rußland gerieten zum gefährlichen Mitbewerber um die neuzuverteilende Türkenbeute.
Ein derart wechselreiches Mit- und Gegeneinander hat ein nicht minder komplexes Türkenbild erzeugen müssen. Wohl ist dieses Bild türkischen Wesens, gespiegelt im Deutschen, noch nicht historisch analysiert und beschrieben worden, doch wir dürfen vermuten, daß sich darin Elemente alter Furcht, alten Vorurteils mit neuen Erfahrungen mischen, Erfahrungen eines neuen, ägyp-

tischen Osmanentums, das erstmals dem anbrandenden Europäismus sich entgegenstemmt mit Reform, Aneignung, Modernisierung. Derart, daß in Nordostafrika der Deutsche den ersten Versuchen begegnet, die europäische Überlegenheit nicht als Fatum und Kismet hinzunehmen - wie der Asiate überhaupt viel weniger schicksalshörig ist, als europäische Mythologen das glauben machen wollen - diese Herausforderung vielmehr mit eigener Anstrengung zu beantworten: Wiedergeburt Nordostafrikas aus dem Osmanismus und sich selbst. Wiedergeburt auch des Islam unter Einschluß westlicher Neuerungen.

2.4.1 Anton von Prokesch-Osten

2.4.1.1 Weltmännische Haltung des Türken; welthistorische Bedeutung des Osmanentums in Afrika

Prokesch begegnet dem Türken in Gestalt von Offizieren und Verwaltungsbeamten, gastfreundliche, großzügige Gestalten, die zu repräsentieren verstehen.[1] Die Feldzüge haben sie weit im Sudan und in Arabien herumgeführt, und die Charakteristika, Sitten und Gebräuche der dortigen Völker sind an ihnen nicht spurlos abgeglitten.

---

1 "Abdyn-Kascheff gab uns ein Mal, wobei alle Aufrichtigkeit und Heiterkeit alter Gastfreundschaft herrschten... Uns setzte er Bordeaux vor, trank aber selbst nur Wasser. Er erzählte uns seine Feldzüge gegen die Schwarzen..., voll ansprechender Bemerkungen über Länder, Sitten... der Völker."
A. v. Prokesch-Osten, Erinn. a. Ägypt. u. Kleinas., Bd.I, S. 120

Die historische Bedeutung des Osmanentums sieht Prokesch darin, daß der Türke seit Selim dem Eroberer Ägypten eng mit Vorderasien verbunden hat, Ägyptens Welthandelsstellung neu gefestigt und die abgerissenen Kontakte mit Zentralafrika wieder geknüpft hat. Die Türken haben eine wirksame Zentralverwaltung errichtet, die die Feudalanarchie der Mamluken beendet hat. Das Türkentum hat demnach ein nationales, geschlossenes Ägypten gebaut, das verhängnisvolle Gegeneinander der einzelnen Volksgruppen versöhnt.[1] Wobei Prokesch die eindeutige Führerstellung des Osmanentums vermerkt.[2] Durchgängig erscheint der Türke als der Preuße des Orients, als Repräsentant eines leitenden, organisierenden, befehlenden Staatsvolkes.

---

1 "..., daß Mehmed-Ali ein nationales Heer gegründet und zum erstenmale seit der Eroberung Ägyptens durch die Türken ein Türke seine Macht in die Hände der Araber selbst gelegt hat." A. v. Prokesch-Osten, Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, Bd. II, S. 204

2 A. v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 223f.

2.4.2 Eduard Rüppell

2.4.2.1 Verwüstende Wirkung des Türkentums in Nordostafrika

Sieht Prokesch im Osmanentum wesentlich ein ordnendes, planendes Element, so wertet Rüppell das Auftreten der Türken, vornehmlich in Nubien, als destruktiven Einschlag in alte organisch gebildete Verhältnisse.[1] So hätten die Beschlagnahmungen des Militärs den alten Viehstamm zerstört,[2] der straffe, bürokratisch gesteuerte Handelsmonopolismus lasse den kärglichen Handel der sudanischen Nordländer Kordofan, Sennaar und Darfur gänzlich darniederliegen.
An den türkischen Militärbeamten erkennt Rüppell keinerlei Befähigung, vielmehr Gutdünken und Willkür. Besonders verderblich auf die Wirtschaft des Landes wirke sich die Regellosigkeit der Abgaben aus.[3] Jeder türkische Statthalter versorge sich dazu noch mit Reichtümern, die er seinen Untertanen abgepreßt habe.
Auch organisierten die türkischen Beamten Sklavenraubzüge[4] im Kordofan.

---

1 "Die interessanten alterthümlichen Ruinen bei Gebel Barkal und Nouri sind Zeugen des einstigen blühenden Zustandes dieser Provinz... der zum Emporkommen nichts mangelt, als eine anpassende, consolidirte Regierungsform, die nicht Tyrannei, sondern das Wohl der Unterthanen vor Augen hat."
E. Rüppell, Reisen i. Nub., Kord. u. d. petr. Arab., S. 18

2 E. Rüppell, a.a.O., S. 38

3 E. Rüppell, a.a.O., S. 137

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 110

2.4.3 Josef Russegger

2.4.3.1 Labile Gemütslage des Türken

Gleich zu Anfang eine Feststellung Russeggers, die an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig läßt: "Der Türke ist ein Klotz."[1] Hastig hingeklatschte Kulturtünche aus Europa habe aus dem Türken ein Durchkreuzungsfeld chaotisch wirbelnder Einflüsse gemacht. So bemängelt Russegger an Mochdar-Bey, dem ägyptischen Kultusminister, die Unausgegorenheit seiner gedanklichen Vorstellungen, die Maische aus "früher nie gehörten und später nie verstandenen Dingen."[2]
Wie überhaupt Russegger jede Europäisierung der Türken als eine Apostasie vom Ureigensten brandmarkt, darin den schleichenden Niedergang des Osmanismus ahnt.[3] Nie und nimmer vereinige sich Türken- und Europäertum zu einem festen Amalgam, im Gegenteil: der Osmane verliere im wahrsten Wortsinne seine "Orient-ierung", "sieht alles durcheinander."[4]
Dazu ermangele es ihm an schöpferischer Begabung, eine zugestandene Kavaliershaftigkeit könne über diesen Mangel nicht hinwegtäuschen.[5]

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd.I, S. 119
2 J. Russegger, a.a.O., S. 151
3 Bezüglich Achmed-Pascha: "Orientalische Originalität"; denn: "Keine mißverstandene Civilisation hat an ihm gestümpert, er ist Türke geblieben,..."
J. Russegger, a.a.O., S. 151
4 J. Russegger, a.a.O., S. 311
5 J. Russegger, a.a.O., S. 311

Verderblich sei auch die Abkehr vom alten Patriarchalismus der Sultane,ersetzt durch Formen, die dem Türken zuinnerst zuwider seien.[1]
Der Türke wird allenfalls noch hingenommen, wenn er - was immer das sei - von "altem Schrot und Korn" ist.

---

1 "Seine Sultane haben ihre mehr patriarchalische Stellung aus dem Auge verloren, die einzige die der Nation, wie sie ist, angemessen wäre; sie haben sich aus den Reihen des Volkes weg hinter Formen geflüchtet und mit Formen umgeben, die der Natur des Türken zuwider sind..."
J. Russegger, a.a.O., S. 311

2.4.3.2 Grundgebrechen osmanischen Beamtentums; mangelndes staatsbürgerliches Ethos

Was die türkische Verwaltungsgebarung in Ägypten weiterhin so willkürlich und irrational[1] gestalte, das seien einmal die Haremserziehung[2] der Knaben und der blinde Autoritarismus der "Hadith"[3], der Überlieferung. Sodaß im gereiften Osmanen Willkür[4] und Intrigenlust mit starrem Vorschriftenritualismus[5] ein hochgefährliches Gemisch eingegangen seien. Durchgängig überwuchere die Form das Wesen.[6]

---

1 "Es war eine ächt türkische, halb komische, halb ärgerliche Scene und ein getreues Abbild en miniature, welchen Verlauf Untersuchungen, die Kenntnisse, Fleiß und Ausdauer erfordern, in solchen Händen nehmen, wenn nicht zugleich ein Impuls von oben kategorisch und ordnend eingreift."
J. Russegger, Reisen i. Europa, Asien u. Afrika, Bd. II/2, S. 561

2 J. Russegger, a.a.O., S. 638

3 J. Russegger, Reisen i. Europa, Asien u. Afrika, Bd. I, S. 321

4 "Abhängigkeit vom Eindruck des Momentes"
J. Russegger, a.a.O., S. 321

5 "Der Renegat Soliman-Effendi,..., verweigerte mir die Auslieferung derselben (erg.: Werkzeuge) unter dem Vorwande, daß er allerdings den Befehl habe, diese Gegenstände für uns anfertigen zu lassen, nicht aber den, sie uns auszuliefern."
J. Russegger, a.a.O., S. 183

6 J. Russegger, a.a.O., S. 171: "...man kultiviert, ohne kultiviert zu sein,..."
J. Russegger, a.a.O., S. 321

Überhaupt fehle dem Türken das Gespür für die Bedeutung des Volkes; seine überspannte Staatsanbetung[1] verkenne, daß die Bevölkerung und ihre Arbeit letztes organisierendes Bindeglied der Gemeinschaft sei. Unfug sei es deshalb, der Bevölkerung von Staats wegen Bereiche zuzuweisen, die die Natur ihr versagt habe.[2] Die Unzulänglichkeit[3] des türkischen Beamten ist für Russegger offenbar. Sie wurzle auch in einer verfehlten Elementarerziehung.[4] Hörsäle und Akademien könnten niemals gediegene Bürgerschulen ersetzen. In diesem Mangel liege das "Geheimnis der gänzlich verfehlten Civilisation des Orients."[5]

---

1 "Der Vicekönig konnte als Türke die Idee nicht fassen, daß dergleichen industrielle Unternehmungen, wie Fabriken..., vom Volke ausgehen müssen, daß die Regierung dabei keine andere Rolle spielen soll, als ermunternd, die Interessen fördernd, die Freiheit des Verkehrs aufrechterhaltend."
J. Russegger, a.a.O., S. 338

2 "...daß er,..., das Volk nicht aus jener Sphäre hätte herausreißen sollen, die ihm die Natur angewiesen hat, und die ist: der Ackerbau."
J. Russegger, a.a.O., S. 338

3 Bürokratische Verzögerungen: "Um z.B. im Arsenale ein Stück Tannenholz in 15 Zoll Länge... zu erhalten, mußte ich 6 volle Tage warten, bis das letzte Teskereh an den ausgefertigt war, der dasselbe vom Stamm abzuschneiden hatte."
J. Russegger, Reisen i. Europa, Asien u. Afrika, Bd. II/3, S. 103

4 "Ein Licht, das wohlthätig auf die Umgebung strahlen soll, muß sich nothwendigerweise von innen heraus entwickeln, und das kann nur durch Erziehung geschehen,..."
J. Russegger, Reisen i. Europa, Asien u. Afrika, Bd. II/2, S. 638

5 J. Russegger, a.a.O., S. 638

Keinerlei staatsbürgerliche Erziehung[1] lege Axt an den Wildwuchs von Nachlässigkeit und Bestechlichkeit, Knechtsseligkeit und Fanatismus paßten nicht in die Zeit der Ratio.
Der tiefverwurzelte Sklavensinn,[2] der Emotionalismus des Glaubens wie der Psyche, die gefährliche Neigung türkischer Beamter zu bewußtseinstrübenden Drogen, das müsse sich von innen heraus klären zu Humanität, Kultur, Verantwortung.[3]

---

1 "Indolenz einerseits und Betrug andererseits sind tief eingewurzelt und sind in dem gänzlichen Mangel einer humanen, staatsbürgerlichen Erziehung begründet."
J. Russegger, a.a.O., S. 638

2 J. Russegger, a.a.O., S. 638

3 "Der rohe Sclave, der zur Macht gelangt, der verdummte Zögling eines Harems, der glaubenswüthende Saracene, passen recht gut in eine ritterliche Zeit,..."
J. Russegger, a.a.O., S. 638

2.4.4 Hermann von Pückler-Muskau

2.4.4.1 Rangbewußtsein des Türken

Der Türke konnte es damals dem Europäer nur schwer rechtmachen. Sollte nach Russegger der Türke sich jeden religiösen Fanatismus entschlagen, so ironisiert Pückler solche Bemühungen als eine voltairische Periode der Türken.
Der Aristokrat von Pückler weiß aber das Rangbewußtsein der Osmanen außerordentlich zu schätzen; er würdigt den türkischen Feinsinn für Distinktionen und Zeremonien. Trotzdem stellt Pückler den Türken eine düstere Diagnose: mit Recht dürfe man sie eine abgestorbene Nation nennen, deren Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt sei.

2.4.5 Richard Lepsius

2.4.5.1 Entschiedene Ausgeprägtheit des türkischen Charakters; geringe Aufgeschlossenheit

Das herrscherliche Türkentum mag im Preußen Lepsius eine verwandte Saite berührt haben. Lepsius bemüht sich um ein ausgewogenes Urteil. So bescheinigt er dem Türken eine natürliche Herrschergabe.[1] Der Osmane zeichne sich aus durch Ruhe, Kaltblütigkeit, Zurückhaltung und Willensenergie. Er sei das Erzeugnis einer Erziehung, die den Heranwachsenden an den Schleifstein strengster Etikette presse, die dem Verhalten das weltmännische Arom von Reserve und schwereloser Höflichkeit[2] verleihe.
Dem stünden freilich bedenkliche Mängel entgegen. So vermerkt Lepsius die "angeborene Verachtung"[3] gegenüber allem Nichttürkischen, dann ein provinziell-kriegermäßiges Vorurteil gegen

---

1 "Es mag wenige Völker geben, die soviel Anlage zum Herrschen haben, wie die Türken, die wir uns doch oft als halbe Barbaren, roh und formlos zu denken pflegen."
R. Lepsius, Briefe a. Ägypt., Aethiop. u. d. Halbins. Sinai, S. 71

2 "Bei den vornehmen Türken, die alle von Kind auf in ihren Familien durch die Schule der strengsten Etikette gegangen sind, ist diese äußere Haltung mit dem Scheine überlegter, diese reservirte stolze und in feinen Formen sich leicht bewegende Höflichkeit nur in höherem Grade vorhanden."
R. Lepsius, a.a.O., S. 71

3 R. Lepsius, a.a.O., S. 71

das "Übergewicht höherer geistiger Bildung und Civilisation"[1]. Beides verschließe den Osmanen gegenüber allen Arten rational-geistiger Beeinflussung, wie etwa "Güte, Rücksicht, Demonstration, Entrüstung"[2]. Derlei nehme der Osmane als Anzeichen von Schwäche. Deshalb habe sich der Europäer mit äußerster Kälte zu panzern und schneidendste Bestimmtheit walten zu lassen, wenn er sich mit dem Türken einlasse.[3]

---

1 R. Lepsius, a.a.O., S. 71

2 R. Lepsius, a.a.O., S. 71

3 "Nur die größte Zurückhaltung und ausgesuchteste Höflichkeit den Großen, oder vornehme Behandlung und kategorischem Befehle den Geringeren gegenüber kommen hier zum Ziele." R. Lepsius, a.a.O., S. 71

2.4.6 Werner Munzinger

2.4.6.1 Nationalbewußtsein des Türken

Ganz allgemein vermerkt Munzinger bei dem Türken ein nationales Selbstgefühl, entsprechend den nationalistischen Bewegungen in Italien und Deutschland. Der Traditionalismus begünstige den Türken in Afrika gegenüber dem neuerungssüchtigen Europäer, der auf den Afrikaner abstoßend wirke.

2.4.7 Theodor von Heuglin

2.4.7.1 Wirtschaftliche Zerstörung des Sudan durch türkisches Mißregiment

Ein überaus düsteres Bild der türkischen Herrschaft in Sennaar: wo ein Türke den Fuß hinsetze, wachse kein Gras mehr. Seine hemmungslose Ausbeutung verwandle den Sudan in eine Wüste.
Die Bevölkerung fliehe wegen des Steuerdruckes, der der Militärausgaben wegen immer stärker laste. Heuglin beobachtet eine allgemeine Nord-Südbewegung der Bevölkerung. Die Preisinflation betrage 200% bis 300%. Der Ackerbau verfalle, da die Feldsklaven als Soldaten angeworben würden. Die Regierung vernachlässige den Getreidebau zugunsten der Baumwolle. Dem deshalb wieder einreissenden Nomadismus suche man durch Schollenpflichtigkeit zu steuern.

2.4.8 Georg Schweinfurth

2.4.8.1 Die Verwüstung des Sudan durch den Türken

Schweinfurth zeigt am Türken den völligen Mangel an schöpferischer und aufbauender Geduld. Der Türke lasse kein Projekt ausreifen, seine Wünsche eilten seinem Vermögen voraus.
Verheerend sei auch seine Verwüstungstätigkeit für die zentralafrikanischen Stämme, deren Bildungsfähigkeit von den Türken zertrampelt werde, denn: auf ihren Fußspuren wachse kein Gras mehr. Überhaupt zählt Schweinfurth die Türken unter die passiven Völker, die der Arbeit entfremdet seien.

2.4.9 Gustav Nachtigal

2.4.9.1 Geringe Tauglichkeit des türkischen Beamten

Nachtigal lernt die Türken vornehmlich im weltverlorenen Außenposten des Paschaliks Fezzan kennen.
Die Türken versagten in ihren Bemühungen, dieses Saharaland zu kultivieren.[1] Dem türkischen Beamten mangle es auch an Pflichtgefühl und Menschenliebe.[2] Stattdessen strebe der osmanische Administrator nach baldiger Versetzung und schiebe die kargen Erträgnisse des Paschaliks in die eigene Tasche.
Vetternwirtschaft, übergroße Selbständigkeit, die in Willkür ausarte, verdürben den Geist türkischer Verwaltung.

---

1 "Anstatt einen mit dem Wohl und Wehe des Landes eng verwachsenen Eingeborenen oder wenigstens einen Araber (bezw. Berber), ..., für diesen Posten zu wählen, erscheint meistens ein Türke, der seine Erfahrungen in den Bureaux der ottomanischen Hauptstadt oder in der Verwaltung fern liegender asiatischer oder europäischer Districte gesammelt hat,..."
"... beschleunigt den Verfall des ihm anvertrauten Landes..."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 176

2 "Pflichtgefühl und Liebe zum Menschen sind selbst im besseren Türken nicht stark genug, um ihn mit Freudigkeit und Hingebung an dem Gedeihen eines Landes arbeiten zu lassen, dessen... Vergnügen und Erholungen sich auf die primitivsten sinnlichen Genüsse beschränken."
G. Nachtigal. a.a.O., S. 176

Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse verdamme alle Verwaltungsanstrengungen zur Wirkungslosigkeit.
So verkomme ein Teil Afrikas, der unter sachkundiger Pflege ein zivilisatorisch ausstrahlender Kern sein könnte.[1]
Immerhin erkennt Nachtigal an, daß die Türken den Sudan befriedet und somit Reisen erst ermöglicht hätten.

---

1 "Unter einer gerechten, einsichtsvollen und energischen Regierung könnte dieser so tief ins Innere Afrikas vorgeschobene Keil der Ausgangspunkt der Civilisation... werden, und einen heilsamen Einfluß auf die mohammedanischen Negerreiche des nördlichen Centralafrika ausüben. Leider sind die Türken dieser Aufgabe nicht gewachsen."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 178

2.5 Mohammed-Ali - Wiedererwecker des Niltales und Beispiel nordostafrikanischer Staatsgestaltung

Der Albanier Mohammed-Ali hat ein langes und bedeutendes Leben gehabt von 1769 bis 1849, umgreifend also die Ära des ausklingenden Absolutismus, bis hinein in die Epoche der Nationalstaaten und Revolutionen. Wiewohl eingeschlossen in den statischeren Wirkkreis des Osmanischen Reiches, hat Mohammed-Ali diese Wandlungen wohl erfahren und sie selbst in nicht geringem Maße beschleunigt. Selbst Absolutist von reinstem Wasser, hat er die Allgewalt des Sultans von Konstantinopel angegriffen. Er hat die Provinz Ägypten aus dem osmanischen Reich de facto herausgebrochen, hat tief in die Sudanländer ausgegriffen, mit der Gründung Chartums den Keim des modernen Staates Sudan gelegt, und für reiselustige Europäer eine Startbasis ersten Ranges. Seine Wirksamkeit hat das Niltal als innerafrikanischen Stichkanal ausgebaut.
Die Publizistik Europas hat sich mit diesem Manne eindringlich auseinandergesetzt. Sein Bild blieb stets schwankend. Man lobte ihn ob seines europafreundlichen Modernismus und schmähte ihn gleichzeitig dafür, instinktiv ahnend, daß diese energische Reformierung Ägyptens letztlich gegen Europa gerichtet sein könnte. So bedauerten die einen, daß er nicht mehr Türke alten Zuschnitts sei, und die anderen sahen ihn scheel an ob der vielen asiatischen Einschlüsse in der neueuropäischen Glasur. Es bleibt das faszinierende Bild eines Mannes, der Europas Herausforderung als erster der nichteuropäischen Welt angenommen hat: vor dem Japan des Meiji-Kaisertums, vor der Türkei Atatürks, vor dem China Sun-Yat-Sens und Mao-Tse-Tungs, vor dem Vietnam Ho-Tschi-Minhs.

2.5.1 Anton von Prokesch-Osten

2.5.1.1 Mohammed-Ali, seine Bedeutung, sein Wesen

Von Prokesch-Osten preist Mohammed-Ali als den Manne, dessen ordnende Autorität die Bereisung Nubiens und Dongolas erst ermöglicht habe. Der Anbau von Baumwolle sei von Mohammed-Ali eingeführt worden, was dem Land Arbeit und Kleidung gewährte.[1] Prokesch charakterisiert den Nilherren als einfach, streng und freundlich zugleich; der Blick funkle von Leben; Wißbegierde atme jeder Gestus; unzählige Projekte würden erwogen; Da sollen Sennaar und Kordofan belebt werden, die Katarakte für die Schifffahrt gebändigt werden;[2] Ägypten mit neuen Getreide- und Baumarten bedacht sein. Denn Mohammed-Alis ökonomischer Leitsatz laute: ohne Landbau kein Handel, ohne Handel kein Landbau, ohne Flotte kein Handel.

---

1 "Da jedoch die Pflanzung der Baumwolle erst durch den Vizekönig eingeführt wurde, dieser für den Kantar roher Baumwolle dem Fellah in Nubien 125 - 140 Piaster zahlt, die Spinnereien Volk ernähren und die darin erzeugten Stoffe dem Landbewohner wohlfeiler zu stehen kommen,..., so ist der Anbau der Baumwolle als ein wirklicher Vorteil für das Land selbst zu betrachten."
A. v. Prokesch-Osten, Land zwischen den Katarakten des Nils, S. 46

2 A. v. Prokesch-Osten, Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, Bd. I, S. 205f.

2.5.1.2 Das moderne Ägypten: Verwaltungsstruktur, wirtschaftspolitische Ziele und Prinzipien

Prokesch entwirft ein genaues Planbild ägyptischer Verwaltungsarchitektur. Das Land selbst sei in 24 Bezirke, sog. Nazirschaften, eingeteilt, was die Beaufsichtigung der Fabriken erleichtern solle.[1] Ein sogenannter Nazir beaufsichtige die öffentliche wie wirtschaftliche Ordnung des Bezirks.[2] Der Nazir unterstehe dem sogenannten Staatsrat, der die Weisungen des Vizekönigs weiterleite. Neben dem Nazir wirkten ein Mübaschir (Finanzen) und ein Kascheff (Polizei).[3]

---

1 A. von Prokesch-Osten, Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien, Bd. II, S. 105

2 "Der Nazir (erg.: = Bey) ist mit der Polizei, mit der Ausmessung und Vertheilung des Grundes, mit der Aufsicht über den Anbau und über die Pflege der Felder, mit der Erhebung der Abgaben und Steuern beauftragt. Er hat für die Reinigung der Kanäle, für die Errichtung oder Ausbesserung der Kanäle zu sorgen."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 105ff.

3 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 109

In der Zentrale in Kairo liefen die Fäden von Polizei, Justiz, Kriegswesen und auswärtigen Angelegenheiten[1] in eigenen Ministerien zusammen. Grundsätzlich würden alle Verwaltungszweige europäischen Mustern angeglichen; solange dieser Prozeß nicht abgeschlossen sei, herrsche in den obersten Verwaltungsrängen ein ewiges Umbauen und Umstellen.[2]

---

1 Interessant die Bemerkung Prokeschs, daß das Ressort Kriegswesen einem Mingrelier (=Kaukasier), der Bereich Auswärtiges einem Armenier übertragen war.
Anmerk. d. Verf.:
Die Kaukasier galten stets als ein tapferer und kriegerischer Menschenschlag; ich vermute, daß die Verwendung eines armenischen Christen als Außenminister von zwei Gründen herrühren könnte: einmal kennt der strenggläubige Muslim keinerlei vertraglich-rechtliche Vereinbarungen mit einem Christen, zum anderen lieben es muslimische Staaten, eventuell ungünstige Vereinbarungen mit abendländischen Staaten von christlichen Ministern verantworten zu lassen.

2 "Es ist ein beständiges Trachten und Vorschreiten zur Annäherung an europäische Systeme sichtbar."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 113ff.

Nach Prokesch ist allein die Rechtsgebarung, "auf das Innigste mit dem Koran verflochten und aus demselben abgewandelt"[1], relativ eigenwüchsig geblieben. Doch habe daran Mohammed-Ali ebenfalls die Axt angelegt: 1826 wurde der Code Napoléon ins Türkische und Arabische übersetzt.
Mohammed-Ali verkehre mit seinen Untergebenen unmittelbar. Prokesch wertet diese Eigentümlichkeit als patriarchalisch.[2]
Was ist nun das Grundelement der Herrschaft Mohammed-Alis? Nach Prokesch ist es "die Verwandlung alles Grundbesitzes in Staatseigenthum."[3] Diese Maßregel habe "die Wiedergeburt Ägyptens" eingeleitet.[4] Prokesch tadelt, daß diese Reform von sogenannten Sachwaltern der Philanthropie befehdet worden ist, während doch keine in ihrem Wesen menschenfreundlicher sei als diese.[5]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 113ff., fügt aber hinzu: "Im April 1826 ließ Mehmed-Ali die Übersetzung des Code Napoléon ins Türkische udn Arabische besorgen. Er befahl bald darauf, die Anwendung des code de commerce und gab ihm Gesetzeskraft in Streitsachen."

2 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 125f.

3 "Die Verwandlung alles Grundbesitzes in Staatseigenthum oder Domänenbesitz ist die breite Basis, worauf der ganze Bau Mehmed-Alis ruht."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

4 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

5 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

Jeglicher wirtschaftliche Individualismus wäre ein "amerikanisches Kleidungsstück"[1], das Ägypten nicht passe.
"Die vereinzelte Thätigkeit" und "das vereinzelte Opfer"[2] versickerten in Ägypten wirkungslos. Allein ein für ein und denselben Zweck vereinigter Aufwand, allein kollektive Anstrengungen trügen Frucht. Die "Natur"[3] habe diesem Lande diese Form der Verwaltung vorgezeichnet. Und Prokesch folgert: die Regierung ist der alleinige Grundeigentümer, der Bauer ist im Grunde "besoldeter Arbeiter" und "Grundpächter"[4].

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

2 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

3 "Ein Land, dem die vereinzelte Thätigkeit und die vereinzelten Opfer nichts abzwingen und das durch den zu demselben Zwecke vereinigten, geregelt für das Ganze verwendeten Aufwand alles wird: dem ist von der Natur die Verwaltung vorgezeichnet, die ihm am besten bekommt."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 116f.

4 "Die Aufmunterung, welche aus dem sicheren Verkauf der Erzeugnisse... sich unfehlbar ergeben soll,...., ist zum Theile noch durch den Geldmangel in den vizeköniglichen Cassen in seiner heilsamen Wirkung gelähmt."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 117

2.5.1.3 Die Rolle der Baumwolle in Ägypten

Ziel der Wirtschaftspolitik sei die Selbstversorgung im agrarwirtschaftlichen Bereich. Importe sollten dann von gewinnträchtigen Exporten abgelöst werden. Vor allem Baumwolle solle ausgeführt werden, wobei der Hauptexporteur die Regierung sei. Der Fellah habe deshalb die gesamte Baumwollernte an die Staatsmagazine abzuliefern. [1] Der Vergütungspreis dafür werde oft genug als Ersatz schuldig gebliebener Steuern einbehalten;[2] ansonsten gelangten die Überweisungen so langsam und in immer geringeren Beträgen an den Bauern, daß gärende Unzufriedenheit herrsche. Prokesch tröstet sich, daß Unruhen wie deren Ursachen nur vorübergehend sein können. Der garantierte Aufkauf sei zweckmäßig, von Übel sei allein die Finanznot des Staates.

2.5.1.4 Probleme und Mißstände

Woher solle nun die garantierte Bezahlung kommen, woher der sichere Erlös für die vom Staat garantierten Ertragsabnahmen, wenn in den vizeköniglichen Kassen äußerste Kapitalnot herrsche? Die Folgen seien Notverkäufe der Fellachen von Vieh und Werkzeug, um die Grundsteuer zu bezahlen.[3]

---

1 "Der Fellah darf nicht den geringsten Theil der Ernte für seine Bedürfnisse oder zu seinem Gewinne verwenden."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 143

2 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 143f.

3 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 122

Überhaupt die Steuern: Dattelbäume wie Hausbesitz werden besteuert, und das ohne Grenze nach oben. Doch glaubt Prokesch nicht, daß diese Mißstände im System lägen; Zeitumstände außerordentlicher Art seien dafür verantwortlich, so die Verstrickung Ägyptens in den Krieg mit den hellenischen Rebellen.[1]

2.5.1.5 Handelsgeographische Vorzüge Ägyptens

Nach dem Urteil Prokeschs wächst der ägyptische Handel wieder in alte,von der Geographie zugewiesene Positionen.[2] Ägypten verknüpfe die Pontusländer mit Arabien. Ägypten versorge die heiligen Orte Arabiens mit Getreide, gemäß einer Vereinbarung Selims des Eroberers.[3]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 122

2 "Ägypten war in vergangenen Jahrhunderten der Mittelpunct eines großen Handels. Es ist auf dem Wege, dieß wieder zu werden. Der Platz, den es auf dem Globus einnimmt, bestimmt es hierzu." A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 148

3 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 157
Ansonsten zählt Prokesch folgende Exportgüter auf:
"Alterthümer, Feldfrüchte, Baumwolle, Elfenbein, Zucker, Tabak;"
Importe: Waffen Roherze, Textilien, Bauholz, Takelwerk, Pech, Harze.
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 149ff.

2.5.1.6 Das ägyptische Fabrikwesen: Probleme und Aussichten

Nach Prokesch wird der Aufbau von Fabriken am meisten diskutiert, getadelt und bekämpft.[1]
Auch im Industriegüterbereich wolle Ägypten auf europäische Einfuhren verzichten. Vornehmlich Tuche für die Armee würden in Ägypten erzeugt, auch sei der Fellache gezwungen, Fabrikleinen zu beziehen.[2] Die Güte der Erzeugnisse sei ungleich.
Prokesch gesteht ein, daß die hohen Investitionsausgaben sich noch nicht bezahlt gemacht hätten. Die Unterhaltskosten verschlängen zuviel Gewinn.[3] Die Aussichten der neuen Fabrikanlagen seien beschränkt, der Verfall drohe. Aber Export nach Übersee sei gar nicht geplant, Mohammed-Ali wolle allein den Inlandbedarf decken. Vornehmlich den Einfuhren indischer Tafte und bengalischer Stoffe solle energisch gesteuert werden.[4]
Dennoch: viele aus England und Frankreich eingeführte Maschinen verrosteten in den Magazinen von Alexandria. Die Getriebe würden verschleißen, da die unregelmäßige Antriebskraft der Zugochsen das Material schädige.[5]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 172
2 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 186
3 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 192
4 "Die indischen Taffte, einst in Ägypten so gesucht, haben aufgehört, es zu seyn, seit die eigenen Fabriken ähnliche Waare liefern."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 195f.
5 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 196f.

Ein gewichtiger Vorteil: das Rohmaterial Baumwolle werde sehr preisgünstig aufgekauft, die Arbeitslöhne seien denkbar niedrig.[1] Doch kranke auch das staatsmonopolistische Aufkaufsystem an der Devisennot des Staates.
Freilich sei eine Bevölkerung von drei Millionen nicht zahlreich genug, um ausreichenden Überschuß der Bauernbevölkerung in die Industrie zu leiten. Gerade deshalb, so Prokesch, könne eine Mechanisierung der Arbeit Ägypten nur Vorteile bieten - sehr im Gegensatz zu Ländern mit hohen Bevölkerungsüberschüssen.
Aber Prokesch folgert: trotz aller Engpässe fände der Reisende geordnete Verhältnisse und ausreichende Nahrungsversorgung.[2]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 197

2 "Ich erwartete verlassene Dörfer, versäumte Felder, nackte Unglückliche mit der Waffe in der Hand.... Ich fand reiche Dörfer, reiche Fluren, ein Rühren und Treiben während des Tages, Musik und Tanz des Abends, Wohlfeilheit der ersten Bedürfnisse, Ruhe und vollste Sicherheit für den Reisenden." A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 202

2.5.1.7 Das ägyptische Heereswesen; seine gesellschaftspolitische und erzieherische Rolle

Die Mamelukenära habe den Aufbau einer nationalen Armee versäumt. Erst der Einfall der Europäer (1799 - 1806) habe Mameluken, Beduinen und Türken zum gemeinsamen Widerstand vereinigt.[1]
Der Türke Mohammed-Ali habe mittels eines nationalen Heeres sein Schicksal in die Hände der Araber selbst gelegt.[2]
Die Truppen kampierten in umwallten Lagern, außerhalb hausten die Familien. Die europäische Idee des zölibatären Soldaten, so Prokesch, wäre dem Ägypter niemals aufzudrängen.[3]
Das Rekrutierungssystem kranke an Unordnung und Willkür.[4]
Vornehmlich Sudanneger stellten das stehende Heer; der Fellah dünkte dem Großherrn als ein zu weicher Stoff gegenüber dem "entschlosseneren" und "männlicheren" Schwarzen.[5]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 203

2 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 204

3 "Die Armee würde nicht zu halten seyn, wenn der Vicekönig dem Soldaten die europäische Idee aufzwingen wollte, daß derselbe alle Familienbande lösen und die natürlichste Bestimmung, diejenige nämlich, Gatte und Vater zu seyn, zum Opfer bringen müsse."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 207f.

4 "Die Schwarzen werden entweder gekauft oder aus den eroberten Ländern des Südens eingebracht."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 209

5 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 209

Den Sold zahle man unregelmäßig aus, besonders an die Unteroffiziere; im damals ägyptischen Hedschas und im Sudan erhielten die Soldaten ihre Löhnung zu zwei Dritteln in Naturalien.
Das Militärhospital leide unter spezifisch islamischen Hemmungen. Das Studium der Anatomie erheische die Sektion von Leichen; erst das theologische Gutachten eines Korangelehrten habe die Tür zur praktischen Anatomie entriegelt.[1]
Trotzdem wertet Prokesch die Militärausbildung als Pflanzstätte für "Völkerwerth und Völkerbildung."[2]
Die Kadettenschule, Medresi Dschihadié, unterrichte die Sprachen Arabisch, Französisch und Italienisch; wichtig sei auch die Kalligraphie; die Schüler würden ebenfalls in der Briefphraseologie dieser vier Idiome unterrichtet; neben das unabdingbare Koranstudium träten Physik, Physiologie und Anatomie. Trotz allem ist nach Prokesch der Stand der intellektuellen Ausbildung niedrig. Die Armee dürfe noch nicht als ein homogenes Ganzes gesehen werden, vielmehr als eine "Aneinanderhäufung unter sich fremdartiger Teile."[3]

---

1 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 216

2 "...haben da eine Saat ausgestreut, die freilich nicht der Mode in Europa, aber Jedermann gefallen muß, der Völkerwerth und Völkerbildung nach einem größeren und richtigeren Maßstabe mißt."
A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 212

3 A. von Prokesch-Osten, a.a.O., S. 226

2.5.2 Eduard Rüppell

2.5.2.1 Steuermißbräuche im ägyptischen Sudan

Rüppell erfährt die Maßnahmen Mohammed-Alis mehr indirekt aus seinen Beobachtungen in Nubien, Dongola und Kordofan. Der Eindruck ist ungünstig: die Bevölkerung in Dongola schrumpfe; die ägyptische Regierung, alles andere als den Örtlichkeiten angepaßt, sorge nicht für das Wohl der Untertanen, übe bloße Tyrannei aus. Verhängnisvoll wirke sich der Zusammenbruch eines regelmäßigen, liberalen Handeslverkehrs aus.[1] Die Verwaltungskosten Dongolas überstiegen weit die Einkünfte.[2]
Besonders aufmerksam hat Rüppell die Besteuerungsmaßnahmen beobachtet. Die Höhe der Steuern werde nach der Anzahl der Sakien, der Wasserschöpfräder, veranlagt. Wo dieses Instrument fehle, würden die Dattelbäume abgezählt und steuerlich abgeschöpft.
In schrillen Tönen beklagt Rüppell diese Neuerungen als zu gewaltsam, als rücksichtslos den Gegebenheiten gegenüber.[3] Die Besteuerung vertreibe die Bevölkerung nach Ägypten. Auch der seltsame Brauch des Vernähens und Aufschneidens der weiblichen Schamlippen sei mit einer Taxe belegt worden. Rüppell wertet diese Steuer als einen Angriff auf die altüberlieferte Sitte der Bevölkerung wie auch als eine Attacke auf die Vermehrung der Bevölkerung. Denn welcher tugendhafte Mann nähme ein unvernähtes Mädchen zur Braut?[4]

---

1 E. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien, S. 18
2 E. Rüppell, a.a.O., S. 24
3 E. Rüppell, a.a.O., S. 25
4 E. Rüppell, a.a.O., S. 27

Der staatliche Baumwollmonopolismus erfasse zwangsweise über die Hälfte des Baumwollertrages. Für Rüppell eine drückende Last auf der geringen Landesindustrie.[1] So meint er denn auch ein Sehnen nach der alten aristokratischen Unabhängigkeit zu verspüren.

2.5.2.2 Ruin des freien Handels

An ein wirtschaftliches Aufkommen sei nicht zu denken: der Staat schöpfe den Ertrag zur Hälfte als Zwangsabgabe ab; die übrigen Produkte entlasteten die Haushaltskasse auch nicht, da der Marktpreis für Nahrungsmittel künstlich niedrig gehalten werde.[2] Der Viehbestand schmelze unter den Zugriffen der Armeelieferanten mehr und mehr dahin. Der unstete politische Zustand lasse die Wohnkultur auf den Strohhüttenbau herabsinken. Der Monopolismus Mohammed-Alis habe den Handelsverkehr nach Kordofan, Sennaar und Darfur abgewürgt. Die Aussaugung des Landes werde die Türken bald zum Rückzug zwingen.[3]

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 28
2 E. Rüppell, a.a.O., S. 38
3 E. Rüppell, a.a.O., S. 112

2.5.2.3 Ausbeutung der örtlichen Arbeitskraft durch das Fabrikwesen

Die Anlage von Baumwollspinnereien und Musselinfabriken in Sennaar erachtet Rüppell als "einen der vielen falsch berechneten Pläne Mehemet-Alis."[1] Angemessener dünkt Rüppell die "Vermehrung der Baumwoll- und Indigokultur."[2]
Da alle landwirtschaftlichen und industriellen Anstrengungen allein in die Taschen des Staates flössen, vermehrten sie nur die Sklaverei der Untertanen. Niemals werde der Fellah den finanziellen Nutzen seiner Arbeit erkennen, wenn diese nur als Schwungriemen staatlichen Ehrgeizes gebraucht werde, nicht aber die Wohlfahrt der Bebauer fördere. Deshalb seien alle Wirtschaftsmaßnahmen nichts als "gehässige Neuerungen einer despotischen Willkürherrschaft."[3]
Auch in der Hauptstadt des Kordofan, in El Obeid, beobachtet Rüppell die Verelendung. Willkürlich erhobene Abgaben und die Strangulierung des einstmals freien Produktenhandels mit den Negern - jetzt monopolartig von der Regierung betrieben - hätten die Axt an den Reichtum der Provinz gelegt.[4]

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 112

2 E. Rüppell, a.a.O., S. 112

3 "... doch alle solche Institutionen geschehen nicht in Berücksichtigung des Vorteils der Bebauer, im Gegentheil werden sie nur, als ein Monopol der Regierung, Werkzeuge, um die Sklaverei der Unterthanen zu vergrößern, und indem letztere nie,..., den finanziellen Nutzen solcher Pflanzungen kennenlernen, erscheinen sie in ihren Augen nur als gehässige Neuerungen einer despotischen Willkürherrschaft."
E. Rüppell, a.a.O., S. 112

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 137

2.5.3 Josef Russegger

2.5.3.1 Übergroße Auslandsabhängigkeit der Industrie; konditionelle Untauglichkeit Ägyptens zur Industrialisierung

Allgemein beklagt Russegger den Steuerdruck und den eigentumsfeindlichen Monopolismus[1] der ägyptischen Staatswirtschaft. Russegger wünscht diesem Lande eine humane Regierung, unter deren Schutze der "Landmann sein Eigentum besäße."[2]
Die Industrie Ägyptens sei keinesfalls autark, sie sei ganz im Gegenteil "subsidiär".[3] Kohlen und Maschinen liefere England; das Roheisen müsse Ägypten aus Schweden, Rußland und England einführen; die Produktion überwachten europäische Fachleute, die Sonderlöhne bezögen.[4] Die Metallverarbeitungsbetriebe seien deshalb besonders unrentabel und nach Russegger "dem Lande und Volke rein unnatürlich."[5] Die Manufakturanlagen, die Gewehre, Geschütze und Bleche erzeugen, arbeiteten auf illusorischer Grundlage. Die Landesindustrie sollte tunlichst Agrarprodukte verarbeiten.

---

1 "Der Handel Ägyptens ist im ganzen passiv, und zwar, wie ich glaube, vorzüglich des drückenden Monopolsystems,..."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd.II/1, S. 385

2 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 126

3 "Der Handel ist im ganzen passiv,..., der Bedürfnisse jener Fabriken wegen,..., da die Erzeugnisse schlecht sind und teurer zu stehen kommen, als wenn man sie fertig aus dem Auslande bringen würde."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd.II/1, S. 385

4 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 137f.

5 J. Russegger, a.a.O., S. 140

Eine theoretisch mögliche Anhebung des ägyptischen Volkswohlstandes - nach den Worten Russeggers durchaus eine humane Idee europäischer Staaten - entfalle in Ägypten, da dieser Staat nicht von einem wohlmeinenden Herren regiert, sondern von einem Generalpächter ohne Verantwortungsgefühl ausgebeutet werde. Die ägyptische Nation sei eine Herde willenloser Sklaven.[1] Immerhin gibt Russegger zu, daß die neueingeführten Technologien dauernd haftende Eindrücke vermittelten. Doch hätten derlei Unternehmungen vom Volke selbst auszugehen. Dem Staat und der Regierung obliege es allein, allgemeine Voraussetzungen zu schaffen, alle Bestrebungen zu unterstützen und das Land verkehrstechnisch zu erschließen. Bis auf weiteres aber habe die Natur das Feld des Ackerbaus zugewiesen.

---

1 Russegger polemisch:
"Eine Landesverwaltung, die es vorzieht, die unwissenden, faulen Fellah zu berauben, ihnen jede Aussicht auf Mehrerwerb von vorneherein abzuschneiden, anstatt ihr strenger Lehrer zu seyn und sie kategorisch auf ihren eigenen Vortheil hinzuweisen."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/3, S. 50

2.5.3.2 Ruinöse Folgen der übergroßen Heeresausgaben: Steuerdruck, Abschnürung des Wirtschaftskreislaufs, Verfall des Agrarwesens

Die überehrgeizige Außenpolitik Ägyptens erfordere ein überdimensioniertes Heer,[1] das allen wirtschaftlichen Zuwachs verschlinge. Die jüngst erworbenen Besitzungen Kreta, Karaman, Syrien, Arabien und Nubien saugten vom Marke Ober- und Unterägyptens: die Armee entziehe dem Land die menschliche Arbeitskraft. Die übergroßen Staatsausgaben, die staatlich monopolisierte Ein- und Ausfuhr ruinierten den Handel. Die Zölle seien an Spekulanten verpachtet; der alte Karawanenhandel nach Darfur, Kordofan und Sennaar liege deshalb völlig darnieder. Staatliche Vorschriften zwängen den Händler, die Staatsprodukte zu überhöhten Preisen anzukaufen; dem Bauern sei es verwehrt, die Baumwolle selbst zu verspinnen.

---

1 "Die Rekrutierung führt zur Entvölkerung des Landes..."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 377
Hierzu auch Munzinger:
"...er (erg.: Mohammed-Ali) sah ein, daß die innere Wohlfahrt des Landes die äußere bedinge; ... was er damit schuf, sollte vielleicht nur das Mittel sein zu kriegerischen Zwecken, aber das, was Mittel war, wird nicht mehr vergehen, während der Zweck mit dem Grabe ging."
W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 7

Der Staat setze wohl Piaster in Umlauf, berechne aber die Preise nach dem sehr hoch notierten sogenannten "Spanischen Taler." Wegen empfindlichen Metallgeldmangels halte man die Löhne niedrig, die ebenfalls nach "Spanischen Talern" berechnet, aber in Piastern ausbezahlt würden.[1] Die Kaufkraft, vor allem die der Beamten, vermindere sich dadurch erheblich.[2]
Furchtbar laste der Staat auch auf der Landwirtschaft.[3] Der Brauch, den Besitz, sog. Freiäcker, mit Steuern zu bestrafen, richte das private Landeigentum zugrunde. Auch veranlage der Staat die Steuerlast nach der Anzahl der Dattelpalmen, weswegen man oft genug herrliche Fruchtbäume[4] fälle, um den Abgaben zu entgehen.

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 139

2 Darüberhinaus treiben hohe Importzölle den Preis von ausländischen Waren hinauf. Waren aus Europa wurden nur gegen "harte Währung" an Ägypter verkauft; in diesem Falle gegen "Spanische Taler".
J. Russegger, a.a.O., S. 328

3 "Bodenkultur von solcher Ausdehnung und eine Truppenlast von solcher Stärke können in Ägypten nie zusammen existieren... Ganz abstrahiert von Recht und Unrecht, kann man dem Vizekönig vor allem vorwerfen, daß er zwei Richtungen zugleich einschlug, die ganz entgegengesetzt sind."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 384

4 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 330

Willkürlich ziehe der Staat Kamele, Pferde und Nilbarken ein, meist für Heerestransporte.[1]

---

1 Russegger vermerkt auch die Zwangrequirierung von Hornvieh, nicht minder die Beschlagnahmung der sich verknappenden Futtermittel. Er führt diese Mißstände auf eine starke Konsumtion zurück, hervorgerufen durch "eine zu den übrigen Kräften des Landes außer allem Verhältnis stehenden großen Marine und Landarmee..."
"Die Gouverneurs in jenen Ländern (erg.: Provinzen des Ostsudan) erhielten, ohne ihnen hinsichtlich der Ausdehnung einer solchen ins tiefste Leben der Landeskultur und des nationalen Wohlstandes eingreifenden Maßregel bestimmte unüberschreitbare Grenzen zu ziehen, die strengsten Befehle zur Requirierung zahlreicher Viehherden, Hornvieh und Kameele, die sodann nach Egypten transportiert wurden."
J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afr., Bd. II/3, S. 41
In der Provinz Dongola begegnete Russegger den Leichnamen Verhungerter. Sein besonderes Entsetzen erregte es, daß paradoxerweise die Bauern am heftigsten Mangel litten, sein Kommentar zu diesem Mißstand:
"Wobei noch zu bemerken ist, diese Bodenprodukte nicht etwa von außen aufgekaufte, sondern solche waren die der Bauer im Lande selbst erzeugte, die aber demselben von der Verwaltung auf Abschlag von Steuern...., solidarischen Haftungsbeiträgen, Fouragelieferungen weggenommen, sodann nur mäßige Preise an einzelne reiche Handelsleute udd Beamte in großen Quantitäten abgegeben, von welchen beiden Seiten sie dem Landmanne nur wieder für die mehr als vierfachen Preise zu Diensten standen."
J. Russegger, a.a.O., S. 49

Für Steuerschulden hätten Sippe oder Dorf geradezustehen.[1]
Nur die Befreiung des Handels kann nach Russegger dem geknechteten Ägypten zu wirtschaftlichem Glück verhelfen.[2]

2.5.3.3 Positive Impulse der Regierung Mohammed-Ali: Öffnung des Sudan, Erweckung des Orients

Einzig, daß Mohammed-Ali den Sudan erschließe, somit die Wissenschaft befördere, spräche für das Wirken des Despoten. Freilich, die Sklavenjagden gefährdeten den nachfolgenden europäischen Reisenden außerordentlich.
Doch Russegger beurteilt Mohammed-Ali gerecht. Das Auftreten dieses Mannes sei "welthistorisch";[3] seine politische Macht, aus eigener Kraft errungen, habe sich zu einer "europäischen Angelegenheit"[4] ausgewachsen. Mohammed-Alis Tätigkeit, inmitten von Trägheit, Fanatismus und Unwissenheit,bewirke "eine Bewegung der Federn aller politischen Farben."[5] Seiner Kraft, sich einer "Masse von Vorurteilen"[6] entgegenzustemmen, müße Hochachtung gezollt werden.

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. I, S. 333
2 J. Russegger, a.a.O., S. 336
3 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 20f.
4 J. Russegger, a.a.O., S. 20f.
5 J. Russegger, a.a.O., S. 20
6 J. Russegger, a.a.O., S. 20

Mohammed-Alis Wirken habe, unbeschadet aller möglichen Absichten - Russegger will allein das "Faktum"[1] gelten lassen - den Orient aus dem Schlaf aufgerüttelt; Ägypten sei die Straße nach der "Civilisation"[2] eröffnet worden; der Europäer habe Zugang gefunden; Ordnung und Sicherheit seien eingezogen, dort, wo vorher nicht einmal der Name dieser Elemente bekannt gewesen sei.
Für Russegger ist Mohammed-Ali zwar kein "Mark Aurel", aber auch kein "Nero"[3]. Die persönliche Charakteristik des vizeköniglichen Äußeren lautet: "strotzende Gesundheit,"[4] Lebhaftigkeit der Bewegungen und des Blickes, der eindringende Schlauheit verrät. Scharfsinn, Vitalität und Selbstbeherrschung hebt Russegger hervor,[5] aber auch Unrast und Spontaneität.

---

1 J. Russegger, a.a.O., S. 20
2 J. Russegger, a.a.O., S. 20
3 J. Russegger, a.a.O., S. 20
4 J. Russegger, a.a.O., S. 40
"Von kleiner Statur und starkem, untersetztem Körperbau, fand ich in seiner Gestalt durchaus nichts Imponierendes. Ein schneeweißer Bart gibt ihm ein ehrwürdiges Aussehen, seine sprechenden, lebhaften Augen liegen etwas tief und haben den unverkennbarsten Ausdruck großer Schlauheit, geben aber ebendeswegen seinem Gesichte keine edle Haltung."
J. Russegger, a.a.O., S. 40
5 J. Russegger, a.a.O., S. 45

2.5.4 Hermann von Pückler-Muskau

2.5.4.1 Leistungen Mohammed Alis; durchgängige Inkompetenz seiner europäischen Kritiker

Nach Pückler-Muskau hat Mohammed-Ali Ägypten aus dem Stadium des Mittelalters herausgeführt.[1] Mohammed-Ali habe Ordnung und Sicherheit geschaffen; er toleriere religiöse Unterschiede; Handel und Industrie fördere er;[2] Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und Maulbeerbaum bereicherten die Liste der Landesprodukte. Mohammed-Ali habe ein Erziehungswesen aufgebaut. Flotte und Armee beriefen sich auf ihn als Gründer.
Pückler-Muskau betont die relative Wohlhäbigkeit des Fellachen, wohltätig abstechend vom Elend der Weber im Vogtlande und der Not der Iren. Die frugale Bescheidenheit des ägyptischen Bauern setze die Maßstäbe für Armut doch anders.
Freilich beobachtet Pückler-Muskau den Haß der freihändlerischen Kaufleute gegen den Monopolismus Mohammed-Alis. Pückler-Muskau hält dieses Wirtschaftssystem dagegen für Ägypten für wohltätig. Seine Kernleistungen seien: "Zwangssolidarität der Bodenpächter", "Preiserhöhung der Agrarprodukte", dazu sein Kampf gegen die Immoralität der Behörden.[3]

---

1 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I, S. 203f.
2 "Ordnung", "Sicherheit", "höhere Industrie" bedingen nach Pückler-Muskau erst die Entwicklung zur "Civilisation" H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 205
3 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 55f.

Die Angriffe gegen die Reformen Mohammed-Alis entsprängen einer durchgängigen Unwissenheit in allen Landesdingen; Mohammed-Ali dagegen ergreife just die Maßnahmen, die "Zeit und Zustand seiner Nation erlauben."[1]
Die Kritik an den industriellen Entwicklungsversuchen Mohammed-Alis sei durchgängig "so kurzsichtig wie unhistorisch."[2]
Unbedingt müsse man Ägypten eine Zeitspanne "organischen Hineinwachsens" in das neue industrielle Kleid zubilligen. Jede organische Umbildung bedürfe sowohl des Anstoßes "großer Individuen"[3] wie auch der Zeit, um heranzuwachsen. Deshalb lobt Pückler die Bemühungen um die Jugenderziehung; er zählt auf, wieviel Grundschulen, polytechnische Anstalten, Sprachinstitute und Kadetteninternate errichtet worden seien.

---

1 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 53
2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 203f.
3 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 203f.

2.5.4.2 Die historische Bedeutung des Fabrikwesens; Vergleiche mit der Wirksamkeit des europäischen Absolutismus

Das Fabrikwesen erkennt von Pückler in seiner grundlegenden Bedeutung.[1] Er erinnert an analoge Anstrengungen Friedrichs des Großen, die ähnlich getadelt worden seien und die doch den Grundstein der preußischen Industrie gelegt hätten.[2] Pückler spielt auch an auf die landsmannschaftliche Verwandtschaft mit Philipp von Makedonien. Die Goldwäschen im Sudan vergleicht Pückler mit den Minen von Artemision, die dem Vater Alexanders des Großen den Geldbeutel so trefflich gefüllt hätten.[3] Überhaupt sei der gesunde Egoismus eines großangelegten Landesunternehmers der Motor vieler nützlicher Bestrebungen. Mohammed-Ali erstrebe eben eine Autarkie Ägyptens.

2.5.4.3 Geringfügigkeit der Mißstände in Nubien

In Nubien überdenkt Pückler die Folgen der ägyptischen Eingriffe. Wohl, die Besteuerung der Landwirtschaft schmerzt, aber sie verhindere ein Brachliegen des Landes. Gut, die Beschlagnahme der Kamele durch das Militär macht böses Blut, aber welcher gut

---

1 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 203f.

2 "Der Vicekönig, der alles auf colossale Weise erfaßt, hat das Fabrikwesen... in Masse hervorgerufen, ähnlich Friedrich dem Großen, den man damals auch genug deshalb tadelte, und dem doch Preußen die Gründung seiner jetzigen so hochgestiegenen Industrie allein verdankt." H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 142f.

3 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 331

preußische Landwehrmann mache viel Aufhebens, wenn der König die Ackergäule vor das Geschütz spannen heißt? "Macht setzt sich überall durch"[1] und, so fragt Pückler anzüglich, welche "dupierte Nation"[2] habe sich nicht alles wegnehmen lassen, wenn immer nur bestochene Abgeordnete ihre käuflichen Stimmen dazu hergegeben hätten?

2.5.4.4 Mohammed-Ali - eine Mauer gegen ein übermächtiges Rußland: Aberwitzigkeit der österreichischen "Legitimitätspolitik"

Nach den Beobachtungen Pücklers verfolgt die wirtschaftliche Aufbaupolitik Mohammed-Alis ein großes außenpolitisches Ziel: die Rettung des sich auflösenden Islams vor dem Zugriff Rußlands.[3] Umso unverständlicher erscheint Pückler Österreichs Obstruktionspolitik gegen Ägypten. Unglaublich dünkt ihn die Anwendung der "Principien einer chevalerесken Legitimität"[4] auf den Orient.

---

1 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III,S. 133
2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 133f.
3 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I, S. 331

2.5.4.5 Mohammed-Alis Größe neben europäischer, respektive deutscher Armseligkeit

Das ägyptische Schiffsarsenal erinnert Pückler an das Wirken Peters des Großen. Auch Mohammed-Ali lebe aus einem bedeutenden Gedanken, ohne sich von Schwierigkeiten abschrecken zu lassen. Pückler bewundert den ausgreifenden Titanismus Mohammed-Alis, der sich so wohltuend abhebe vom "altersschwachen Europa", wo "Unentschlossenheit, kleinliche, ärmliche Rücksichten und Mittelchen"[1] ein zahnloses Regiment führten.
Die staatsrechtliche Vasallenstellung Ägyptens gegenüber dem Osmanischen Reiche dünkt Pückler eine "Unnatürlichkeit"[2].
Pückler spottet über die europäischen Regenten, die Mohammed-Ali in die Schranken einer "Legitimität" verweisen wollen; Großgrundbesitzer nennt Pückler diese Potentaten, denen ihr Gottesgnadentum einen Schein von Souveränität verleihen müsse. Besonders dem armseligen Deutschen Bund wünscht Pückler den Kraftstrom einer ähnlich zupackenden Energie, wie Mohammed-Ali sie in Ägypten entfalte; auch eine deutsche Nationalflotte sollte ein solcher germanischer Mohammed-Ali begründen.[3]

---

1 "Das sind Charakterzüge eines Mannes, der einer Idee, und nur ihr lebt, und von keiner Schwierigkeit abgeschreckt wird - leider nur zu abstechend gegen die Unentschlossenheit, die kleinlichen, ärmlichen Rücksichten und Mittelchen, die wir so häufig im altersschwachen Europa angewendet sehen, ohne damit je aus den provisorischen Zuständen herauszukommen."
H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 95

2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 105

3 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 113

2.5.4.6 Wesen und Charakter Mohammed-Alis

Als die Achillesferse seiner Macht erachtet Pückler den Nationalzwist zwischen Arabern und Türken.[1] Um diesen Zwiespalt zu überbrücken, bedürfe Mohammed-Ali seines ganzen überredenden Charmes, den er vor allem in seiner Gabe, graziös zu belohnen, so eindrucksvoll bekunde. Gehemmt sei er vor allem durch seine Unkenntnis von Fremdsprachen und seine undeutlichen Vorstellungen über Europa.

Charakter und Leben seien von Kampf geprägt: erst Kampf gegen die eigene, allzu behütete Jugendnatur; dann politischer Streit gegen gewalttätige rumeliotische Grundherren und unbotmäßige Paschas. Das psychische Gleichgewicht in diesen Tatenstürmen hielt ihm - so Pückler - eine "antike Unschuldseinfalt"[2] und - nach einem phrenologischen Gutachten Pücklers - ein ausgewogenes Verhältnis von "Animalismus und Intellektualität".[3]

Auch treibe Mohammed-Ali ein Bedürfnis nach Ruhm an; Pückler beobachtet auch eine vitale Lust an allerlei Handelsschaften und Geldprojekten. Im Umgangston befleißige sich Mohammed-Ali einer verführerischen Grazie; die Persönlichkeit strahle die monolithene Geschlossenheit eines Mannes aus, dem Zweifel und Selbstkritik fremd sind.[4]

---

1 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 344
dazu auch die Notiz, daß Ibrahim-Pascha, der Adoptivsohn Mohammed-Alis, den Arabismus und das Kalifat politisch protegiere.

2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 319

3 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. II, S. 108

4 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 129

2.6 Das autochthone Afrikanertum

Das Verhältnis zwischen Neger und Europäer, Neger und Deutschem, ist vielfach belastet. Der jahrhundertelange Sklavenmißbrauch hat den Blick für das eingeborene Afrikanertum getrübt.
Das schlechte Gewissen des Europäers schwankte zwischen übertriebener Ablehnung und nicht minder übersteigerter Fürsprache.
Der unbestreitbare technologische Rückstand der schwarzen Kultur erschwerte das Verständnis.
Darüberhinaus bot Afrika selbst kulturell alles andere als ein einheitliches Bild. Gewaltige "Ungleichzeitigkeiten" verwirrten den Blick: da sind die monumentalen Reste der großen Kulturreiche von Ife und Benin, gelagert um den Golf von Guinea, bis weit in das Stromgebiet des Niger ausgefächert. Dicht daneben leben in der äquatorialen Waldzone Zwergvölker in paläolithischer Abgeschiedenheit eines Jäger- und Sammlerlebens. Bronzezeitlicher Glanz der Pflanzerkulturen wechselt mit dem Hirtenpastorale nilotischer Wandervölker. Dergestalt, daß Afrika in plastischer Schärfe wie sonst nirgends die Polygenese menschlicher Kulturbewegung in statischen Schaubildern nebeneinander präsentiert.
Derlei Nebeneinander begann sich freilich gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu verwischen. Vornehmlich in Nordostafrika zerrieben der Islam und der Sklavenhandel die alten Sonderungen.
Dennoch hatten sich die Charakterzüge des autochthonen Afrikanertums erhalten, eifrig studiert von den deutschen Reisenden. Außerordentlich fesselnd zu beobachten, wie der Deutsche sich ein Bild des Negers ertastet, das sich zusammensetzt aus orgiastischem Vitalismus, rousseauschem Naturmenschentum und weltökonomischer Zukunftsfülle.

Dabei bewegten sich die deutschen Reisenden in einem beileibe nicht unbestellten Raum. Die sogenannten Polygenisten sahen im Schwarzafrikaner ein Wesen, das nie und nimmer demselben Stamme wie der Europäer entsprossen sein könne. Und David Hume dekretierte entschieden die Unvereinbarkeit von Zivilisationshöhe und schwarzer Hautfarbe. Man rückte den Neger in die Nähe der Affen, bzw. sah in ihm das Mittelgeschöpf zwischen Primaten und Menschen. Eine These, die freilich von den deutschen Gelehrten Blumenbach und Sömmering zurückgewiesen wurde. Blumenbach listete die spezifischen Rassemerkmale des Afrikaners auf: Prognathie, Dolichokephalie und Haarkräuselung bestimmten den Habitus des "homo sapiens afer". Im Schädelbau glaubte man den Schlüssel der Rassenbestimmung in Händen; die von Camper begründetet Schädelmeßlehre spielte denn auch eine bedeutende Rolle.
Der Vorrang der weißen Hautfarbe galt dem 18. Jahrhundert als unbestritten, vorstehende Kinnbacken erachtete man als äffisch; noch Schweinfurth wird sich gedrängt fühlen, die Wulstlippen des Afrikaners vom Verdachte tierischer Inferiorität zu reinigen. Lange lebte das von Winckelmann begründete Ideal apollinischer Körperebenmäßigkeit, wenn man es auch schon vor dem 19. Jahrhundert in auserlesenen Exemplaren westafrikanischer Menschen zu entdecken glaubte.
Das überlieferte Charakterbild des Schwarzafrikaners war im Wortsinne dunkel getönt: Faulheit, Völlerei und Lügenhaftigkeit, infantile Launenhaftigkeit herrschten vor.
Der Ethnologe von Luschan überliefert ein um 1822 gültiges Beurteilungsschema des Schwarzafrikaners: der Charakter sei schlau und träge, gleichgültig; in der Regierungspraxis herrsche die Willkür.[1]

---

1 F.v. Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 1f.

Die im Gefolge Rousseaus anhebende Aufwertung des Wilden zum sogenannten edlen schöpfte ihre Argumente mehr aus der Südsee und Nordamerika als aus Schwarzafrika. Wenn überhaupt dieses Theorem vom "Edlen Wilden" der Realität standhielt. So soll Napoleon in Ägypten schlicht gesagt haben: "Der wilde Mensch ist ein Hund."[1]

---

1 U. Bitterli, Die Wilden, S. 376

2.6.1 Eduard Rüppell

2.6.1.1 Nubien - Übergangsland zwischen Arabern und Schwarzafrikanertum

Der Arabismus des Nordens und das Afrikanertum lösen sich allmählich ab. Als solche Zwischen- oder Übergangslager gelten vor allem das Nubier- und Äthiopiertum. Ersteres Element erscheint in der Provinz Dongola.

2.6.1.2 Negative und positive Charakterzüge der nubischen Übergangsbevölkerung

Rüppell beobachtet dort Begräbnistänze, deren Ekstatik ihn abstößt.[1] Dann zählt der Reisende allerlei Charaktermängel der Bevölkerung auf: Faulheit, Egoismus, mangelnder Gemeinsinn, überhaupt Mangel an sozialen Tugenden, wie Freundschaft, Liebe, Dankbarkeit.[2] Dann selbstredend das Erzlaster Faulheit,[3] die der Deutsche von je nur allzu gerne festgestellt hat. Freilich schränkt Rüppell seine Verdikte insoweit ein, als er diese Beobachtungen zu einem Zeitpunkt angestellt hat, "wo die politischen Verhältnisse schwer auf alle Klassen drücken."[4]

---

1 "Die Musen Griechenlands sind hier nicht zu Rate gezogen worden.."
E. Rüppell, Reisen i. Nubien, Kordofan u.d. petr. Arab., S. 57

2 E. Rüppell, a.a.O., S. 61f.

3 "Anhaltende Arbeit wird gescheut..."
E. Rüppell, a.a.O., S. 61f.

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 61

Die lichtere Kehrseite dieses in Dunkel gehaltenen Bildes ist die angeblich viel freiere Handhabung des Islam, der das angestammte, freilich völlig vergessene Christentum überlagert hat. Rüppell preist auch die relative Sicherheit des Privateigentums, überhaupt eine gewisse Leichtsinnigkeit, der eine vitale Sinnlichkeit entspreche."Trunkenheit und Lüderlichkeit"[1] notiert Rüppell als weitere Negativposten nubischen Volkslebens.

2.6.1.3 Hypothesen zur Entstehung der nubischen Mischbevölkerung; Zweifel an einer eigenwüchsigen Negerzivilisation

Angelegentlich sinnt Rüppell der Entstehungsgeschichte des Dongolawitums nach. Allgemein formuliert: wie verschmelzen Völkerschaften eines Landes? Rüppell erklärt die nubische Völkermengung entweder durch die Einwanderung eines fremden Volkes oder aber durch die Ansiedlung einer fremden Armee.[2] Jedenfalls müsse das Überlagerungselement in Nubien eine "negerfremde Rasse"[3] gewesen sein; mithin dürfe von einer "etwaigen Primordial-Civilisation der Neger-Race keine Rede seyn."[4]

---

1 "Kurz, ihr Denken und Handeln ist allen moralischen Grundsätzen entfremdet."
E. Rüppell, a.a.O., S. 109

2 E. Rüppell, a.a.O., S. 97

3 Diese "Race" sei nach Rüppell den Ägyptern ähnlich gewesen.
E. Rüppell, a.a.O., S. 97

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 98

2.6.1.4 Die Nuba - Vernunftmoral und periodischer Zusammenbruch der sozialen Bindungen

Interesse erregen die Nuba, die in zwei Hauptgruppen zerfallen: "paganische, freie und islamische"[1] gezähmte Nuba.
Rüppell erklärt sich das Ethos dieses Volkes als ein aus der Vernunftreligion gespeistes; freilich eine Vernunftmoral, die nur dann gälte, wenn "keine Leidenschaften im Wege stehen."[2]
Rüppell rügt die geringe "Industrietätigkeit"[3], die in der"Scheu vor anhaltender Arbeit"[4] wurzle.
Der Charakter sei ein jähzorniger, halsstarriger.
Rüppell berichtet auch, daß in Notzeiten die sozialen Bindungen völlig zerfielen. In den periodischen Hungersnöten verkaufe der Starke den Schwachen. Auf derlei Katastrophen sei überhaupt der Sklavenhandel zurückzuführen.[5] Nur die Zivilisation würde den Hunger besiegen; vielleicht könnten freigelassene Negersklaven die ersten Kultursamen ausstreuen? Paris plane derlei.[6]

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 145f.

2 "Die Moral der Vernunftreligion scheint ihre Handlungen zu regeln, wenn gerade keine Leidenschaft im Wege steht."
E. Rüppell, a.a.O., S. 156

3 E. Rüppell, a.a.O., S. 158

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 158

5 "Sollte diese periodische Hungersnoth in den tropischen Ländern nicht die wahre Ursache des seit undenklichen Zeiten hier bestehenden Sclavenhandels seyn?"
E. Rüppell, a.a.O., S. 159

6 "Paris will mit freigelassenen Negersclaven die Civilisation beginnen."
E. Rüppell, a.a.O., S. 160

2.6.2 Josef Russegger

2.6.2.1 Mannigfaltigkeit des Negertypus: vitale Körperlichkeit des Schwarzafrikanertums; mangelnde Ausprägung der Physiognomie

Russegger bestaunt unter den Sklaven die Mannigfaltigkeit der Negertypen.[1] In ihren Physiognomien, vornehmlich bei den Dinka und Schilluk, liest er Wildheit, Stumpfheit, wilde Barbarität, die ihn durch die Lücken ausgebrochener Schneidezähne anblecke.[2] Russegger bemerkt, daß im Gegensatz zu den ausgeprägten geschlechtsspezifischen Organen die Physiognomie stumpf und ungeformt sei.

2.6.2.2 Inhaltliche Auffächerung des Begriffes "Wildheit": Ungeschichtlichkeit, staatliche Zersplitterung

Der Blick auf solche Urwüchsigkeit regt zu allerlei Überlegungen an. Russegger ringt um eine Eingrenzung des Begriffes "Wildheit". So umfasse dieser Begriff einmal Geschichtslosigkeit, Verlust der Erinnerung an vergangenes bürgerliches und politisches

---

1 J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, Bd. II/2,S.16f.

2 J. Russegger, a.a.O., S. 23: "Ich betrachte das Wilde, Stumpfe im Ausdrucke des Gesichtes, welches noch dadurch erhöht wurde, daß die vorderen Zähne der Kinnlade ausgebrochen waren."

"Daseyn".[1] Auch ein Volk, herabgestiegen von historischer Größe, die es nicht einmal in der Erinnerung zu bewahren für wert erachtet, ein solches Volk dürfe für "verwildert"[2] angesehen werden. "Intelligenz"[3] sei ein Grundelement der Kultur. So gesehen stehe der Araber im Sudan oben, der Äthiopier halte den Mittelplatz, der Neger müsse sich mit dem untersten Range bescheiden.
Die "Wildheit", vor allem des Nubavolkes, äußere sich auch im Partikularismus der Stämme, die ohne den Zusammenhang eines irgend gearteten "Föderativverhältnisses"[4] dahinlebten. Darin gründe ihre Schwäche, eben in ihrer Wildheit, die keinen Staatenbund kenne.[5]

---

1 "Ein Volk, das keine Geschichte hat, das über sein bürgerliches und politisches Daseyn keine historischen Erinnerungen besitzt, ist meinem Begriffe nach ein wildes Volk,..."
J. Russegger, a.a.O., S. 345

2 "..., und steigt es (erg.: ein Volk) von der Stufe einer historischen Stellung herab bis zu jener, auf der es sich seiner eigenen Vergangenheit nicht mehr bewußt ist, dann ist es verwildert."
J. Russegger, a.a.O., S. 345

3 "Wir sehen aber auch, seinen ursprünglich geistigen Anlagen nach, den Araber an der Spitze, ihm folgt der Ethiopier und zuletzt steht der Neger."
J. Russegger, a.a.O., S. 340f.

4 J. Russegger, a.a.O., S. 173

5 "Auf diese politische Erscheinung und die natürliche Wildheit der Nubavölker gründet sich ihre Schwäche; denn würden sie einen Staatenbund bilden, dessen Elemente sich gegenseitig Schutz gegen äußere Feinde leisten, so glaube ich kaum, daß je egyptische Truppen... das Land der Nuba-Neger durchgeplündert hätten."
J. Russegger, a.a.O., S. 173

Dieser verhängnisvolle Kantonalismus bekunde sich in einer linguistischen Zersplitterung, doppelt bedauerlich, da diese ein dem Habitus nach homogenes Volk in mehrere Teile zersprengt habe.[1]

2.6.2.3 Vom Begriff der "Wildheit" zum Konzept des "Naturmenschentums"

Das Konzept des "Naturmenschen"[2] beschäftigt Russegger außerordentlich. Güte, Tapferkeit, Edelmut entsprängen beim Naturmenschen allein dem Augenblick. Aus dieser labilen Grundveranlagung rührten die oft unglaublichen Verhaltensgegensätze. Dem Naturmenschen stehe das Naturkind[3] nahe: es sei momentan, grundsatzlos, bar jeden Systems, vornehmlich im Liebesleben, das Russegger als in höchstem Maße unsittlich schimpft. Klima, Temperament und Mißbrauch von Merissa und Bilbil, landeseigenen Bieren, beförderten die erotische Grundsatzlosigkeit eines solchen Naturkindtums.

---

1 "Viel zu dieser politischen Trennung der Nuba-Völker trägt der Umstand bei, daß sie, obwohl ihres ganzen äußeren Habitus nach ein Volk, doch durch die Verschiedenheit der Sprache in mehrere Elemente zerfallen."
J. Russegger, a.a.O., S. 173ff.

2 "Übrigens ist der Kababisch als Naturmensch nur gut, edel, tapfer usw. durch den Impuls des Momentes, nicht wie der erzogene Kulturmensch, aus Grundsatz, daher wir auch an ihm, wie am Araber usw., die unerklärlichsten Gegensätze bemerken und dem ritterlichsten Edelsinne oft gemeine Gaunerstreiche folgen sehen, wie es der Augenblick bringt."
J. Russegger, a.a.O., S. 393f.

3 "Rein abhängig vom Momente, ohne Grundsätze und System handelnd, d.h. mit einem Worte als Naturkinder, sind die Bewohner von Sennaar..."
J. Russegger, a.a.O., S. 479

2.6.2.4 Einzelbeobachtungen an den Negervölkerschaften längs des Blauen Nils: Herrschaftsbildung und Ritualtötung von Häuptlingen

Die Negervölker um Roseires charakterisiert er als halbwild, dem Augenblicke untertan;[1] bei festem, bestimmtem Auftreten breche allerdings die vorherrschende Gutmütigkeit durch. Im Krieg dränge selbstredend die Wildheit sich vor.
Russegger bestaunt ganz allgemein den Dualismus von "natürlicher Intelligenz" und "niederster Wildheit".[2]
Russegger rügt eine "ins Unbegreifliche gehende Arbeitsscheue".[3]
Fassungslos muß er sich berichten lassen, daß das vor ihm qualmende Getreide die dritte Ernte dieses Jahres sei; man habe an den vorhergegangenen zwei schon mehr als genug gehabt.
Auch der Ritualcharakter des Palavers[4] stößt Russegger ab. Wie kann man stunden- und tagelang dasselbe fragen und dasselbe antworten!
Auch die Erziehung der Kinder sei mehr als freizügig; sie hätten volle Freiheit herumzulaufen und zu tun, was sie wollten.

---

1 "Rein abhängig vom Eindrucke des Moments kann man diese halbwilden Naturkinder eigentlich haben, wie man will..."
J. Russegger, a.a.O., S. 533

2 "So kann man wirklich nicht genug staunen, welche Extreme von natürlicher Intelligenz und niederster Wildheit sich in diesen Naturkindern die Hände bieten."
J. Russegger, a.a.O., S. 609

3 "An Arbeit wird nur dann gedacht, wenn der Lebensunterhalt es unbedingt erfordert..." J. Russegger, a.a.O., S. 534

4 "Nach europäischem Geschmacke sind diese Besprechungen nicht zum Anhören..."
J. Russegger, a.a.O., S. 534

Berichtenswert auch die magische Form der Krankenbehandlung: dem Leidenden verabreiche man eine Spüllauge von Koransprüchen, die man von einem Brett abgewaschen habe.
Politisch lebten diese Völkerschaften im sogenannten Naturzustande. Es herrschten keinerlei "Prinzipien der Einheit nach Innen und Außen."[1] Der Schwache schließe sich an einen Starken an, der sich dann auf eigene Faust durchschlage.
Derart naturwüchsiger politischer Strukturbildung entspreche auch die vorherrschende monarchisch-aristokratische Regierungsform.[2]
Der obengenannte Separatismus verursache eine Aufsplitterung der Sprachen, verewige auch die Isolierung der Stämme.[3]

---

1 "Jeder dieser Staaten hat seinen eigenen Melek, mancher auch mehrere solcher Häüptlinge, die eine souveräne Macht ausüben, und zwar nach Umständen, theils ganz unbeschränkt, theils an den Willen der übrigen Häuptlinge gebunden. Ein Prinzip der Einheit in diesen Staaten ist nirgends zu beobachten, weder im inneren Haushalte, noch nach außen."
J. Russegger, a.a.O., S. 563
Hierzu auch Munzinger, der das Recht der Meks festhält, Mißliebige zu verkaufen, abgeleitet vom göttlichen Recht, alle Untertanen als Sklaven zu betrachten.
W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 557

2 J. Russegger, a.a.O., S. 533

3 "Theils eine Folge dieser Separation, theils wieder das Fortbestehen derselben befördernd, ist die Sprachenverschiedenheit,..."
J. Russegger, a.a.O., S. 563

Einmal im Jahr werde die Ordnungsfunktion des Häuptlings außer Kraft gesetzt.[1] und jeder Eingeborene bewege sich in saturnalischer Freizügigkeit. Dennoch hielten sich die Ausschreitungen in Grenzen, denn die Blutrache - nach Russegger ein Symptom "ungezügelten Naturzustandes"[2] - ahnde später jede im Überschwang begangene Bluttat.

---

1 Russegger vermerkt auch - leider kommentarlos - das Phänomen einer rituellen Erwürgung des Häuptlings durch die Mithäuptlinge.
J. Russegger, a.a.O., S. 553
Ich vermute, daß eine derartige rituelle Ermordung dem natürlichen Ableben zuvorkommen sollte; der Glaube an die magische Unsterblichkeit des Königtums sollte dadurch sichergestellt werden.

Von Pückler-Muskau berichtet, daß in Tégélé nach dem Tod des Sultans alles männliche Vieh getötet wird.
H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III, S. 235ff.

2 J. Russegger, a.a.O., S. 609

2.6.3 Hermann von Pückler-Muskau

2.6.3.1 Körperpracht des Afrikaners

Pückler hat, ähnlich Russegger, ein scharfes Auge für die ausgeprägte Körperbezogenheit afrikanischer Kultur. Mit Butter erzeuge man in Dongola eine samtige Geschmeidigkeit der Haut. "Rötlich Schwärzbraun"[1] preist Pückler als die schönste Farbe überhaupt, demgegenüber Weiß in "krankhafter"[2] Bläßlichkeit scheine. Schwarze Haut aber schimmere "wie dunkler Seidenflor über Goldplatten".[3] An den Negermädchen allgemein entzückt die "Grazie unverfälschter Natur".[4] Pückler kann sich nicht genug tun über die zart gemeißelten Hände und Füße einer "abyssinischen"[5] Sklavin, über den Elfenbeinschimmer ihrer "Perlenzähne".[6]

---

1 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III, S. 125
2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 125
3 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 125
4 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 275f.
5 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. II, S.7
6 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 7

2.6.4 Richard Lepsius

2.6.4.1 Matriarchale Elemente im afrikanischen Königtum: Tyrannenmord in Afrika?

Lepsius fasziniert die Frühgeschichte des in Ägypten aufgegangenen Negerkönigreiches von Sennaar. Vor seiner Einverleibung war dieses Nilimperium in einzelne Kleinreiche zerfallen. Einen seiner Regenten besuchte Lepsius, die Sultana von Souba. Die Tatsache ihres weiblichen Geschlechtes gab ihm zu denken. Er erklärt diese Eigentümlichkeit als ein Charakteristikum der Südländer, "bei denen eine große Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes sehr allgemin Sitte gewesen zu sein schien."[1]
Seinem wissenschaftlich-antiquarischen Naturell entsprechend, verfolgt er dieses matriarchale Element bis in Schriften der Antike und die Aufzeichnungen arabischer Kosmographen. So habe bereits Petronius der meroitischen Königin Kandake gedacht. Al-Makrizi berichte, daß die Bega die Geschlechterfolge von der Frauenlinie her gezählt hätten. Desgleichen schreibe Ibn Battuta von der Frauengenealogie eines westlichen Negervolkes, deren Frauen zum Zeichen des Nichtarbeitenmüssens lange Fingernägel getragen hätten. Daß in Fazoql unbeliebte Könige gehenkt würden, gibt Lepsius kommentarlos zur Kenntnis.[2] Diodor habe derlei auch über äthiopische Könige berichtet.[3]

---

1 R. Lepsius, Briefe a. Äg., Äthiop. u.d. Halbins. Sinai, S. 180f.

2 R. Lepsius, a.a.O., S. 212

3 R. Lepsius, a.a.O., S. 212: "Genau dieselbe Todesergebung berichtet Diodor von denen, die in Äthiopien nach richterlichem Spruche sterben sollten." Auch berichtet Lepsius, daß Alte und Kranke lebend begraben würden, a.a.O., S. 212f.

2.6.5 Werner Munzinger

2.6.5.1 Grundlegende Bedeutung der äthiopischen Bogos für das Studium originärer Rechtszustände: fortschreitende Bedrohung derselben

In Munzinger betritt ein Geisteswissenschaftler afrikanischen Boden. Dieser Historiker und Sprachkundler untersucht afrikanische Rechts- und Verfassungsnormen mit dem Begriffswerkzeug europäischer Wissenschaft. So das Recht des eritreischen Volksstammes der Bogos.
Vornehmlich locken Munzinger hier ursprüngliche Rechtszustände, Ausflüsse des Volksgeistes, unberührt vom Einfluß der Amharen und des arabischen Islam. Nicht zuletzt gewähre die Rechtsverfassung der Bogos einen Blick auf das Wesen sich selbst regierender Familienaristokratien, bevor die Königsgewalt (wie im abyssinischen Recht) und "innere Revolutionen"[1] den organischen Sippenzusammenhang aufgelockert hätten, die Familienverbände sich somit gezwungen sähen, "gesetzgebende Gewalt"[2] an den König abzugeben.
Da mag man es hinnehmen, daß "Hirtenvölker ohne Kultur, Industrie, Handel"[3] nur wenig Rechtsfälle böten.

---

1 W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos, S. 4

2 "Das abyssinische Recht, ganz auf der gleichen Basis liegend, hat sich durch die Königsgewalt umgestaltet, der Familienzusammenhang sich durch die inneren Revolutionen gelockert und seine richtende, gesetzgebende Gewalt an den König abgegeben." W. Munzinger, a.a.O., S. 4

3 W. Munzinger, a.a.O., S. 3

Dafür könne man vor Ort verfolgen, wie eine sich selbst regierende Volksfamilie[1] erst nach Erschöpfung der "individuellen Gewalt"[2] dem Recht und Richter das letzte Wort überläßt. Dieser freien Verfügungsgewalt der afrikanischen Familie stellt Munzinger das europäische Gesellschafts- und Staatsmodell entgegen, das er als außerordentlich "intolerant" und beengend begreift: "Die Intoleranz (erg.: des europäischen Staates) will sich in alles mischen. Das Gegentheil findet sich in Afrika, wo das Gesetz nur den Aufrührer und Verbrecher befeindet, sich aber um alles andere nicht kümmert... Was gehen ihn Handel, Sitten, Straßen und Erziehung an?... Jeder ist Herr in seinem Haus und besonders in seiner Familie, die ihm gehört, nicht wie bei uns, wo der Staat die Kinder beansprucht. Daher ist Kindsmord in Afrika kein Verbrechen;... Der Staat kümmert sich nur um die öffentliche Ordnung, und selbst da ist er nur Cassationshof, da die Familie oder die Gemeinde die erste und meist entscheidende Instanz ist. Die Hauptregierung betrifft den Tribut, nicht als Budget, sondern als Zoll an den Mächtigen, der sich und seine Diener bereichert und dafür die Leute unbelästigt läßt. Der Staat in unserem Sinne des Wortes existiert in Afrika nicht und ebensowenig die Gesellschaft. Zweifelsohne ist das Menschengeschlecht hier in seiner Kindheit begriffen..."[3]
Die fortschreitende Kommunikation, der Verkehr zersetzten diese althergebrachten Normen. Ein solchermaßen demoralisiertes Volk vergesse auch sein originäres Recht und seine Sprache.[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 3

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 3

3 W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 64f.

4 "Es ist natürlich, daß ... die erlangte Bekanntschaft mit dem Ausland und der sicher gewordene Verkehr gegen alle Seiten hin ... auf das alte Recht einen zersetzenden, auflösenden Einfluß haben mußte..."
W. Munzinger, Sitten und Recht der Bogos, S. 14ff.

2.6.5.2 Familie und Familienrecht als Grundbausteine der Gesellschaft; wirksame Prohibitive gegen absolutistische Entartung der Herrschaft

Munzinger hebt die grundlegende Bedeutung der Familie hervor. So sei das Volk eine weitverzweigte Familie. Der Familienzusammenhang garantiere das Recht. Der Charakter des Rechtes sei ein patriarchalischer,autokratischer. Der Rechtsbeugung durch ihr Oberhaupt entziehe sich das bewegliche Volk durch Auswanderung. Nach Munzingers Auffassung verhindere diese Notwehr eine monarchische Auskristallisierung der Herrschaft. Enger Raum, Ackerbau und Seßhaftigkeit dagegen begünstigten die Bildung einer Monarchie.[1]
Stets interventionsbereite Nachbarn, ein Gleichgewicht der Aristokratenfamilien und die sakral getönte Anhänglichkeit an das "Volksrecht"[2] erhielten zusätzlich die oligarchische Rechtsordnung.
Grundsätzlich sei in einer solchen Gesellschaft der Fremde der Feind. Allenfalls Heiratsverbindungen mit Nachbarstämmen erzeugten eine gewisse Vorform des Völkerrechts. Wie auch ein Individuum ohne Familie außerhalb des Rechtes stehe.

---

1 "Auf der Nordgrenze Abyssiniens, wo die Leute eher Hirten als Ackerbauern sind,..., ist die Auswanderung von ganzen Stämmen das Werk einer Nacht... Dies ist die Ursache, daß sich auf den Nordgrenzen Ethiopiens nie eine Monarchie bilden konnte. Engigkeit, Ackerbau, Seßhaftigkeit begünstigen eine Königsherrschaft."
W. Munzinger, a.a.O., S. 25

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 26

Munzinger faßt die Bedeutung der Familie zusammen:
"Die Familie ist der Staat, der Souverän, der Gesetzgeber."[1]
"Sie hat das Recht über Leben und Tod der einzelnen Glieder.
Die Eifersucht untereinander verhindert das Aufkommen einer Monarchie."[2]

2.6.5.3 Blick auf einzelne Rechtszustände: Vatergewalt, Wesen und Ursache der Leibeigenschaft, Eheverhältnisse

Munzinger bezeichnet die Rechtsverhältnisse als sehr einfach. Sie bestimmten die Beziehungen zwischen Vater und Sohn, Schutzherr und Untergebenem, Mann und Frau. Sie umfaßten zusätzliche Bestimmungen über Sachrecht und Blutrecht.
Die Vatergewalt - bis zur Großjährigkeit dauernd - sei schrankenlos und begreife die Tötung und den in Notzeiten üblichen Kinderverkauf mit ein.
Munzinger ist stolz auf seine eigene Administration, die einen solch "schändlichen Mißbrauch der Vatergewalt"[3] unterbunden habe.
Sehr aufmerksam hat Munzinger die Formen der Leibeigenschaft beobachtet. Er bezeichnet die Leibeigenschaft als gegenseitiges Versprechen richterlichen Fürspruches und persönlicher Dienstpflicht.[4] Vorteilhaft seien die geringen Dienstlasten, das Fehlen jeglichen kastenhaften Sichabschließens.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 26ff.
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 29
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 38
4 W. Munzinger, a.a.O., S. 43

Munzinger unterscheidet endogene und exogene[1] Ursachen der Leibeigenschaft: Geburt, Schuldentilgung[2], freiwillige Anerkennung, Invasion.[3]
Das Verhältnis zwischen Mann und Frau schildert der Schweizer als ein kühl-vertragsmäßig kalkulierendes Handeln um Gabe und Gegengabe.[4] Die Frau sei durchgängig rechtsunfähig. Ihr oblägen weder Rechte noch Pflichten.
Munzinger wertet die niedrige rechtliche Stellung der Frau überaus negativ. So glaubt er, daß dies auf den Charakter der Frau "nicht veredelnd"[5] wirke.

---

1 "Die Botmäßigkeit hat ihren Ursprung in kriegerischer Unterwerfung oder in der Hülflosigkeit vereinzelter Einwanderer gegenüber einem starken, eng verwandten Volke."
W. Munzinger, a.a.O., S. 48

2 Nach Munzinger sind oft "unklare Rechtshändel" Ursache der Leibeigenschaft.
W. Munzinger, a.a.O., S. 51

3 "...machtlos, der Invasion zu widerstehen, erkauften sie die Duldung mit schleuniger Unterwerfung... Unähnlich den Normannen und anderen europäischen Eindringlingen, erlauben sie (=die Invasoren) sich keinen Angriff auf das Bodenrecht."
W. Munzinger, a.a.O., S. 49ff.

4 Die Frau wird gekauft; sie wird auch vererbt. Familienbündnisse sind oft genug der Sinn der von den Eltern vorgenommenen Verheiratungen.
W. Munzinger, a.a.O., S. 56 u. 73

5 "Wir haben im Text gesehen, daß das Gesetz die Frau sehr niedrig stellt, und wenn auch gegenseitige Liebe Ausnahmen bewirkt, so ist es doch sicher, daß die Rechtlosigkeit des Weibes nicht geeignet ist, seinen Charakter zu veredeln."
W. Munzinger, a.a.O., S. 64
Schwängerung einer Jungfrau wird jedoch mit dem Tode bestraft.

Die Alltäglichkeit und Leichtigkeit der Scheidung entwerte die Ehe.[1]
Munzinger bezeichnet es als ein "Hauptvorurteil"[2] dieses Volkes, "daß der wahre Zustand der Frau der Müßiggang sei und nur die Noth sie zur Arbeit verpflichte."[3]
Das Vermögen vererbe man rein patrilinear.[4]

---

1 "Die Scheidungen sind alltäglich, weil das Gesetz sie erleichtert und die Kinder ohne Befragen verlobt werden."
W. Munzinger, a.a.O., S. 64

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 67

3 W. Munzinger, a.a.O., S. 67

4 "Das Vermögen geht durch Erbschaft vom Vater auf die engere Familie über, mit Bevorzugung des Ältesten und mit vollständigem Ausschluß der weiblichen Kinder."
W. Munzinger, a.a.O., S. 73

2.6.5.4 Das Strafrecht: Bußgelder und Selbstjustiz; mangelnde ethische Fundamentierung des Strafrechts

Die als Strafe zugemessenen Geldbußen seien allein "Schreckmittel"[1], da das Hauptanliegen des Strafrechtes die Entschädigung des Betroffenen sei. Mitnichten vertrete das Recht einen irgendgearteten moralischen oder gar religiösen Imperativ.[2]
Anders sei es mit dem Blutrecht bestellt. Bei Mord gelte das Talionsprinzip. Blutgelder ersetzten die Vergeltung nur im Ausnahmefalle. Letztlich sichere sein Recht sich jeder selbst.
Die Blutrache scheint Munzinger selbstverständlich, da der Mensch "von göttlichen und menschlichen Banden frei, mit seiner Intelligenz ein wildes Thier zu Schanden macht."[3]
Denn: "In Europa schreckt den Gottlosen des Richters unheimliches Schwert; Wo ist die Schranke des Wilden, den niemand regiert und dem Religion ein bloßes Wort scheint?"[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 75

2 "Die Geldbuße ist ein Schreckmittel, womit man in diesem räuberischen Lande das Eigenthum zu sichern sucht, und keineswegs eine Strafe oder Rache des verletzten Rechts, da das Fetech des Landes mit Moral nichts zu schaffen hat."
W. Munzinger, a.a.O., S. 75
Dazu auch: "Die Idee Gottes als Rechtsprinzip ist unbekannt; Recht und Moral haben ... keinen Zusammenhang."
W. Munzinger, a.a.O., S. 24
Zur Laxheit des Eigentumbegriffes führt Munzinger weiter aus: "Da die Bogos mit dem Auslande in keinem Völkerrechte stehen, und von Natur aus jedem Fremden feind sind, so ist die Verletzung fremden Eigenthums keineswegs als Verbrechen betrachtet..."
W. Munzinger, a.a.O., S. 75

3 W. Munzinger, a.a.O., S. 88

4 W. Munzinger, a.a.O., S. 88

Das Recht ruhe auf Religion und Sitte. Letztere Elemente entfielen bei den Bogos, da die Erinnerungen an das äthiopische Christentum verblaßt seien.
Für Munzinger selbstverständlich, daß ein solches Volk dem Islam anheimfalle, denn diese "unmoralische, äußerliche Religion"[1] verspreche den Himmel für einen Glauben ohne verdienstliches Werk, ohne "unangenehme Veränderung in Leben und Thun".[2]
Darüberhinaus webe der Islam um die Gewalt eine Aura der Heiligkeit.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 91
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 91

2.6.5.5 Kulturelles Altersstadium des Äthiopiertums; Verhaltensnormen der Bogos; geringe Lernbereitschaft des Afrikanertums allgemein

Nach dem Urteil Munzingers haben die äthiopischen Völker das Stadium primitiven Naturkindertums hinter sich gelassen.[1] Vielmehr laste über den Äthiopiern eine gewisse Altersmüdigkeit, die sich vor der "trostlosen Gegenwart"[2] in die Vergangenheit flüchte. Solche Völker liessen nicht, wie Primitive, viel fürchten und viel hoffen. Sie ruhen in einer statischen Mitte, fern jeglicher Aufgipfelung im Guten wie im Bösen. Allzuleicht versackten solche Völker in Gleichgültigkeit und Roheit. Doch erzeuge der Kompost aus zersetzten Überlieferungen und vergessener Vergangenheit gewissermaßen eine zweite Primitivität, aus der ein abgesunkenes Volk neue Jugendkraft ziehen könne.[3]
Munzinger hat einen Sittenkatalog der äthiopischen Bogos zusammengestellt: äußerliche Unbewegtheit des Gemüts, Höflichkeit und Loyalität, Großmütigkeit; Arbeit stünde in geringem Kurs.
Die Hauptlaster seien wie folgt: Neid, Verleumdungssucht, Undankbarkeit, Egoismus - nach Munzinger die typischen Fehler eines barbarischen Volkes. Spezielle Urlaster Afrikas seien sexuelle Zügellosigkeit und Mißbrauch von Alkohol.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 92

2 "Um im Allgemeinen zu reden, kann man die äthiopischen Völker durchaus nicht als primitve Naturkinder betrachten..." W. Munzinger, a.a.O., S. 92

3 "Doch kann man hoffen, daß gesunkene Völker,..., aus ihrer Wildheit neue Jugendkraft schöpfen; umso mehr, wenn ihnen Europa auf uninteressierte Weise die hülfreiche Hand reicht." W. Munzinger, a.a.O., S. 92

Staat und Gesellschaft ließen dem Einzelnen freien Spielraum. Die öffentliche Meinung übe nur selten moralischen Druck aus.[1] Der Afrikaner allgemein lerne nur ungerne dazu; schuld daran seien der nach Munzinger unerhörte Eigendünkel der Afrikaner, dazu eine Selbstgenügsamkeit, gipfelnd in einer"platten Indifferenz"[2], die nur den Augenblick beachte. Dem Neuen verschließe sich auch ein Traditionalismus, der nicht weiter hinterfragt werde. Sitten versteinerten dergestalt zu Dogmen; Fremdes werte man als schlechthin Verwerfliches ab.

2.6.5.6 Versuch einer epochenmorphologischen Einordnung Äthiopiens: afrikanisches "Merowingertum" und "Soldatenkaisertum"

Grundsätzlich charakterisiert Munzinger Äthiopien als mittelalterlich, "merowingisch" in seiner "unausgegorenen Halbbarbarei auf altem Kulturboden."[3] Die Usurpatoren Ras Michael und Theodoros hätten die Legitimitätskette der Dynastie von Salomo und Saba durchbrochen. Ihre Regierung bezeichnet Munzinger in Analogie zur Spätantike als "Soldatenkaisertum."[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 93

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 94

3 W. Munzinger, Ostafrikanische Studien, S. 33

4 W. Munzinger, a.a.O., S. 34ff.

2.6.5.7 Mangelnde Differenziertheit der äthiopischen Gesellschaft; Dualismus von Staatsgedanke und Nation; mangelndes politisches Leben

Munzinger kann keinerlei patriotisches Ferment entdecken, da Reichsidee und Volk-Nation sich nicht deckten.[1] Anstelle vaterländischer Staatshingabe herrschten egoistischer Partikularismus und Sehnsucht nach materieller Sicherheit und Ordnung. Letzteres Element begünstige einen Militärdespotismus, dem freilich die innere Lebensfähigkeit fehle. Da sich keinerlei politische Meinungen entwickelten, könnten sich auch keine Parteien bilden.
Die natürlichen Talente des Volkes lägen brach, unerweckt von "Konkurrenz und gutem Beispiel".[2]
Die Wissenschaft sei, wie im europäischen Mittelalter, Monopol des Klerus und der Ärzteschaft.
Die Gesellschaft Äthiopiens erscheine amorph, ungegliedert, ungeschichtet. Munzinger umschreibt diesen Zustand als "demokratischen Nivellismus".[3] Feudale Abhängigkeitsverhältnisse bestünden nicht, "da die Völker im labilen Gleichgewichte miteinander leben."[4]
Desgleichen vermißt Munzinger berufsständische Sonderungen, wie auch ein Bürgertum nicht existiere.

---

1 "Es gibt auch keinen abyssinischen Patriotismus, da dies Reich sich nicht als ein Volk betrachtet."
W. Munzinger, a.a.O., S. 35f.
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 31
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 34f.
4 W. Munzinger, a.a.O., S. 34f.

2.6.5.8 Jüdisch-semitischer Charakter des äthiopischen Christentums

Im äthiopischen Christentum beobachtet Munzinger eine außerordentliche Religionsmischung und -trübung, herrührend aus Mißständen ähnlich dem europäischen Mittelalter: lückenhafte theologische Kenntnisse, Unsittlichkeit und Überzahl der Mönche. Außerordentlich ungünstig beeinflusse der semitische Judaismus das Denken: so verkruste der religiöse Geist zur bloßen Form, erstarre in Ritualismus und äußerlicher Werkgerechtigkeit. Hochmütig teilten die Theologen die Schöpfung in Rein und Unrein; in pharisäischer Manier klebe man am Buchstaben, betreibe Wortvergötzung ohne lebenden Geist.[1]
Trotzdem erhofft Munzinger gerade von der äthiopischen Kirche eine Erneuerung im Sinne der europäischen Reformation.[2]

---

1 W. Munzinger, a.a.O.,S. 50f.

2 "Wenn die Analogie der abyssinischen Zustände mit unserem Mittelalter uns klar geworden ist, so dürfen wir wohl wünschen, daß die äthiopische Kirche der gleichen Regeneration theilhaftig werde."
W. Munzinger, a.a.O., S. 55

2.6.5.9 Versuch einer Charakterisierung der afrikanischen Seelenlage; hypothetische Folgen für Gesellschaft und Staat; gesellschafts- und staatspolitische Ausgleichsfunktion des Islam

Dieser ausgeprägte Semitismus habe nun ein gänzlich andersgeartetes Afrikanertum überlagert. Munzinger beurteilt den typischen Afrikaner als leichtgläubig, jedem religiösen Fanatismus abhold, ohne analytische Scheidekraft.[1]
Hänge der Afrikaner einem bestimmten Glauben an, denke er nicht an dessen Weiterverbreitung. Daran hindere ihn ein tief eingewurzelter Hang zur Isoliertheit, die als Gegenkraft einen wieder zusammenspannenden Despotismus herbeirufe. Dieser Wechsel von dörflichem Zentrifugalismus und autoritärem Zentralismus präge die afrikanische Geschichte.
Munzinger erklärt auch aus diesem Hang zur Vereinzelung den oft wenig geschichteten, nivellierten Charakter afrikanischer Gesellschaften. Denn nach seinen Vorstellungen erwächst eine Aristokratie aus dem Drang, alle Glieder einer Sippe und Familie in wirksamstem Zusammenhange zu halten. Aus dem eigentümlichen dörflichen Isolationismus des Afrikaners leite sich also das Fehlen eines übergreifenden politischen Zusammenhanges ab, ebenso der Verzicht auf Beamtenschaft und Königtum, ebenso die geringe Bereitschaft, Schutz- und Hilfsbündnisse abzuschließen. Ein solch ausgeprägter Partikularismus schlage um in einen nicht minder krassen Aristokratismus, Tyrannismus.

---

1 "Warum mit Hilfe von Sprachen streiten, deren Wörter nichts Ethisches haben, bei Völkern, die alles grob sinnlich auffassen."
Auch spricht Munzinger den äthiopischen Völkern jegliche exakte Begrifflichkeit ab.
W. Munzinger, a.a.O., S. 53

Dieser beanspruche Leben und Land, Weib und Kind seiner Untertanen.[1]
Munzinger erklärt nun aus diesem Zwiespalt die Anziehungskraft des Islam für das Afrikanertum. Diese Religion wirke als regulativer Mechanismus. Ihr Glaube an die Gleichheit aller Menschen vor Gott schwäche den Ausschließlichkeitsanspruch der Aristokratie. Der Islam arbeite der Zerstreuung entgegen, indem er die Gläubigen zu Kollektivaktionen versammle, wie Pilgerschaft und Heiliger Krieg. Der Islam eine die Gläubigen gegen den "Kafir", den Ungläubigen, der selbstredend ein Feind ist; der Islam schaffe also im Glauben Zusammenhang, wo vorher dörflich-unverbundenes Nebeneinander geherrscht hat.
Eine solch religiös geprägte Staatsbildung dürfe aber nach Munzinger nicht als Theokratie verstanden werden. Denn die Einheit von Staat und Religion kenne keinerlei Bildung einer Kirche, die sich im okzidentalen Sinne als Gegenorganisation zum weltlichen Staat verstehen könnte. Des weiteren fehle eine Priesterhierarchie, da der Gottesdienst in einem eigentümlichen Sinne denokratisch sei: die liturgischen Verrichtungen und Gebete bedürften keines geweihten Priestertums.[2]

---

1 "... eine Centrifugalkraft, die dann wieder durch einen extremen Despotismus bekämpft werden muß."
W. Munzinger, a.a.O., S. 58

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 64

2.6.5.10 Die afrikanische Seele und ihre Affinität zum Islam

Das Wesen des Islam und der Charakter des Afrikaners entsprächen sich in vielerlei Hinsicht. Dem extravertierten Grundgefühl des Afrikanertums schmeichle die so öffentlichswirksame Schaustellung des Glaubens, dessen massenwirksamer Konventionalismus mitnichten als Einengung des persönlichen Verkehrs mit Gott empfunden werde. Dem korrespondiere auch die seelische Grundstimmung des islamischen Gebets. Munzinger charakterisiert dieses als einen gänzlich unverschatteten Preis der Schöpfung Allahs, während das von der Skepsis der Zivilisation angenagte Christentum die Gebetsform der Bitte bevorzuge, nach Munzinger Indiz einer schon labilen Seelenlage.[1]
Auf der einen Seite das Pathos begeisterter Hinnahme, auf der anderen Seite der wühlende, kämpfende, oft genug zweifelnde Drang der Bitte, dem ein Gran Begehrlichkeit beigemischt sei. Stolzes Auftrumpfen, Kampf, das alles atme Männlichkeit, die den - so Munzinger - stolzen und sinnlichen Afrikaner begeistere. Dem gegenüber die Demutshaltung des Christentums, sein Geist der Selbstverleugnung nach afrikanischer Sicht mehr dem Weibe zustehe.[2]
Der angeborene Schicksalsglaube des Afrikaners begünstige den Islam, während seine Nüchternheit eher abstoßend wirken könne.

---

1 "Diese ungeschwächte Glaubenskraft, die unserer zweifelsvollen unentschlossenen Civilisation abgeht, flößt dem Neubekehrten Vertrauen ein."
W. Munzinger, a.a.O., S. 61f.

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 61f.

2.6.5.11 Vorbemerkung des Verfassers

Die folgenden Kapitel enthalten Munzingers Beobachtungen und Gedanken über äthiopische Einzelvölker; dabei ist es nicht leicht, auszumachen, inwieweit diese Völkerschaften vom Autor als schon halbarabisch aufgefaßt worden sind oder als autochthones Afrikanertum, versetzt mit araboiden Elementen. Die mannigfaltigen, sich manchmal widersprechenden Beobachtungen und die gedanklichen Schlußfolgerungen stehen sich oft genug unerklärt gegenüber. Ich habe sie dennoch, thematisch geordnet, referiert. Munzingers daraus hervorleuchtende, höchst eigentümliche Gedankenwelt verdient dieses Bemühen.

2.6.5.12 Das Volk der Marea

2.6.5.12.1 Dunkelheit der Ursprünge; ausschließliches Denken in Familienzusammenhängen

Die Ursprünge der äthiopischen Völker seien kaum zu erhellen, da sie in Recht und Sitte alle übereinstimmten, obwohl sich die Völker nationell unterschieden.[1] Einwanderer und Vorbevölkerung hätten sich mannigfach verbunden und vermischt.

---

1 Nach Munzinger neigen kleine Ansiedlergruppen dazu, die Sprache der massestärkeren Vorbevölkerung zu übernehmen; aber: "Je größer freilich ein Volk wird, desto schwerer wird sich seine Sprache verändern."
W. Munzinger, a.a.O., S. 224

Für aristokratische Völker gälten die Begriffe Familie und Gemeinde als ein und dasselbe. Innerhalb des Stammes achte man das Individuum nur als Glied des Familienringes, jedes Kind trage Verwandtschaft und Genealogie im Bewußtsein. Derartiges Eingewobensein in Familienzusammenhänge entspringe einer kontaktarmen, abgeschlossenen Existenz. [1]

2.6.5.12.2 Adelsbegriff und Adelserbrecht; dessen allmähliche Auflösung durch den Islam

Munzinger unterscheidet zwischen dem Adel semitischer und europäischer Prägung. Der Semite begreife den Adel als einen organischen, patriarchalischen Stand, dessen Spitze notwendig der König sei. Demgegenüber sei das europäische Königtum scharf antiaristokratisch, "ein Kind der Demokratie". [2]
Das altadlige Erbrecht bevorzuge den Erstgeborenen. Dieser erstgeburtsrechtliche Exklusivismus werde vom einsickernden islamischen Erbrecht ausgehöhlt.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 222

2 "Wenn ich von Adel rede, so verbinde ich damit nicht den europäischen Sinn des Wortes, sondern ich meine den patriarchalischen Adel der Semiten, dessen König der Erstgeborene ist als notwendige Spitze des Hauses. Deswegen ist hier das Königthum aus dem Adel herausgewachsen, während es in Europa als Feind des Adels ein Kind der Demokratie ist."
W. Munzinger, a.a.O., S. 234

Die nach Munzinger demokratischen Prinzipien des Islam stellten alle Kinder, sogar die Töchter, rechtlich gleich.[1] Das alte Volksrecht passe sich dem allmählich an.

2.6.5.12.3 Ungeschmälerter Klassencharakter des Strafrechts

Trotzdem bestünden noch alte Sonderungen weiter. So unterscheide man im Strafrecht sehr wohl zwischen dem Adligen und dem Gemeinen und bevorzuge den ersteren in krasser Weise.
Nur allzuleicht könne auch ein Freier auf den Stand des Leibeignen hinuntergedrückt werden.[2] Derartige Leichtfertigkeit mindere sich im Bereiche des Islam und des Christentums, da Monotheismen durchweg den Einzelmenschen höher achteten.
Unbarmherzig bestraften die Marea unerlaubte Schwängerungen: Munzinger fügt aber sogleich hinzu, daß nicht Tugendstolz, sondern "Adelsübermuth"[3] die Triebfeder dieses moralischen Rigorismus sei: je edler die Familie sich wähne, desto entschiedener wehre sie unerwünschtes Erbgut ab.

---

1 "Der Islam aber, dessen Principien demokratisch sind, der bekanntlich alle Kinder gleichstellt und sogar die Töchter (erg.: vom Erbe) nicht ausschließt, hat schon angefangenen sich bei den Marea einzunisten..."
W. Munzinger, a.a.O.,S. 242

2 "Was den europäischen Beobachter... empört..."
W. Munzinger, a.a.O., S. 245f.

3 W. Munzinger, a.a.O., S. 243f.

2.6.5.12.4 Mangelndes gesamtstaatliches Gefühl einer Adelsgesellschaft

Der aristokratische Individualismus, der übertriebene Stolz auf die Unabhängigkeit im eigenen Haus zersplittere ein Volk und schwäche es gegenüber Nachbarstaaten. Denn: eine Nation, die nichts an das Gemeinwesen abgeben wolle, müsse notwendigerweise zerfallen.[1]

2.6.5.13 Das Volk der Beni Amer

2.6.5.13.1 Hypothetischer Ursprung der Beni Amer

Munzinger unterscheidet innerhalb des äthiopischen Großraumes sogenannte "Nordvölker" und "abyssinische Südvölker".[2] Möglicherweise seien nun die Beni Amer das Mischprodukt dieser Völkergruppen. Die Unterworfenen[3] hätten den Eindringlingen gegenüber die Sprache durchgesetzt. Die dem Klima und der Landschaft einzig passende Nomadenexistenz habe die zwei Völker im Habitus zusätzlich angeglichen. "So bestimmt der Boden den Charakter und die Lebensart, trotz des verschiedenen Ursprungs."[4]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 247

2 W. Munzinger, a.a.O., S. 279

3 Von Munzinger nicht expressis verbis genannt, doch dürften damit wohl die "Nordvölker" gemeint sein.

4 W. Munzinger, a.a.O., S. 289

2.6.5.13.2 Negatives Charakterbild

Munzinger entwirft ein düsteres Bild: Ehrlosigkeit, Herzlosigkeit, schwankendes Gefühlsleben; eitle Mißachtung alles Fremden, Treulosigkeit. "Wie bei allen geistlosen Völkern"[1], so Munzinger, "steht die rohe Tapferkeit gewaltig im Kurse."

2.6.5.13.3 Gesellschaftsstruktur und Recht

Munzinger unterscheidet alteingesessenes Familienrecht vom neu eingedrungenen islamischen Scheriatrecht. Die ausgeprägte Feudalstruktur gehe auf eine "förmliche Eroberung"[2] zurück.
Das Sachenrecht beurteilt Munzinger als äußerst einfach, da eine Hirtennation nur bewegliches Eigentum kenne. Land, Gras, Baum und Wasser gälten als Allmende des ganzen Volkes. Zum Eherecht bemerkt Munzinger, daß bei unzivilisierten Völkern die Religion an Stelle des Naturrechtes die Ehehindernisse aufrichte.[3] Die Blutsverwandtschaft müsse im Bereich des Islam eine Eheschließung nicht unbedingt vereiteln.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 336f.
2 W. Munzinger, a.a.O., S. 317
3 W. Munzinger, a.a.O., S. 319

2.6.5.13.4 Bedeutende Stellung der Frau

Der Stellung der Frau widmet Munzinger viel Aufmerksamkeit. Sie genieße, obwohl gekauft, eine relativ unabhängige Stellung. Bei Impotenz des Mannes könne sie auf Scheidung dringen. Der Mann müsse daher seinen Defekt vor allem Volk als fälschlich angegeben ausweisen, wolle er dem Ansinnen seines Weibes trotzen. Munzinger erachtet eine derartige Praxis als eine "Schamlosigkeit des Volksgeistes"[1] sondergleichen.
Wohl könne die Frau weder Zeugschaft leisten noch bürgen, aber sie behalte in der Ehe ihren eigenen Besitz. Das habe für das Eheleben bedenkliche Folgen. Der Mann, der materiellen Macht seiner Frau eingedenk, hänge vom guten Willen seines Weibes ab, mehr als Munzinger das für recht hält.[2]
Habsucht, Unverschämtheit und Trotz seien deshalb die Grundzüge weiblichen Wesens, dazu ein eigentümlich männliches Erwerbsdenken, sodaß Munzinger geradézu von einem Rollenwechsel[3] der Geschlechter reden muß, wenn er die Ehefrauen emsigst mit Heimindustrie beschäftigt sieht, dieweil der Ehemann unter dem Higlibaume träumt.[4]

---

1 "Kann die Frau Impotenz nachweisen, so erhält sie die Hälfte des Ehegutes." Das Ehegut besteht aus dme Kaufpreis der Frau und der Aussteuer des Brautvaters.
W. Munzinger, a.a.O., S. 321

2 "Da fast alles Vermögen gemeinschaftlich ist, so thut der Mann nicht den kleinsten Schritt, ohne mit seiner Frau zu berathen, hängt also sehr bedenklich von ihrem guten Willen ab."
W. Munzinger, a.a.O., S. 325

3 "Es scheinen überhaupt bei den Beni Amer die Rollen gewechselt zu haben," W. Munzinger, a.a.O., S. 327

4 W. Munzinger, a.a.O., S. 327

2.6.5.13.5 Anlehnung der Beni Amer an die Türken; darauffolgende monarchische Tendenzen

Die Beni Amer bewegten sich zwischen den Hadendoa im Norden und dem abessinischen Kaiserstaat im Süden. Selbstverständlich, so Munzinger, daß dieses eingeklemmte Volk Anlehnung bei einem Dritten gesucht habe. Früher beim Fundsch-Reich von Sennaar, jetzt bei ihren Nachfolgern, den Türken.
Die orientalisch-türkische Staats- und Herrschaftsauffassung sei dem Unabhängigkeitswillen eines Kleinreiches durchaus günstig; so beschränke sich der osmanische Herrschaftsanspruch auf die Tributleistung. Dieser weise Verzicht auf weitergehende Eingriffe erkläre auch die oft erstaunliche Rasanz orientalischer Großreichbildungen. Weite sich dagegen dieser Herrschaftsbegriff aus auf Recht, Sitte und Verfassung, so stoße er gerade bei Nomaden auf entschiedenen Widerstand.[1]

---

1 "Man darf sich nicht über die leichte Eroberung großer Landstriche im Orient wundern; sie ist nur leicht, solange sie sich mit dem orientalischen Begriff der Herrschaft und dem Tribut begnügt; sobald sie sich Recht und Gericht, Sitten und Verfassung unterwerfen will, wird sie auf ernste Schwierigkeiten stoßen und zwar besonders bei Nomaden. Diese wollen sich mit dem Tribut nur sichere Weide erkaufen."
W. Munzinger, a.a.O., S. 291

Munzinger legt dann dar, wie der Adel der Beni Amer und die Türken eine Allianz eingegangen seien, die den ersteren Macht über die Gemeinen und Steuern, den letzteren Oberhoheit und Tribut sicherten. Aristokratische und auch monarchische Tendenzen gewännen jetzt viel mehr Raum, da die allfällige Intervention der Türken für Adel und Häuptling die vorher so ungesicherte Stellung außerordentlich verfestigt habe.[1]

---

1 "...seitdem regiert der Adel viel unumschränkter, und vor allem der Deglel (=König) hat eine nie gekannte Macht bekommen."
W. Munzinger, a.a.O., S. 293

2.6.5.14 Ackerbautreibende Kleinvölker:
Barea, Bazen, Kunama

2.6.5.14.1 Bedrohliche Zwischenlage

Diese Kleinvölker lebten eingeklemmt zwischen Abessiniern und islamisierten Stämmen ohne "regenerativen Rückhalt an einer Stammnation".[1]
Bei den Barea und Beni Amer erkennt Munzinger die Urfeindschaft zwischen demokratischen Ackerbauern[2] und den aristokratischen Nomaden. Diese Kleinvölker könnten sich unter Umständen an eine dritte Kraft anlehnen. Der Fremdenhaß schwinde.[3]
Munzinger wünscht, daß europäische Politik und christliche Mission sich dieser Völkerschaften annähmen.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 456

2 "Die Berührung konnte nur eine feindliche sein; die Barea sind Demokraten, Ackerbauern, die Beni Amer Aristokraten, Nomaden."
W. Munzinger, a.a.O., S. 457

3 Nach Munzinger wetteifern sowohl die Osmanen wie auch der abessinische König Theodoros um die Herrschaft über dieses Kleinvölkergemenge an der Küste des Roten Meeres.
W. Munzinger, a.a.O., S. 459

2.6.5.14.2 Soziale Bindekräfte

Munzinger beobachtet ein gewisses religiöses Vakuum: diese Zwischenvölker seien nicht mehr ganz Christen, aber noch nicht Muslime.
Die Achtung vor der Autorität des Alters sichere den gesellschaftlichen Zusammenhang. Nach Munzinger bedarf nämlich jede Gesellschaft, jeder Staat eines inneren Lebens, eines Bewußtseins, das die auseinanderstrebenden Kräfte bindet. Ein Zufallsagglomerat von Individuen ohne ideelle Gemeinsamkeit zerfalle notwendigerweise.[1]
Dem gefährlichen Einzelegoismus wirkten folgende Kräfte entgegen: positive Religion, Familientrieb, Achtung vor dem Alter.

---

1 "Es gibt gewiß keinen Staat, keine Gesellschaft, die durch Zufall oder Personen lange sich halten kann. Es muß ein gewisses inneres Leben, ein Bewußtsein da sein, das die auseinandergehenden Kräfte zusammenhält, eine so zu nennende Religion. Bei den aristokratischen Völkern, bei denen eine geoffenbarte Religion positive Religion nur zufällig nebensächlich sich findet, ist es die Familie und ihr Trieb, durch langes Zusammenhalten sich zu verewigen, was dem Egoismus des Individuums entgegenarbeitet."
W. Munzinger, a.a.O., S. 475

2.6.5.14.3 Gesellschaftliche Struktur

Die Gesellschaft, vor allem der Barea, zerfalle in keinerlei Sonderungen. Jedermann arbeite auf dem Felde, und Munzinger nennt diese Gleichheit der Geschlechter und Generationen vor der Notwendigkeit der Ackerbestellung einen wohltätigen Anblick.[1]
Jede Kleinfamilie - Sippenverbände bestünden nicht - bebaue ihren Grund allein; es existierten also keinerlei Formen von Arbeitskollektiven, die sich über der Ernteverteilung zerstreiten könnten.[2] Man siedle in geschlossenen Dörfern; nach Munzinger ein Charakteristikum demokratischer Agrargesellschaften, dem das feudale Einzelgehöft[3] entgegenstehe.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 515

2 "In Gesellschaft das gleiche Feld zusammen zu pflügen und sich die Erndte zu theilen... kommt hier nicht vor und verhindert manchen Streit..."
W. Munzinger, a.a.O., S. 481

3 "Wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir dem aristokratischen Leben das Gehöft, das Auseinanderwohnen, dem demokratischen das Dorf, das Zusammenwohnen, zuordnen."
W. Munzinger, a.a.O., S. 506

Eine feudalistische Aufspaltung der Gesellschaft drohe nicht, da die Strafe der Schuldknechtschaft unbekannt sei[1]. Wie nach Munzinger überhaupt ein allzu scharf gefaßter Eigentumsbegriff die Freiheit des Einzelnen bedrohe.
Munzinger faßt zusammen: die Barea hätten in friedlichem Gemeindeleben[2] auf staatliche Strukturen verzichtet. Im Kriegsfalle dagegen setzten sie eine monarchische Führung ein.

2.6.5.14.4 Wirtschaftliche Zustände

Munzinger leitet den egalitären Gesellschaftscharakter aus den dürftigen wirtschaftlichen Umständen ab. Die Ökonomie beschränke sich auf die Lebensnotdurft. Es fehle die für aristokratische Hirtenvölker so bezeichnende Versessenheit auf Viehmassen; man zeichne für das spärliche Hornvieh keine Stammbäume auf, man treibe kaum Handel, und Münze kursiere nur in geringem Maße; nach Munzinger existiert nichts, was den Eigentumsbegriff schärfen könnte. Deshalb seien auch der Sklaverei ihre Hauptquellen verstopft, nach der Auffassung der Bazen sei der Mensch von Natur frei.[3]

---

1 "Was aber bei den aristokratischen Völkern am ersten Knechte erzeugt, ist ihr scharfes Recht, das nicht nur die Person, sondern die ganze Familie für verletztes Eigentum verantwortlich macht." W. Munzinger, a.a.O., S. 483

2 Einzig die Alten üben in einer Art gerontokratischem Senat ein Übergewicht aus, besonders betrifft das die Entscheidung über Krieg und Frieden. W. Munzinger, a.a.O., S. 477

3 "Nach dieser Philosophie ist jeder Mensch in gewisser Hinsicht Sclave (erg.: weil kein Herr) und in gewisser Hinsicht frei, die Person kann nie Sache werden oder ihretwegen das Princip der Persönlichkeit, die Freiheit, verlieren."
W. Munzinger, a.a.O., S. 485

2.6.5.14.5 Erbrecht, Eherecht, Rechtspflege, Begräbnissitten

Das Erbe gehe auf die Kinder der Schwester über.[1] Derart matrilineare Erbfolge erklärt sich Munzinger aus der etwas laxen Ehemoral: oft lasse sich der Vater des Kindes nicht sicher bestimmen. Munzinger wertet dieses Erbrecht als einen tiefen Eingriff in den Familienzusammenhang. Die Mißachtung des elementaren Verhältnisses von Vater und Sohn widerstreite allen westlichen und östlichen Begriffen.[2]
Das Scheidungsverfahren bestehe aus der einfachen räumlichen Trennung des Paares und verzichte auf peinliche Prozeßrituale;[3] Munzinger wertet dies als wohltätig.
Die eheliche Treue schwanke von Volk zu Volk. Von der Liederlichkeit der Bazen hebe sich die Beständigkeit der Bareafrauen wohltuend ab; doch die Barea seien eine Ausnahme.[4]

---

1 Auch der Schwager ist erbberechtigt, ausgeschlossen sind durchweg die eigenen Kinder.

2 "...Wenn meine eigenen Kinder mich nichts angehen, sondern allein ihren mütterlichen Verwandten nachgehen, wenn dagegen mein Schwesterkind eng mit mir zusammenhängt..., so muß sich das ganze Leben von Grund aus ändern."
W. Munzinger, a.a.O., S. 491

3 W. Munzinger, a.a.O., S. 489

4 Nach Munzinger weichen die Barea auch darin von ihren Nachbarvölkern ab, daß sie Mädchen den Knaben vorziehen.
W. Munzinger, a.a.O., S. 527

Nicht zuletzt der Fleiß und die Geschäftigkeit der Bareafrauen festigten ihr Eheleben. Denn die Müßigkeit der weitaus meisten Frauen Äthiopiens zerstöre die Harmonie der Gatten.[1]
Außereheliche Kinder nehme man gerne als Zugabe, ein nach Munzinger freundlicher, demokratischer Zug dieser Ackerbauvölker, denn nur der feudale Stolz auf die eigene Echtbürtigkeit stoße den Fremdgezeugten von sich.[2]
Der Mangel an Staatsorganen belasse die Rechtsvollstreckung in der Hand des Einzelnen,[3] in der Form der Blutrache.[4] Nach Munzinger vermag nur eine Monarchie die Exekution von Bluturteilen in einem Vollstreckungsorgan monopolartig zu vereinigen.
In die Trauerklage stimmten auch die Männer ein, während aristokratische Völker, so Munzinger, es für unmännlich ansähen, das Leid äußerlich zu zeigen.[5]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 526

2 "Wir finden darin einen großen Gegensatz zu den aristokratischen Völkern..., die nie ein uneheliches Kind dulden und sogar die unvorsichtigen Mütter dem Familienstolz opfern."
W. Munzinger, a.a.O., S. 486

3 "Nun können wir aber nicht erwarten, daß lose verbundene Gemeinden die Blutrache über sich nehmen und die Selbsthülfe verbieten."
W. Munzinger, a.a.O., S. 498

4 Bei Tötung fallen Motiv und Zufallsmomente nicht ins Gewicht. Das Factum des vergossenen Blutes wiegt allein.
W. Munzinger, a.a.O., S. 503

5 Munzinger hält es auch für überaus bezeichnend, daß bei den Barea die ganze Gemeinde an der Trauerfeier teilnimmt, auch hierin sich wieder vorteilhaft von den "aristokratischen" Völkern abhebend, die darauf sehen, daß "der Vornehme noch im Tode seinen Rang behauptet, während wenige den Armen zur letzten Ruhe begleiten." W. Munzinger, a.a.O., S. 530

2.6.5.15 Verstreute Bemerkungen

2.6.5.15.1 Dauerhaftigkeit demokratischer Gemeindeordnungen

Dem Urteile Munzingers nach bedarf eine egalitäre, demokratische Ordnung einer stark konservativen Grundstimmung des betreffenden Volkes. Ehrgeiz, Streben und Wettbewerb seien die Feinde der Gleichheit, und Munzinger bestreitet nicht, daß Gleichheit in Gemeinheit ausarten könne.

2.6.5.15.2 Gefährdung aristokratischer Sippenverbände durch den Handel

Munzinger unterscheidet zwischen Abteilung und Stamm. Stammesbewußtsein beinhalte das lebendige Bewußtsein einer gemeinsamen Abstammung. Dieses Bewußtsein sei bei den nomadischen Stämmen der äthiopischen Landschaft Samhar im Getriebe des bewegten Küstenhandels verdunstet. Der Gewerbsverkehr breche die aristokratische Geschlossenheit auf: man lebe, wo Gewinn lockt, nicht mehr dort, wo der Vater wirkte. Reichtum[1] ersetze den Stolz auf Familie und Geburt. Der ökonomischen Egozentrik der Bevölkerung von Samhar entsprechend, sei ihr Staatsgefühl dürftig entwickelt. Soweit man überhaupt Staat dulde, habe er sich auf die Funktion einer Versicherungsbörse zu beschränken. Die Außenpolitik erschöpfe sich in Händeln um die besten Weideplätze.

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 138f.

2.6.5.15.3 Problematik des Begriffes "Neger";
Beziehung zwischen Staat und Nationenbildung

Munzinger gebraucht bezüglich der Völker des äthiopischen Raumes eine etwas verwirrende Nomenklatur. Grundsätzlich setzt er die zentraläthiopischen Völker den Semiten gleich, den Südarabern. Die in keinem äthiopisch-abessinischen Großstaat zusammengefaßten Spreuvölker bezeichnet Munzinger als "Äthiopen", hierbei griechisch-antiker Überlieferung folgend.
Diese "Äthiopen" seien die Splitter einer bedeutenden Völkerfamilie, die ethnographisch mit dem Niltal nicht zusammenhänge.[1]
Den Begriff "Neger" hält Munzinger für untauglich. Bei genauerer Beobachtung wisse man nicht, was ein Neger eigentlich sei.[2]
Eine rassische Sonderstellung des Afrikaners sei problematisch.[3]

---

1 W. Munzinger, a.a.O., S. 540

2 "Was den Neger betrifft, so weiß ich nicht, was man darunter versteht ... Diese Classification ist höchstens dazu da, um eine ganze Masse unbekannter Volks- und Sprachtypen unter einem Namen zusammenzuwerfen."
W. Munzinger, a.a.O., S. 540

3 "Von weitem gesehen, dem Europäer absolut entgegengehalten, steht der Afrikaner allerdings als ein besonderer Mensch da; aber bei genauerer Beobachtung weiß der aufrichtige Reisende nicht mehr, wo der Neger eigentlich anfängt, und der Glaube an die absolute Rassentrennung verschwindet mehr und mehr."
W. Munzinger, a.a.O., S. 540

Die ethnische Vielfalt der sudanischen Provinz Kordofan habe lange Zeit eine staatliche Zusammenfassung verhindert; denn nur ein national geschlossenes Volk begründe eine Staatsherrschaft.[1] Für den Kordofan hätten das erst die von Norden eingedrungenen Türken geleistet.

---

1 "Das eigentliche Kordofan hat jedenfalls eine sehr gemischte Bevölkerung,..., und es ist nicht wahrscheinlich, daß es je von Einem Volke bewohnt würde. Denn ein solches hätte eine gewisse nationale Einheit und Herrschaft begründet."
W. Munzinger, a.a.O. S. 558

2.6.6 Theodor von Heuglin

2.6.6.1 Völkerschaften der westlichen Nilzuflüsse

Über die Bevölkerung zwischen Djur und Djambofluß weiß Heuglin nicht mehr zu sagen, als daß sie gutmütig sei, Vergnügungen und Gesellschaft liebe.[1] Unter dem weiblichen Geschlecht sei Unsittlichkeit weit verbreitet.[2]
Die hohe Stellung der Niamniam erklärt Heuglin aus deren Vorzügen: geordnete gesellschaftliche Verhältnisse, Gewerbefleiß.[3]
Der König herrsche unumschränkt und entscheide über Leben und Tod.

2.6.6.2 Der abessinische Kaiser Theodoros im Urteile A.E. Brehms

Dieses Kapitel habe ich aus dem Vorwort des besagten Heuglinschen Reisewerkes geschöpft. Da sie seinen Überzeugungen zumindest nicht widersprechen dürften, sind diese Anmerkungen Brehms unter der Rubrik Heuglin aufgeführt.

---

1 Th.v. Heuglin, Reise i.d. Geb. d. Weißen Nils u. s. westl. Zuflüsse i.d. Jahren 1862 bis 1864, S. 203

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 204

3 "Daß die Niamniam in jeder Beziehung hoch über ihren schwarzen Nachbarn stehen, beweist schon ihre Macht und Ausbreitung, wie ihre geordneten gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse und ihr Gewerbefleiß."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 213

Kaiser Theodoros figuriere als erster Kämpfer wider die englische Bevormundungslust. Theodoros versuche seinem Volke ein Schicksal zu ersparen, wie es England "schwächeren Völkern gegenüber hat zugedacht".[1]
Doch viel entscheidender dünkt Brehm, daß Theodoros sich eingereiht habe in die Phalanx der "Geisterschlacht"[2], die auf der ganzen Welt das "Pfaffentum"[3] bekriege. Kurzum: Abessinien müsse zum Besitz der gebildeten Welt erhoben werden.
Heuglin bewundert den Negus Theodoros II ob seines eisernen Regiments, seiner Gerechtigkeit und Freigebigkeit. Dieser achte die Europäer, ohne ihnen irgendeine Vorzugsstellung einzuräumen.

2.6.6.3 Die Bevölkerung des eritreischen Küstenlandes

Im Küstenland beobachtet Heuglin die allmähliche Aufsaugung der Bevölkerung durch Abesch[4] und Ägypten[5], die Überwältigung des alten Christentums durch den Islam.An den Bogos vermißt Heuglin eine eigentliche Regierungsform. Sie teilten sich in Freie und Unterworfene; die Adeligen bildeten eine Stammesversammlung.

---

1 Th.v. Heuglin, Reise n. Ab., d. Gallal., Osts. u. Chart., S. 9

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 9

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 9

4 "Die Bogos, Bedschuk, Takieh und Marea bezahlen jetzt Tribut an Abesch, die Küstenländer nordwärts von Samhar, Sahel und Habab sind nominell dem Naib untertan, die eigentlichen Beni Amer der Mudiria von Takah, also der ägyptischen Herrschaft."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 95f.
Sahel = abgeleitet vom arab. Wort "Strand"
Abesch = Abessinien

5 Heuglin zeigt vor allem die ungünstigen Folgen des türkischen Zollsystems für die Bevölkerung. Vor allem auf die früher offiziell ausgeführten Sklaven erhob man bis 7 1/2 Taler Steuer pro Kopf.

Dankbar begrüßt Heuglin im Bogos-Land die Bemühungen Englands, der türkischen Infiltration ein Ziel zu setzen.[1]

2.6.6.4 Verfall der Wirtschaft im Reiche Abessinien

In Gondar beobachtet Heuglin allenthalben Verfall.[2] Die Landwirtschaft vegetiere vor sich hin; Industrie und Gewerbe litten an Bedürfnislosigkeit, Hang "zum faulen Soldatenstande"[3], an "Indolenz und Arbeitsscheu"[4]. Der Handwerker verdiene sehr wenig; "Fähigkeit und Intelligenz"[5] des Abessiniers lägen brach. Außerordentliches Lob zollt Heuglin den jüdischen Äthiopiern: sie exzellierten in Fleiß, Ordnung und Handwerk.

2.6.6.5 Mittelalterliche Mißstände innerhalb des abessinischen Klerus; Notwendigkeit einer "Reformation"

Die Zustände des Christentums charakterisiert Heuglin als mittelalterlich. Geistliche und Mönche wetteiferten in Unwissenheit und Faulheit.[6]

---

1 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 103

2 Heuglin berichtet, daß die Mauerkronen von Gondar mit Dornästen bewehrt waren, um allfällig eindringendes Raubwild abzuhalten. Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 212

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 249

4 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 249

5 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 249

6 Heuglin ereifert sich über "12000 geistliche Drohnen, die sich vom Schweiß und auf Kosten der arbeitenden Klassen mästen." Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 258

Grund und Boden verkomme unter geistlicher Mißwirtschaft;[1]
der Einfluß auf das Volk sei kein wohltätiger.
Die religiösen Freistätten, "Asyle", seien Brutstätten staatszersetzender Umtriebe.[2] Not tue in erster Linie eine Reformation.[3]

2.6.6.6 Sakral- und Staatsprache in Abessinien; Verfall der historischen Überlieferung

Als Sprachen verstünde man das Bibelidiom Gez, das Amharisch als Hof- und Staatssprache.
Die dürftige Überlieferung erlaube nur einen Abriß der abessinischen Geschichte, oft genug herrsche völlige Unsicherheit in der Chronologie und Herrscherfolge. Heuglin weist auf einen alten Zusammenhang zwischen Abessinien und Südarabien hin.
Die Verfassung in Abessinien charakterisiert Heuglin als eine "unumschränkt demokratische".[4]

---

1 "Ein sehr großer Theil des Grund und Bodens ist Kirchengut und liegt durch Generationen brach, wenn die Bauern der Nachbarschaft nicht zu Frohnleistungen gepreßt werden."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 256

2 "Viele Klöster und ihre Bezirke waren als vollkommen unverletzliche Asyle erklärt. Die meisten politischen Umwälzungen wurden dort unter der Protection der Geistlichen gesponnen."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 258

3 "..., aber der König selbst und alle verständigen Abessinier, der Abuna an der Spitze, sind der Ansicht, daß eine kirchliche Reformation dringend nöthig und ohne eine solche ein Aufschwung der Volksbildung nicht denkbar sei, nur wünscht man keine Einmischung Fremder,..." Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 256

4 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 351

2.6.6.7 Bemerkungen zur Rechtspflege, zum Sittenleben und zur Heeresverfassung

Offiziell übe man die Blutrache; Vergehen könnten auch durch einen Ablaß abgegolten werden. Das Sittenleben malt Heuglin schwarz in schwarz: Ehebruch, Sittenlosigkeit gehörten zum guten Ton; Prostitution sei ein ehrliches Gewerbe; die Ehe entbehre jeder formalen wie religiösen Weihe.[1]
Die Heeresverfassung schildert Heuglin als barbarisch wie effizient. Die Treffsicherheit der Schützen gehe ins Fabelhafte; aber das "Kernstück" des Heeres sei ein Hahn, "gemästet und zum Cölibat verdammt, damit er den Morgen möglichst spät ansingt und die würdigen Herren nicht zu früh aus dem noch nicht ganz versausten Abendrausche zum Gebet ruft."[2]

---

1 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 353
2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 358

2.6.7 Georg Schweinfurth

2.6.7.1 Die Schilluk

2.6.7.1.1 Äußere Gestalt; hypothetischer Zusammenhang mit Ägypten

Angesichts der unverhüllten Nacktheit eines Schilluk spricht Schweinfurth von der adamitischen Majestät dieser Gestalt, wertet diesen Anblick sogar als Wendepunkt im Leben eines Reisenden, der "die Erinnerung an die Civilisation allmählich verdüften"[1] sieht.
Aufmerksam notiert Schweinfurth die äußere Erscheinung der Schilluk. Sie dünkt ihn keineswegs einnehmend, da die Schilluk sich die unteren Schneidezähne ausbrächen. Nach eingehenden Schädelmessungen reiht Schweinfurth die Schilluk in den Kreis der "edleren Rassen".[2]
Für Schweinfurth gilt das zugleich als ein Hinweis auf den afrikanischen Ursprung der Altägypter, da deren Maße mit denen der Schilluk übereinstimmten.[3]

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 77f.
2 "geringere Prognathie" = Schmalschädligkeit
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 95
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 96

2.6.7.1.2 Glaube und Stammesverfassung

Auf das religiöse Leben dieses Volkes will Schweinfurth nicht präzise eingehen: Wandersagen und Ahnenkultus, so der Gelehrte, verträten die Stelle religiöser Mythen und der Moral.
Die Staatseinrichtungen seien leider gänzlich verwischt; die alte Häuptlingsmonarchie, umgeben vom Senat der Ältesten, "vollkommeneste Einrichtungen"[1] eines von "keinem Nachbarn beeinflußten Volkes",[2] sei nicht mehr zu studieren. Die Häuptlingsrolle falle bei patriarchalischen Hirtenvölkern stets dem Kreis der Wohlhabenden zu.[3]

2.6.7.1.3 Ursachen der hohen Schillukbevölkerung

Die ansehnliche Masse der Schillukbevölkerung um Faschoda leitet Schweinfurth von der Gunst der Landesnatur ab: Ackerbau, Viehzucht und Jagd bildeten die Fundamente menschlicher Existenz. Die Länder am Oberen Nil böten den dafür nötigen Wasserreichtum, hohe Luftfeuchtigkeit und Regen. Aus den menschenleeren Waldzonen könne sich der Wildbestand stets neu regenerieren. Die wasserreichen Savannenareale unterhielten einen hohen Nutzviehstamm.[4]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 100
Sehr rätselhaft, wie Schweinfurth nach diesen Beobachtungen vom "Affenmenschenalter" der Schilluk sprechen kann.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 100

3 Von Schweinfurth abgeleitet vom Beispiel des alten Weibes Schol vom Stamme der Lao; sie genießt dank ihrer 30 000 Rinder in Meschra außerordentliche Autorität.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 140

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 92f.

2.6.7.2 Die Dinka

2.6.7.2.1 Gestalt, Physiognomie

Schweinfurth notiert die Überlänge der Beine, die er als ein Charakteristikum von Sumpfbewohnern ansieht.
Schweinfurth bewundert die tadellose Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, wenn auch der physiognomische Gesamteindruck etwas Äffisches an sich habe. Das Spitzfeilen und Ausbrechen der Zähne erklärt er als eine Nachahmung vergöttlichter Tiere.[1]
Die Harmonie der Gesamterscheinung eines Dinka sollte den Europäer nicht dazu verleiten, so etwas wie einen gestalterischen Züchtungsgedanken in der Natur zu suchen.[2]

---

1 Nach Schweinfurth sollen spitz zugefeilte Zähne Wehrhaftigkeit insinuieren; das Ausbrechen der oberen Schneidezähne deutet er als Annäherung an das vergötterte Rind.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 162f.

2 "In der äusseren Erscheinung stimmen alle Theile so harmonisch zum Ganzen, daß der vorwitzige Verstand des europäischen Beobachters leicht in die Versuchung geräth, darin einen Zweck zu erkennen, den die Natur bei der Züchtung dieser Menschenrasse verfolgte."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 159

2.6.7.2.2 Speisegewohnheiten der Dinka; kulturelles Leben

Was die Kulturepoche anlangt, so verweist Schweinfurth die Dinka ins "Eiserne Zeitalter",[1] nach seinen Worten eine Zeit, in der das Eisen noch hohen Wert hat. Der Vergleich verschiedener Völkerstämme führt Schweinfurth zum Gesetz der Analogie: "Gleiche Lebensverhältnisse haben auch bei verschiedenen Rassen ähnliche Gebräuche zur Folge."[2]
Außerordentlich beeindruckt Schweinfurth die Reinlichkeit und die Sorgfalt der Speisenzubereitung, für ihn unbezweifelte Anzeichen einer höheren Stufe der äußeren Kultur.[3]
In der Speisenauswahl zeigten die Dinka einen wählerischen Geschmack, alles "kriechende Gewürm"[4] werde verschmäht, so Krabben und Frösche; auch sei die weiter südlich umgehende Anthropophagie bei den Dinka verachtet.
Mit Entzücken vermißt Schweinfurth auf den mit Asche bestreuten Hüttenböden Läuse und Flöhe, "welche sonst den Spuren des Islam gefolgt sind, wie die Sklaverei und die Wüste."[5] Einzig die wimmelnde und rasselnde Anwesenheit von Schlangen im Gebälk der Hütten stört ihn; doch würden sie als göttliche Wesen verehrt, so die sehr häufige Felsenpython.[6]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 164

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 166f.

3 Besonders beeindruckt Schweinfurth das Faktum, daß die Dinka wohl alle aus einer Schüssel speisen, diese jedoch jedem einzelnen allein belassen wird, solange er löffelt; ist der Dinka dann fertig, reicht er den Napf dem nächsten. Auch übertreffe die Kochkunst der Dinka die der Ägypter und Araber.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 167

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 170

5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 169

6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 170

Das moralische Leben der Dinka streift Schweinfurth nur. Im Kriege grausam, empfänden die Dinka immerhin Gefühle für Barmherzigkeit und Gnade. Auch entbehre ihr Familienleben nicht des engen Zusammenhaltes.[1]
Amüsiert beobachtet Schweinfurth die naturwüchsige Lustigkeit des Afrikaners.[2] Er erkennt die naturhafte Elementarität der Landesmusik, hört "Zukunftsmusik" in diesem "Chaos" der Töne, abgelauscht "dem Toben der Elemente".[3] Der Tanz dünkt Schweinfurth noch "maschinenmäßiges Puppenspiel."[4]

2.6.7.2.3 Kultischer Charakter der Rinderzucht; Einflüsse auf die soziale Gliederung der Dinka

Schweinfurth hat bei den Dinka wesentliche Elemente frühzeitlichen Tierzüchtertums festgehalten. So vermerkt er zuallererst eine überaus weitgefächerte Rinderterminologie, die die der europäischen Sprachen übertreffe. Die eingehende Beschäftigung mit dem Rind wertet Schweinfurth als ausgesprochen kultisch: alles, was mit dem Rind zusammenhänge, gelte bei den Dinka als rein und edel.

---

1 "Ungerechtfertigt ist daher die Annahme, daß es bei diesen Wilden eines Familienverbandes in unserem Sinne ermangele." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 182
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 198
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 198
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 199

Der Dinka schlachte kein Rind; eine Eigentümlichkeit, die Schweinfurth hinduistisch anmutet,[1] die er aber doch lieber als Freude am bloßen Besitz erklärt. Seltsam und zwecklos[2] erscheint ihm freilich die Kastration von Bullen, da an der zunehmenden Fülligkeit des behandelten Rindes nur die Augen der Dinkas ihre Freude hätten.
Die bildende Kunst der Dinka kreise allein um das Rind.[3]
Der Besitz von Rindern entscheide über den sozialen Rang des einzelnen Dinka. Mitnichten bestehe in dieser Hirtengesellschaft eine irgendgeartete Gütergemeinschaft; vielmehr scheide der Besitz die Dinka in Herren und Knechte.[4]

---

1 "Wem diese Gebräuche,..., dazu angethan scheinen, auf einen in seinen bestimmten Formen längst erstorbenen Rindercultus hinzuweisen, welcher, wie die Viehrasse selbst, unwiderruflich nach Indien hindeutet, dem möchte ich zu bedenken geben, daß die Dinka gern Rinder verschmausen."
G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 176

2 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 177

3 Nach Schweinfurth erschöpft sich die Kunsttätigkeit der Dinka in der Formung von Tonrindern.

4 "Es gibt natürlich auch hierzulande Arme und Besitzlose (immensus numerus), diese sind eben naturgemäß die Knechte der Reichen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 180

Eigentümlicherweise erwägt Schweinfurth nicht, inwieweit die Rindermassen der Dinka volkswirtschaftlich zu nutzen seien. Ganz im Gegensatz zu Heinrich Barth[1], der in der agronomischen Produktivität des Schwarzafrikanertums dessen Zukunft erblickt. So glaubt er nämlich, daß der Zukunftsbedarf an Bodenerzeugnissen den frei produzierenden Schwarzafrikaner notwendig erscheinen lasse, nicht den seines Bodens beraubten Sklaven.

---

1 H. Barth, Im Sattel durch Nord- und Zentralafrika, S. 143

2.6.7.2.4 Problematik einer Hirtenexistenz;
Zukunft der nationalen Identität der Dinka

Die Zukunft der Dinka scheint Schweinfurth verhangen und offen zugleich; einmal verhangen, da der Rinderstamm mangels Einkreuzung frischer Rassen zusehends degeneriere. Zur Zuversicht ermuntere die Größe des Volkes wie auch die Weite des ihm zugehörenden Weideraumes. Beides sichere den Dinka die "Fortexistenz in dem buntscheckigen Völkergewoge von Afrika".[1]
Dies sei nicht selbstverständlich, denn der nationalen Einheit in Hinblick auf Rasse, Lebensweise und Sitten entspreche keine überdachende politische Organisation.[2] Doch ausgeprägte Eigenart und Bedürfnislosigkeit[3] versprächen die Unabhängigkeit dieses Hirtenvolkes. Sehr im Gegensatz zu den südlichen Ackerbauern, deren partikulare Lebensweise sie bald in Leibeigene der Nubier verwandeln werde.

---

1 "Die Dinka sind ein großes Volk, und ihr Ländergebiet ist ein so immenses, daß ihre Fortexistenz in dem buntscheckigen Völkergewoge von Afrika noch für lange Zeit gesichert erscheint."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 180

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 180

3 Für Schweinfurth sind das Triebkräfte nationaler Selbstbehauptung.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 180

2.6.7.3 Die Djur

2.6.7.3.1 Hypothetische Beziehungen zwischen der ethnischen Disparatheit Afrikas und dessen kulturellem Rückstand

Der rasche Wechsel von Volk zu Volk, von den Dinka zu den Djur, gibt Schweinfurth grundsätzlich zu denken. Er sucht einmal zu begreifen, wieso das Programm der Geschichte auf diesem Kontinent die Punkte Fortschritt und Zivilisation höherer Artung so völlig übergangen zu haben scheint. Die Erklärung dafür scheint ihm die Zusammenhangslosigkeit afrikanischer Kulturverfassung zu bieten. Die verschiedensprachigen Völker Afrikas lebten ohne Verbindung nebeneinander her. Eine eigentümliche Ruhelosigkeit walte über dem afrikanischen Völkerleben. Da balle sich in einer Region die Bevölkerung, die dann auswandere. Das gehe nicht ab ohne Wechsel der Lebensweise: der Ackerbauer vertausche den Pflug mit dem Hirtenstab und umgekehrt. Nicht alle Völker in Afrika könnten sich erhalten, viele stünden am Rande des Unterganges. Kopfzahlarme Stämme gerieten unter das Joch mächtiger Völkerschaften. Wechsel also, Umgestaltung allenthalben; für Schweinfurth Winke, die das beispiellose Völkergewirr, das unaufhörliche Hin- und Herwogen der Rassen und Sprachenbildung erklärten.[1]

---

1 "Das buntscheckige Bild der Völkerkarte in diesem Teil von Afrika fordert denjenigen zu vielem Nachdenken auf, welcher sich über die Ursachen Aufschluß zu verschaffen sucht, die einen Fortschritt in Afrika und die Erreichung einer höheren Kulturstufe aus dem Programm der Geschichte dieses Continents völlig gestrichen zu haben scheinen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 219

Überhaupt schwankt Schweinfurth zwischen dem Eindruck eines unenträtselbaren Labyrinths des afrikanischen Völkerbaues,[1] und der Erkenntnis, daß über dieser Völkervielfalt eine nicht minder eigentümliche Uniformität von Sitte, Aberglaube und Kunstgerät walte. Wie nach der Weisheit des Ben Akiba sei in Afrika alles schon einmal dagewesen. Nach Schweinfurth ist allein die Natur die unausschöpfbare Gebärerin von Neuem.

2.6.7.3.2 Frühformen einer Eisenindustrie, Arbeitsteilung; Familienleben; Behinderung der Djurkultur durch die islamischen Nubier

Bei den Djur beobachtet Schweinfurth allerfrüheste Formen einer Eisenindustrie. Die im Busch versteckten Eisenröstereien faszinierten ob ihrer Mischung aus Werkstätte und Jägerlager: neben Lanzen, Harpunen und Fischnetzen, neben Antilopengehörnen häuften sich am Boden der Brauneisenstein und die Schlacken.[2] Schweinfurth vermerkt bei den Djur eine klare Arbeitsteilung der Geschlechter: dem Manne oblägen Tätigkeiten, die größere Kraft erfordern: Krieg, Jagd, Eisengewinnung; die Frau bestelle das Feld.

---

1 "Schwer ist es in dem Labyrinthe des afrikanischen Völkerbaues den leitenden Faden zu finden, welcher zu den Entwicklungen der Völkervielfalt führen könnte. Alles, Sitte, Aberglauben, Kunstgerät, wiederholt sich von Nord nach Süd und Weltmeer zu Weltmeer."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 342

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 225

Die tadellose Symmetrie der von den Djur verfertigten Tongefäße beeindrucke.
Besonders erfreut Schweinfurth die Zärtlichkeit zwischen Eltern und Kind. Ein Verhältnis übrigens, das nicht allein dem homo sapiens zukomme, sondern auch Merkmal des Tieres sei.
Die Industrialität der Djur steche günstig ab von der Trägheit der muslimischen Nubier, die überhaupt kein Eisen schmelzten. Für Schweinfurth ein Hinweis im kleinen, wie sehr der Islam einer Fortentwicklung im Wege stehe. Die Nubier verhinderten darüberhinaus durch rücksichtslose Kornbesteuerung (50%) ein Anwachsen der Djurbevölkerung.

2.6.7.4 Die Bongo

2.6.7.4.1 Tragik der Bongo: Untergang vor der Reife

Eine schon im Verschwinden begriffene Volksgruppe dient Schweinfurth als grundlegendes Beispiel unverfälschten Afrikanertums: die Bongo. Wehmütig charakterisiert er sie als "schon halb der Vergangenheit angehörig";[1] ihre Existenz habe keinerlei irgendgeartete überindividuelle Form finden können, sei "in der Langeweile der Jahrhunderte"[2] spurlos verlorengegangen, ohne sich nationell verewigt zu haben.

---

1 "Halb der Vergangenheit angehörig, ohne Staat und Geschichte, ohne Überlieferung irgendwelcher Art, verliert sich sein Dasein, wie die vergänglichen Thaten des Individuums,..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 282

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 282

Kein Staat habe ihrem Treiben Gehalt und Richtung gewiesen, ihrem Existieren den Rang der Geschichte verliehen, keine Überlieferung künde von der Vergangenheit: "Ein verdüftender Tropfen im Meere des Völkergewoges von Centralafrika."[1]
Und doch habe das Leben der Bongos Anteil "an der gleichsam von aller Zeit abstrahierenden Fortbildung des afrikanischen Urzustandes".[2]

2.6.7.4.2 Allgemeine Winke für den Ethnologen

Schweinfurths Interesse richtet sich auf Gegenstände des täglichen Lebens. Schweinfurth möchte diese Methode als eindringlichen Wink für den Archäologen und Altertumsforscher verstanden haben. Denn allein "Erzeugnisse des Kunstfleißes"[3] vermittelten Einblicke in ein Volk auf der untersten Sprosse seiner Entwicklung. Sitten gälten nur im engsten Umfeld eines Volkes, von einer möglichen geistigen Vorstellungswelt sei ganz zu schweigen, denn die "kindliche Sprache"[4] eines solchen marginalen Volkes verführe den Europäer zu Fehlinterpretationen jeder Art. Es verlohne sich eine solche Erkundung primordialer Zustände, führe sie doch zum Verständnis der Frühzeit heutiger Hochkulturen.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 282

2 "...so muß auch dieses Dasein Antheil haben an dem Prozeß der unablässig sich vor unseren Augen vollziehenden Wanderungen und Wandlungen jener Völkergebilde, an der gleichsam von aller Zeit abstrahierenden Fortbildung des africanischen Urzustandes, und wohl vermöchte es weitreichende Perspectiven in sein dunkles Innere eröffnen." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 282

3 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 282

4 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 282

2.6.7.4.3 Körperfarbe und Gestalt; Problematik des Begriffes "Negerrasse"

Die rotbraune, lateritfarbene Haut der Bongos erklärt Schweinfurth als mimikryhafte Anpassung an den Boden.[1]
Eingehend, ähnlich wie Munzinger, beschäftigt sich der Autor mit dem Problem spezifischer Rassezüge des Negers. Die Kurzköpfigkeit, Brachykephalie, der Bongos erkennt Schweinfurth als eine künstliche: der Kopf werde schon im Säuglingsalter gepreßt. Auch das Kraushaar erscheint Schweinfurth nur ein "krampfhaftes Indiz" für die vermeintliche "Rassenselbständigkeit und Zusammengehörigkeit des sogenannten Negergeschlechtes."[2]

2.6.7.4.4 Bedeutung von Kunst, Eisenhandwerk und Wohnbau

Die Künste dienten der Bequemlichkeit und Verschönerung des Lebens. Die Wohnstätte verknüpfe die Familienbande, die als "Urzelle im System der Völkerbildung"[3] anzusehen ist. Die Formen des Hüttenbaus wechselten bei den Bongos mannigfach. Das Dorf schildert Schweinfurth als eine idyllische Vedute von Holzmörsern, Tabakblättern, Tieren, über das alles sich ein mächtiger Feigen- oder Butterbaum wölbe.[4]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 286f.
2 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 290
3 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 302
4 G. Schweinfurth, a.a.O,,S. 303

Ähnlich den Dinka und den Djur lebten die Bongo in der"Eisenzeit".
Schweinfurth vermerkt eine sonderbare Währung aus spatenförmig gegossenem Eisen. Höchste Bewunderung finden präzise geschmiedete Grannenlanzen und Pinzetten.
Mit dem hohen handwerklichen Kulturstand kontrastierten eigentümlich die primitiven Eßsitten; weder vor Resten halbverwester Löwenmahlzeiten noch vor dem halbverdauten Mageninhalt geschlachteter Rinder zuckten sie zurück. Daß sie selbst vor Magenwürmern[1] nicht haltmachten, das entsetzt Schweinfurth.

2.6.7.4.5 Gemeinde- und Sittenleben; gering entwickelte Religiosität; Kreisbewegung des menschlichen Geisteslebens

Die 1851 erstmalig eingedrungenen Sklavenhändler aus Chartum hätten eine "Gemeindeanarchie"[2] vorgefunden; Schweinfurth formuliert schärfer: eine "normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken".[3] Die Bongo seien niemals zu einem Volksganzen vereint worden; allenfalls den Besitz hätten die Dorfhäuptlinge bei sich konzentriert.[4]

---

1 Amphistomawürmer = zweimündige Würmer, die an den Magenwänden von Rindern parasitieren.
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 284
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 284
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 284

Das Sittenleben ist nach Schweinfurth von einer "naturgemäßen Moral"[1] geprägt, die es den Kindern verbiete, in der Hütte der Eltern zu schlafen.[2]
Die Religiosität sei gering entwickelt. Ein eigenständiger Begriff für Gottheit und Unsterblichkeit fehle. Umso üppiger wuchere der Glaube an Naturgeister und Menschen, die sich in Hyänen verwandeln können.
Doch Schweinfurth warnt vor einem verächtlichen Kopfschütteln des Aufgeklärten. Denn: auf der untersten Stufe der Geistesentwicklung stehe der Mensch der letzten Vollendung oft genug am nächsten. Schweinfurth entwickelt hierbei den Gedanken einer Zyklik der intellektuellen Entwicklung. Er spricht von "einem Kreislauf in der Geschichte des Geistes, vergleichbar der Rückkehr des Greises zu den geistigen Ursprüngen der Kindheit."[3]
Mit leicht spöttischem Augenzwinkern bedeutet er den "Philosophen", sich auf diesem Gefild zu tummeln, "um wie Bernardin de St. Pierre sich den Phantasien eines zutraulichen Natur cultus hinzugeben."[4]

---

1 Allerdings apostrophiert Schweinfurth die Nacktheit der Bongo als "schamlos".
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 331

2 Schweinfurth vermerkt auch eine gewisse Nüchternheit des Geschlechterlebens; so hänge eine Heirat allein vom Besitzstand des Bewerbers ab.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 330

3 "..., und näher als man glauben möchte, stellt sich der Mensch auf der untersten Stufe der geistigen Entwicklung zum Fürsten der Denker."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 338

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 338

In der Sprache hat nach Schweinfurth ein Volk die Dokumente eines guten Teils seiner Sitten archiviert.[1] Er hebt die Vielfalt an Ausdrücken hervor, die alles Greif- und Sichtbare betreffen.[2] Schweinfurth lobt die Poesie in den Bezeichnungen einzelner Kollektivbegriffe; so bezeichneten die Bongo die Blätter als "Ohren des Baumes".[3]
Doch werde das alles nicht lange zu beobachten sein; die "destructive Gewalt des Islam"[4] werde in kürzester Zeit die Gewerbetätigkeit vernichten, die Rasse und die letzten Spuren der Vergangenheit verwischen, ohne die Bongo in Brüder und Gleichberechtigte zu verwandeln.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 341

2 Zur Musik: "Aufeinanderplatzen der Kontraste wie Regen und Sonnenschein", "Schwirrmusik"
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 316

3 Wörtlich überliefert: "umbêlli-kagga", die Ohren des Baumes
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 341

4 "Wie im centralen Sudan, in Bornu und den Tschadländern, so äußerte auch hier der erobernde Islam seine destructive Gewalt, welche in verhältnissmäßig kurzer Zeit alle Gewerbethätigkeit unterdrückt und die Rassen- und nationalen Verschiedenheiten so gut wie die letzten Spuren der Vergangenheit verwischt,..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 311

2.6.7.5 Die Niamniam

2.6.7.5.1 Kompetenzen der Häuptlinge, Cäsarenwahn; Elfenbein- und Sklavenregal

Die Niamniam besäßen vor allem einen ausgeprägten Volkscharakter und erfreuten sich einer relativen Unabhängigkeit. Die Macht des Häuptlings erstrecke sich einmal auf den Oberbefehl über Jagd und Krieg, zum anderen entscheide er auch über Krieg und Frieden. Die justitielle Gewalt des Häuptlings bestehe in der eigenhändigen Vollstreckung von Todesurteilen. Dabei unterliefen oft krasse Willkürlichkeiten. Schweinfurth spricht von Erscheinungen "afrikanischen Caesarenwahns"[1]. Erhebliche innere Wirren verursachten Thronstreitigkeiten und "brüderliche Unterkönige"[2]. Den Elfenbeinertrag schöpfe der Dorfoberste als Regal allein ab, auch stehe ihm die Hälfte des erbeuteten Fleisches zu. Auch erhebe der Häuptling einen Knaben-und Mädchentribut, den man in das Buchara von Centralafrika versende, nämlich in das altberühmte Sklavenland Dar-Fur.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 23f.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 23f.

2.6.7.5.2 Hohe Stellung der Frau, Arbeitsteilung nach Geschlechtern

Der Rang des Weibes sei ein auffallend hoher. Beachtenswert auch die Züchtigkeit der Frauen, die sakrale Heiligkeit der Ehe, das feste Band zwischen den Ehepartnern. Die Geschlechter trennten sich in klar geschiedene Arbeitsklassen: Ackerbau obliege den Frauen, Jagd und Krieg sei Vorrecht der Männer.

2.6.7.5.3 Psyche der Niamniam, Rätsel des Kannibalismus; völkerkundliche Beobachtungen

Bezüglich der moralischen Charakteristik unterwirft sich Schweinfurth vornehmer Zurückhaltung: die Niamniam seien Menschen wie wir, wohl noch sehr der Natur verhaftet, aber in der ökumenischen Gemeinschaft des "Gefühles"[1], von Schmerz und Freude eingeschlossen. Tierische Wildheit mache einer edlen Offenheit Platz.[2] Die Anthropophagie, der vornehmlich alte Menschen, Verstorbene ohne Anhang zum Opfer fielen, bezeichnet Schweinfurth als ein ungelöstes Rätsel der Völkerpsychologie.

---

1 "... fand ich, daß die Niamniam, abgesehen von einigen Privilegien, welche unserem Geschlecht eigen sind, solange es noch unbewußt an den Brüsten seiner großen Mutter Natur zu hangen hat, Menschen seien wie wir alle, und in gleichem Grade ergeben den Gefühlen des Schmerzes und der Freude."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 4

2 "...unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kriegerischer Entschlossenheit und dann wieder Zutrauen erweckender Offenheit." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 5

Der auffallenden Schmucksucht des Mannes folge das Weib nicht, das sich mit einem anspruchslosen Äußeren begnüge, analog, so Schweinfurth, dem Muster der Natur.[1] Der Zierat soll dem Tier nachempfunden sein: langschwänzige Felle, lange Haarflechten, spitze Krokodilszähne, alles in allem ein überaus "theatralischer Aplomb."[2]
Schweinfurth entdeckt bei den Niamniam das seiner Meinung nach allafrikanische Spiel Mangala; für ihn ein kleines, aber bezeichnendes Indiz für die weitgehende kulturelle Einheit Afrikas.[3] Ein unerschütterlicher Glaube hafte am "Dammah"[4], am Augurium des sogenannten Brettverschiebens; auch würden Hühner ertränkt, um aus ihrem Verhalten die Zukunft zu lesen. Die Nähe der äquatorialen Hyläa[5] signalisiere der Glaube an allerlei Waldkobolde. Wie denn Schweinfurth den Aberglauben wie die Religion als "Kinder des Bodens"[6] apostrophiert, "erdentsprossen wie die Pflanze des Feldes, welche das Geheimnis ihres Innern ausspricht."[7]

---

1 "...denn das weibliche Geschlecht sieht sich nach der Anschauungsweise der Naturvölker durch Betrachtung der dasselbe im Thierreiche auszeichnenden Einfachheit und Schmucklosigkeit zu einer bescheidenen Anspruchslosigkeit aufgefordert."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 8

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 10f.

3 "An solchen kleinen Dingen läßt sich am besten die große Einheit der Mehrzahl aller afrikanischen Völker ermessen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 33

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 37

5 Hyläa = äquatoriales Waldgebiet

6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 37

7 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 37

2.6.7.6 Die Monbuttu oder Mangbettu

2.6.7.6.1 Insularer Charakter des Monbuttu-Reiches; hochentwickelte Agrikultur; Kannibalismus

Das Monbuttu-Land im ganzen dünkt Schweinfurth eine "Insel im Meere unstet hin- und herflutender Völkerbewegungen."[1]
Breite Grenzwildnisse verstärkten den insularen Charakter des Reiches, "eingekeilt in ein Geschiebe beständig sich bekriegender Stämme von den untersten Stufen autochthoner Culturentwicklung."[2]
Ein Blick auf die Landschaft des Monbuttu-Landes belegt den kulturellen Hochstand des Reiches, denn "die Landschaft ist der Hintergrund zu dem Gemälde des menschlichen Lebens."[3]
Schweinfurth bewegt sich nach seinem Urteil in einem "irdischen Paradies",[4] einer "stark differenzierten Landschaft"[5], die schon an das ostafrikanische Uganda erinnere. Er bewundert die "raffinierten Kunstgriffe der Fruchtbestimmung"[6] dieser "Knollen- und Bananenkultur",[7] der sich Colanuß und Ölpalme beigesellten.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 87
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 87
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 90
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 92
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 92
6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 92
7 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 92

Die Anthropophagie fügt sich nach Schweinfurth in das Gebälk dieser besonders reich entwickelten Kulturarchitektur, ja, Kannibalismus scheine sogar oft ein Symptom hohen zivilisatorischen Standards zu sein.
Das Fleisch erbeuteten die Monbuttu auf regelrechten Menschenjagden. Kinder seien selbstverständlich Regal des Königs.

2.6.7.6.2 Bildnis eines afrikanischen Monarchen; innere Stabilität des Monbuttu-Reiches

Um König Munsa schimmere der "Abglanz jener halbmythischen Majestäten von Centralafrika".[1] Eingehend beobachtet Schweinfurth dies Beispiel afrikanischer Majestät: die "primitive Pracht"[2] kupferflammender Lanzen verwebe sich mit dem "bizarren"[3] Schmuck von Fellen und Ringen.
Schweinfurth sucht in die von "übertriebener Konventionalität"[4] getarnte Seele des Herrschers zu spähen. Er glaubt im Antlitz einen "neronischen Zug von Übersättigung und Überdruß"[5] zu entdecken. "Thierische Sinnlichkeit, Habsucht und Gewalttätigkeit" lägen "höhnend auf der Lauer".[6] Diese Triebe versteckten sich hinter dem Schirm einer "unerhörten Selbstbeherrschung und Fassung".[7]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 51
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 50
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 50
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 51
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 50
6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 50
7 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 51

Das Gespräch holpere in den ausgefahrenen Geleisen einer höfischen Phraseologie, die vor allem dem orientalischen Grundsatz huldige "nil admirari". Schweinfurth fühlt sich peinlich erinnert an eine Audienz zwischen Friedrich dem Großen und Reinhold Forster.[1] Bescheiden vorgebrachte Fragen landeskundlicher Art prallten ab an einer Mauer von "Geheimnistuerei der afrikanischen Herrscherpolitik".[2]
Zu loben seien da die Stabilität der peinlich geordneten gesellschaftlichen Verhältnisse, ein alles in allem monarchisch konstituierter Staat, Zuverlässigkeit, Verstand, der sich in der Kraft des Urteils kundtue.
Die Monbuttu böten das in Afrika so seltene Bild einer geschlossenen, organisierten Nation, die auch auf ihre Sonderart stolz sei.

2.6.7.7. Die Akka-Pygmäen

2.6.7.7.1 Unangebrachte Skepsis der Gelehrten gegenüber der homerischen Pygmäenüberlieferung; absurde Deutungsversuche der Pygmäen"mythe"

Die Entdeckung des Zwergvolkes der Pygmäen bestätigte einmal mehr die Glaubwürdigkeit der klassischen Überlieferung. Homer habe ja vom Kampf der Pygmäen gegen die Kraniche gesungen.[3]
Wie so oft könne die Erfahrung des Reisenden das, was eine zweifelssüchtige und kleingläubige Gelehrsamkeit als "Mythe" abgetan

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 51f.
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 70
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 131f.

habe, im Leben erproben. Nicht ohne Ironie referiert Schweinfurth die mühseligen Gedankenkonstrukte, die die Pygmäen als eine Versinnbildlichung spezifisch afrikanischer Naturerscheinungen erklären sollten. So seien die Pygmäen, die"Ellenmännchen"[1], gleichzusetzen mit den fallenden "Ellen" des Nilpegels.

2.6.7.7.2 Reliktcharakter des Pygmäenvolkes; Körpereigentümlichkeiten

Schweinfurth vermutet in den Pygmäen ein Glied einer "Kette von unsteten und ihrer völligen Auflösung entgegengehenden Völkerresten von unvollkommenster Rassenbeschaffenheit."[2] Partikel also eines "Völkerlebens"[3], das, einer "Zelltheilung ins Unendliche"[4]gleich, niemals zur Ruhe komme.
Einzig die aufs Kuriose gerichtete Fürstenlaune des Monbuttu-Königs habe den Rest dieses Urvolkes[5] gerettet.

---

1 Pauer meint, der von Homer überlieferte Kampf der Kraniche gegen Pygmäen symbolisiere den Kampf der Kraniche gegen die "fallenden Ellen" (=Männchen) des Nilpegels.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 138ff.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 146f.

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 147

4 "Afrika hat in den letzten Jahrtausenden viele Einwanderungen gesehen, die sich nachweisen lassen; Völker drängten sich gegen Völker, und ein beständiger Wechsel der äusseren Lebensbedingungen, Vermischungen und Unterjochungen erzeugten das buntscheckige Resultat eines Völkerlebens, welches wir hier unter unseren Augen gleich einer Zelltheilung ins Unendliche ... unaufhaltsam in stets neue Phasen treten sehen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 147

5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 153ff.

Die Rasseeigentümlichkeiten der Zwerge seien die Zierlichkeit der Hände und die scharfkantige Begrenzung der Lippen;[1] scharf im Gegensatz zur "spaltförmigen Mundbildung der Affen",[2] weswegen wülstige Lippen mitnichten als ein Merkmal "thierischer Inferiorität"[3] der Negerrasse betrachtet werden dürften.

---

1 Nach Schweinfurth ist der Schädelbau nicht von Ernährung und Klima abzuleiten.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 152ff.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 152

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 152

2.6.8 Gustav Nachtigal

2.6.8.1 Nichtarabische Wandervölker der östlichen Sahara: Tubu und Teda

2.6.8.1.1 Die Tubu

2.6.8.1.1.1 Äußerer Charakter der Tubu

An den Tubu fielen vor allem die zierlich gemeißelten Hände und Füße auf. Der Schädelmorphologie widmet Nachtigal sich eingehend. Er studiert vor allem etwaigen Prognathismus, die Stellung der Jochbeine, die Bildung von Nase und Mund. Alles in allem erachtet Nachtigal die Tubu trotz ihres Negercharakters als höherstehend als die Sudanvölker.[1]

---

1 "... doch im Ganzen und Großen stehen die Teda unzweifelhaft höher, als die südlich von der großen Wüste lebenden Völkerschaften."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 431
Diese Attribute werden auch den Tubu zugeschrieben; die Nomenklatur dieser Völkerschaften ist hier nicht eindeutig.

2.6.8.1.1.2 Wesenszüge der Tubu:
Gewalttätigkeit und Redseligkeit

Den Tubu sagt Nachtigal einen ausgeprägten Hang zur "Heimlichkeit"[1] und"Isolierung"[2] nach. Ihr Ethos sei ein ausgeprägt nomadisches. Laut Nachtigal dünkt sich der schweifende Nomade stets als Meister des Raumes und als naturgesetzten Herren über den Ackerbauern.[3]
Den Stand der Zivilisation wertet Nachtigal als einen niedrigen, da nur derjenige, der einen Menschen getötet hat, als Mann zu erachten sei.[4]

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 425

2 "Dies (erg.: die Unabhängigkeit) mußte ihre Eigenartigkeit sichern. Dazu kam, daß sie an keiner großen Handelsstraße wohnten... daß sie keine Producte ihres Landes zu verwerten hatten und sich also nur schwer Sclavinnen aus dem Sudan verschaffen konnten...."
"Aus sich heraus vermochten sie bei den geringen Hülfsquellen des Landes und der unglaublichen Spärlichkeit der Bewohner keine sozialen Fortschritte zu machen; eine fremde Civilisation aber trat nicht an sie heran. So blieben sie zum großen Theile, wie sie im Alterthume waren..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 425

3 "..., sind Hirten und vorzugsweise Nomaden, Herren des Raumes, und halten sich, wo Nomaden und Ackerbauern dasselbe Land bewohnen, für die bevorzugten, über die letzteren zu herrschen bestimmten Leute."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 315

4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 317

Charakterlich exzellierten sie in "Energie und Elastizität",[1] vor allem, wenn es Mangel zu ertragen gelte. Minder gefällig sei ihr Hang zu"Geschwätz und Discussionen"[2] während der Stammesversammlung, für Nachtigal eine Arena der Rechtsverdrehungen und Sophistik.

2.6.8.1.1.3 Gefahren der Isolation:
genetische Stagnation, sozialer Stillstand

Die somatische und charakterliche Sonderstellung der Tubu resultiere aus der Abgeschiedenheit ihrer Heimat.Tibesti. Es führten keine Handelsstraßen zu den Tubu, auf denen man Sklavinnen aus dem Süden importieren könnte. Deswegen habe der Volkstypus sich unverändert erhalten. Freilich stagniere jeder soziale Fortschritt. Die geringe Bevölkerungszahl verhindere eine gesunde Umwälzung des Volkskörpers, fremde Einflüsse fänden keinen Weg hinein. Das Ergebnis sei ein Volk, versteinert in den Formen des "Alterthums".[3]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 343
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 344
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 425

2.6.8.1.2 Die Teda

2.6.8.1.2.1 Härte des Tedacharakters

Die rauhe Umwelt habe die Wahrnehmungsfähigkeit geschärft, den Charakter gestrafft, Erfindungsgabe und Urteilskraft gefördert.[1] Freilich, so Nachtigal, das Gefühlsleben sei zu kurz gekommen. "Egoismus"[2] und "Gewinnsucht"[3] sei das Kainsmal "uncivilisierten"[4] Völkerlebens, dessen Wohnsitz von der Natur zu karg bedacht worden sei.
Das allgemeine Betragen der Teda sei durchdrungen vom Vertrauen in eigenes Geschick und eigene Kraft.[5]

---

1 "Freilich, je bescheidener der Wirkungskreis des Menschen ist, desto vollendeter wird dieser in demselben wirken, wenn seine Existenz davon abhängt, und wenn gleichzeitig kein andres Ziel im Bereiche seiner Kenntniss oder seines Ehrgeizes ist. Die Noth ist den Teda eine energische Erzieherin und Bildnerin gewesen und hat nicht blos ihre Sinnesorgane geschärft und ihren Charakter gestählt, sondern auch ihr Urtheil gebildet und ihre Erfindungsgabe entwickelt." G. Nachtigal, a.a.O., S. 436

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 437

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 437

4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 437

5 "...haben sie das selbstbewußte Benehmen freier Männer gegeneinander, welche, auf eigene Kraft und Klugheit angewiesen, im beständigen harten Kampfe mit der Natur liegen, und selbst der besitzlose Client oder Schützling lässt sich durch seine abhängige Stellung niemals ein so unterwürfiges Benehmen seinem Protector gegenüber aufzwingen, als in den Sudanländern häufig die Regel ist." G. Nachtigal, a.a.O., S. 449f.

Die stolze Selbstgenügsamkeit des Einzelnen ersticke den so notwendigen Trieb für "Volksleben"[1] und Gemeinwohl"[2].

2.6.8.1.2.2 Mangelndes Sozialgefühl; Aristokratismus und Anarchismus

Deswegen könne sich das individualistische Gebrodel niemals zum Kristall eines klar artikulierten Volkswillens ausformen. Angewidert erzählt Nachtigal, wie in den tumultuarischen "Volksversammlungen"[3] sophistische Eitelkeit und Rechthaberei triumphierten, wenn nicht gar in blutigen Randal ausarteten.
Nachtigal spricht den Teda jedes Gefühl für "öffentliche Ordnung"[4] und "Gesetzlichkeit"[5] ab.
Das tief anarchische Lebensgefühl der Teda wurzle im hypertrophen Selbstbewußtsein des Individuums, in einem "hocharistokratischen Sinn"[6], der - so Nachtigal - einem politischen Verbande

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 437
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 437
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 438
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 440
5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 440
6 "Je mehr jeder auf eigene Kraft und Schlauheit angewiesen ist, desto mehr entwickelt sich sein Selbstgefühl, desto stolzer hält er an seiner mühsam eroberten socialen Position fest." G. Nachtigal, a.a.O., S. 440

einen "nur lockeren Zusammenhang"[1] gestatte.
Die Gewalt der Häuptlinge sei überaus beschränkt. Das Volk[2] teile sich in Edle und gemeines Volk. Diese politische Architektur weise die Teda in die Familie der Berber. Denn die reinen Negervölker unterlägen einer "absoluten Herrschaft der Fürsten"[3], ohne "hemmendes"[4] Zwischenlager einer Aristokratie.

---

1 "So hat sich ein hocharistokratischer Sinn entwickelt, der ihrem politischen Verbande nur einen lockeren Zusammenhang gestattet und die Macht der Häuptlinge auf das bescheidenste Maß beschränkt."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 440

2 Nach Nachtigal ist das "Volk" ohne politische Rechte, freilich obliegen ihm auch keinerlei Pflichten.

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 443

4 "Diese sociale Schichtung und politische Ordnung schliesst sich den Zuständen an, die wir bei verschiedenen Gliedern der großen Berberfamilie finden, und sondert die Teda entschieden von den reinen Negervölkern, bei denen die absolute Herrschaft der Fürsten ohne hemmendes aristokratisches Element die vorherrschende Staatsform ist."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 443

2.6.8.1.2.3 Ungeschichtlichkeit der Teda; religiöser Extremismus

Die Religion des Islam, nach Nachtigal das durchgreifendste Wirkelement im Volksleben,[1] habe erst spät Fuß gefaßt. Das Leben der Teda fließe dahin ohne Vergangenheit, ohne Verbindung zu den Vorvätern.[2] Umso exzessiver ergebe man sich der Religion, ein Phänomen, das Nachtigal auf mangelnde Bildung zurückführt.[3]
Die geachtete Stellung verdanke die Frau der Monogamie.[4]
Das Alter und der Vater[5] erfreuten sich hohen Ansehens.

---

1 "Dasjenige äußere Moment, das die ursprüngliche Natur der Teda am durchgreifendsten hätte umgestalten können, die mohammedanische Religion,..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 444

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 444

3 "...fanatische Hingabe an ihre Religion, welche die ungelehrten Massen oft kennzeichnet."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 444

4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 450

5 "Wie bei allen patriarchalisch geordneten Völkern finden wir das Ansehen des Alters, den Respect der Kinder vor dem Vater und des jüngeren Bruders vor dem älteren, in hohem Grade bei ihnen ausgebildet."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 450

2.6.8.2 Das Reich von Bornu

2.6.8.2.1 Allgemeine Beobachtungen am Volk

Das Bornuvolk selbst mutet Nachtigal "harmlos"[1] an, rücksichtsvolle Höflichkeit[2] leuchte hervor.
Die "vollständige Handels- und Gewerbefreiheit"[3] befördere den Marktverkehr. Leider treibe die Wirtschaft ihrem Ruin entgegen, da die lasche Zahlungsmoral der Bornuleute die Händler verscheuche. Den Bornuleuten mangle es an Sinn für "Ehre und Recht"[4], plattester Materialismus herrsche vor.

2.6.8.2.2 Undeutliche Grenzführung des Bornureiches

Afrika, ein Kontinent der verschwimmenden Konturen, sei einer genauen Grenzziehung nicht günstig. Der Umriß Bornus ist nur insoweit klar erkennbar, als er mit dem Lauf des Schariflusses und den Rändern des Tschadsees übereinstimme. Grenzenlos öffne sich Bornu zur Sahara. Willkürlich wechselten auch die Marken gegen halbunterworfene, heidnische Stämme. Nach dem Urteil Nachtigals bestimmten allein islamisch geordnete Staatswesen ihren Machtbereich "ziemlich" genau.

---

1 Nachtigal lobt besonders dessen Sinn für "gemüthliche Häuslichkeit und zierliche Anordnung."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 690
2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 688
3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 690
4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 702

2.6.8.2.3 Regierungsform des Bornureiches

Das Zentralorgan des Reiches sei die Ratsversammlung, die sogenannte "Nokena". Laut Nachtigal repräsentiert sie nur mehr "den Schatten einer früheren aristokratischen Reichsverfassung".[1] Allein der Wille des Herrschers zähle jetzt, wie auch der der Günstlinge, denen die Reichsämter übertragen seien. Diese Hofstellen leitet Nachtigal aus der persönlichen Bedienung des Fürsten ab.

2.6.8.2.4 Der Lamino von Kuka - Bild eines Bornufeudalen

Der Lamino verwalte die Einhaltung des Rechts und die öffentliche Sicherheit von Bornu; seine Residenz schildert Nachtigal überaus anschaulich.[2] Der Vorplatz zu seinem Haus wimmle von Klienten und Bettlern, die Macht und Einfluß des Herren repräsentieren sollten. Auf dem Vorplatz öffneten sich geräumige Abfallgruben, in denen halbwilde Schweine wühlten. Allerlei seltene Tiere belebten Außenportal und Innenhof. Nachtigal beobachtet eine angekettete Manguste, die seine Schuhe neugierig beschnuppert haben soll. Auch eine junge Hyäne habe ihn angestarrt. Das Kernstück sei ein prachtvoller Steppenluchs gewesen, der im Innenhof behaglich residierte. Gewaltige Büffelschädel, ringsum verstreut, bezeugten erfolgreiche Jagden am Tschadsee.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 713
Bei H. Barth genauer: Die Ratsversammlung setze sich aus 12 Häuptlingen oder Edlen zusammen, ohne deren Zustimmung der König nichts habe unternehmen können.
H. Barth, a.a.O., S. 104

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 598ff. und S. 601 - 602

Nachtigal beeindruckt vor allem die elefantenhafte Statur des Lamino, der Büffelnacken, der gewaltige, weiße Vollbart, ein Prachtstück, selten in Bornu. Den massigen Körper beherrsche ein nicht minder mächtiger Schädel. Die Insignien der Macht, geräumige Körbe, mit Ketten angefüllt, verwiesen auf das Richteramt des Lamino, das - so Nachtigal - dem Charakter des halbzivilisierten Landes und der oberflächlichen Einwohner durchaus entspreche. Halb belustigt vermerkt Nachtigal, daß der Audienzsaal nicht zuletzt auch als Küche diene, denn der Gewaltige liebe es, mit eigenen Zutaten die hereingereichten Speisen nachzuwürzen. Nachtigal erblickt denn auch im Hintergrund des Zimmers gewaltige Eierkörbe, eine Mustersammlung der Vogelwelt des Tschadsees. Der Eindruck dieser afrikanischen Respektsperson auf den Betrachter sei ein bedeutender.
Wie sehr der absolute Wille des Königs von Bornu mit der Macht eines solchen Feudalherren rechnen muß, das legt Nachtigal indirekt dar, als er die Hinterlassenschaft des Lamino aufzählt: 1000 Hengste, Zuchtstuten, mehrere 1000 Rinder, 27 Kammern voll Stoff, 1000 Schwerter, 500 Schilde, mehrere 100 Gewehre, 200 Panzerhemden, 20 000 Maria-Theresien-Taler.

2.6.8.2.5 Kulturgeschichtliche Summe:
Der Mensch in Bornu

Allgemein definiert Nachtigal Bornu als ein Land reicher, gebändigter Naturkraft.[1] Der Mensch habe seine Entwicklung frühzeitig durch höhere Zivilisation und geordnete Staatenbildung veredelt.[2] Dem Islam verdanke Bornu den Anstoß zu höherer Entwicklung. Die belebende Kraft dieser Religion aber schwinde, ein stagnierender Formalismus verderbe Kraft und Moral vieler Gesellschaftsklassen.
Die "Arbeitstheilung einer höheren Civilisation"[3] habe das universelle Geschick der Bewohner noch nicht gänzlich vereinseitigt. Der Islam habe die Zentralisierung des Reiches begünstigt. Sein Universalismus habe die Trennungslinien unter den Stämmen aufgebrochen und die Bevölkerung zu einem Volk von Bornu gemischt.[4] Die Europäer sollten die allmähliche Erweiterung des Handels anbahnen, wobei sie die naturgemäße Entwicklung berücksichtigen sollten.

---

1 "...gebändigt von der Tätigkeit des Menschen, der frühzeitig durch höhere Civilisation und geordnete Staatenbildung in günstige Bahnen gelenkt worden ist..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 387f.

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 387f.

3 "So ist doch die Arbeitstheilung einer höheren Civilisation noch nicht weit fortgeschritten, und der überwiegende Theil der Bevölkerung zeigt ein gleiches Geschick für alle Arbeitsfelder."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 392

4 "...Mit der Einführung dieser Religion konnte sich ein centralisirter Staat bilden,..., der in seinem Innern vielfach die Scheidung der einzelnen Stämme aufhob und die mannichfachsten Verschiebungen und Vermischungen der verschiedenen Bevölkerungselemente vermittelte." G. Nachtigal, a.a.O., S. 392

2.6.8.3 Wesenszüge der Bevölkerung von Borku

Bei den Baélé vermißt Nachtigal den patriarchalischen Respekt vor Alter und Vater.[1] Die Polygamie ruiniere das Eheleben. Die neue Frau schwinge sich zur Zwingherrin der vorherigen Gattin auf. Kein"Entrinnen durch Scheïdung"[2] sei dann möglich. Nachtigal bestimmt Sitten und Gebräuche aus Wohnsitz und Klima.[3] Wechsel des Wohnsitzes "modifiziere"[4] das Brauchtum, fremde "Kultureinflüsse"[5] veränderten die Sitten.

2.6.8.4 Das Land Kanem: Bindeglied zwischen dem Nomadismus der Sahara und der Agrikultur des Südens

Grundsätzlich charakterisiert Nachtigal Kanem als ein Übergangsland zwischen dem aggressiven Nomadismus der Saharavölker und den seßhaften Ackerbauern der Sudanzone. Als staatenbildendes Ferment[6] des "Südlandes" Kanem wirkten seit je die wellenartig sich wiederholenden Einfälle aus dem nomadischen Norden.[7]

---

1 Die ansonsten erfahrene Höflichkeit definiert Nachtigal als "formal". G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 176

2 "...und nimmt fast die Stellung einer Arbeitssclavin ein, ohne dass es für sie ein Entrinnen durch Scheidung gäbe." G. Nachtigal, a.a.O., S. 177

3 Aus der Gunst des Klimas wie aus der Regelmäßigkeit und Einfachheit der Lebensführung leitet Nachtigal den guten Gesundheitszustand ab. G. Nachtigal, a.a.O., S. 184

4 G. Nachtigal, a.a.O., S. 184

5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 184

6 "...überall, wo Nomaden und Ackerbauern dieselbe Gegend bewohnen, herrschen die Ersteren." G. Nachtigal, a.a.O., S. 339

7 G. Nachtigal, a.a.O., S. 339

Die seßhafte Bevölkerung habe sich allmählich nach dem Süden des Landes zurückgezogen, wo sie eine Zone der Arbeit und des Ertrages geschaffen hätten, wohltätig sich abhebend von der Unruhe der"zügellosen Nomadennatur!"[1] Der Nomadismus hänge mit dem Regenfall zusammen. Der Übergang von der Kamelhaltung zur Rinderzucht leitet nach den Beobachtungen Nachtigals zur Seßhaftigkeit über.

2.6.8.5 Blick auf die Kleinreiche Logon und Baghirmi

2.6.8.5.1 Allgemeine Dekadenz

In den Kleinreichen Logon und Baghirmi notiert Nachtigal Verfall und Dekadenz: die Könige lebten ein entrücktes, wirklichkeitsfernes Dasein[2]; Sklaven verwalteten die wichtigsten Ämter; Eunuchen[3] dienten als Offiziere[4] und Kriegsführer.

---

1 Nachtigal schreibt etwas verschwommen von einer "zügellosen Nomadennatur gegenüber einer geordneten Regierung über eine sesshafte Bevölkerung." G. Nachtigal, a.a.O., S. 339

2 "Möglichst wenig von Unberechtigten gesehen und durch profane Blicke entheiligt zu werden, scheint eine Pflicht oder ein besonderes Vorrecht der Könige von Bagirmi und Logon zu sein." G. Nachtigal, a.a.O., S. 604; auch erwähnt Nachtigal den grausigen Brauch, überzählige Königsbrüder zu blenden.

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 524ff.; auch spricht Nachtigal von der Erblichkeit gewisser Dienstleistungsämter.

4 Nach Nachtigal sind die Heere stammesweise untergliedert.

2.6.8.5.2 Hypothetische Ursache der Staatswerdung Baghirmis

Die Entstehung Baghirmis liege im Dunkel. Auf keinen Fall sei "Baghirmi" eine Volksbezeichnung oder der Name des Gründerstammes. Vermutlich sei der Bildung einer Baghirmi-Nation die Zusammenfassung der Einzelherrschaften zu einem Gesamtstaat vorausgegangen.[1] Der Anstoß dazu müsse von Eindringlingen aus dem Norden ausgegangen sein.

2.6.8.5.3 Historische Überlieferung Baghirmis

Die Geschichtsüberlieferung des Landes werde von dessen adligen Geschlechtern als buchstäbliche "Familiengeschichte" zum Teil sehr treu bewahrt.[2] Die Historie umfasse Palastrevolutionen, Prätendentenkämpfe und die Blendung überzähliger Prinzen mit erhitzter Butter; auch Seltsamkeiten, wie die Adelphogamie eines gewissen Gauranga und eine Niederlage gegen ein Pilgerheer seien überliefert.

---

1 "Erst nachdem auch hier, wie in manchen anderen Sudan-Ländern, von Einwanderern der Anstoß zur Staatenbildung gegeben war und eine Vereinigung der vereinzelten Herrschaften stattgefunden hatte, entstanden Volk und Stamm der Bagirmi."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 667

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 692

2.6.8.5.4 Wirtschaftsgeographische Isolation Baghirmis und deren Folgen; düstere Zukunft des Staates

Baghirmi sei aus der Reihe der Sudan-Staaten nach Süden abgedrängt; es entbehre des lebenswichtigen, direkten Handelstransits durch die Sahara nach der Mittelmeerküste und müsse so "notwendig gewordene"[1] Erzeugnisse europäischer Industrie verteuert erwerben. Deshalb werde es auch nicht zu eigenem Gewerbe angeregt, was allein ein "directer Handelsverkehr mit Vertretern einer höheren Culturstufe"[2] bewirke.
Baghirmis Zukunft sei düster. Es vergeude seine Potenz in - so Nachtigal - Schweifen, Kriegführen und Schmarotzen, statt seine Kraft durch Arbeit, Seßhaftigkeit und Regelmaß zu vermehren. Doch leider habe sich die Geschichte dieses Staates in einer "fortlaufenden Reihe von Raub- oder Kriegszügen"[3] erschöpft. Diese Mißstände würden Baghirmi dem Nachbarstaat Wadai ausliefern.[4]

---

1 "Durch seine aus der Reihe der mohammedanischen Sudan-Staaten nach Süden gedrängte Lage geht Bagirmi des großen Vorteils verlustig, eine directe Verbindung durch die Sahara mit den Ländern der Nordküste zu haben." G. Nachtigal, a.a.O., S. 661

2 "Nicht allein ist es gezwungen, die ihm nothwendig gewordenen Erzeugnisse europäischer Industrie durch eine Reihe von Zwischenstufen vertheuert zu kaufen, sondern es entbehrt auch die Anregung zu gewerblicher Thätigkeit, welche dem lohnendsten directen Handelsverkehr mit Vertretern einer höheren Culturstufe entspringen würde." G. Nachtigal, a.a.O., S. 661

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 692

4 Nachtigal nennt als einzigen Nationalreichtum Baghirmis Elfenbein und Sklaven, aber: "...ohne Zugang zu den Meeren, mit immer eingeschränkten Möglichkeiten des Sclavenabsatzes wird Bagirmi wohl zur Dependance Wadais absinken."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 688

2.7 Die Tierwelt Nordostafrikas

Das Verhältnis des Menschen zur Tierwelt änderte sich mit den jeweiligen Lebensumständen. Das einstmals so enge Band zwischen homo sapiens und Tier - so eindrucksvoll dokumentiert in den Tierkulten des Paläolithikums und im Totemismus der Naturvölker - löste sich allmählich und degradierte das Tier zum bloßen Jagdobjekt. Das Wissen um die Fauna sank zur Fabel- und Märchensammlung ab.
Der Naturkultus um den Philosophen Rousseau brach auch der Neubewertung des Naturwesens Tier Bahn. Buffons morphologisch zupackender Blick, Lamarcks tiefes Eindringen in die Probleme der Genetik, das beschreibende Genie Humboldts, das frische Jägerauge Kobells, all das bündelte sich im Säkularwerk A. E. Brehms. Sein Genie hat sich gerade am Glanz afrikanischen Tierlebens entzündet.

2.7.1 Anton von Prokesch-Osten

2.7.1.1 Allerlei Fabelhaftes über Warane; Rückzug des Flußpferdes aus Oberägypten

Prokeschs Beobachtungen leiden an Unkenntnis; er vermerkt Reihergattungen, ohne diese präzisieren zu können. So ist es nicht verwunderlich, daß Prokesch kritiklos wie einst Herodot allerlei Fabeln aufsitzt. So solle der Waran die Kuheuter aussaugen. Da Prokesch die Systematik nicht überblickt, reiht er den Nilwaran in die Gattung der Krokodile[1], hierin übrigens nicht klüger als die

---

1 "Eine kleine Gattung von Krokodil ist der Waran."
A.v. Prokesch-Osten, Land zw. d. Katarakten d. Nils, S. 51

Malaien, die den Komodowaran ebenfalls als "Landkrokodil" bezeichnen.
Immerhin hat Prokesch den beginnenden Rückzug der afrikanischen Großfauna aufmerksam verzeichnet. So verschwinde das Flußpferd aus dem oberägyptischen Niltal; 1826 sei bei Wadi-Halfa letztmalig ein Flußpferd gefangen worden. Erst im nubischen Dongola beginne das Areal der Hippopotamen.

2.7.2 Eduard Rüppell

2.7.2.1 Flußpferd und Flußpferdjagd in der Provinz Dongola

Um die Jagd auf die Nilpferde muß es bereits mißlich gestanden haben: Rüppell zählt ganze 9 Stück, die in der Provinz Dongola[1] von 1821 bis 1823 erlegt worden seien.[2]
Die archaische Jagdtechnik hat Rüppell genau überliefert. Die Ungetüme würden harpuniert, an die Jagdbarke längsseits bugsiert, wo ihnen mit Lanzen und einem Schnitt durch das "Ligamentum jugi" der Garaus gemacht werde.[3] Wertvoll am erlegten Flußpferd seien einmal das Fleisch, zum anderen die mächtige Schwarte, aus der man Peitschenriemen schneide, die gefürchtete Kurbatsch.

---

1 Rüppell entdeckte petrifizierte Flußpferdknochen im Achat-Konglomerat.

2 "In der türkischen Provinz Dongola werden jährlich 1 bis 2 Hippopotami getötet."
E. Rüppell, Reisen i. Nub., Kord. u. d. petr. Arab., S. 54

3 Wurf auf 7 Schritt(!) Entfernung; auch ist nach Rüppells Notizen das Harpuneneisen mit Stricken und Holzschwimmklötzen verbunden.
E. Rüppell, a.a.O., S. 50ff.

Die Unerbittlichkeit der Verfolgung begründet Rüppell in den Verwüstungen, die das Flußpferd in den Pflanzenkulturen[1] anrichte. Rüppell hat sich selbst als Flußpferdjäger versucht: mit 25 Flintenkugeln habe er den Koloß gespickt, und dann habe doch noch ein sogenanntes Standrohr den Rest besorgen müssen.[2]

2.7.2.2 Elefantenjagd bei den Bagara-Arabern; unsichere Namensgebung bei Großantilopen; Gefährlichkeit des Medinawurms

Das aride Steppenland des Kordofan hätten damals noch Elefant, Löwe und eine Vielzahl von Antilopenarten durchzogen.
Besonders beeindruckt hat Rüppell die Elefantenjagd[3] der Bagara-Araber. Sie trennten einen Zahnträger von der Herde und durchschlügen dann mit einem Lanzenblatt die Tarsussehne an dessen Hintersäule. Der Niedergebrochene werde dann mit einem haarfein zugeschliffenen Schwert korangerecht geschächtet. Das Fleisch trockne man. Der Hauptstapelort des Elfenbeins sei El-Obeid. Rüppell weiß noch von "kolossalen Zähnen" zu berichten, deren Paar eine Kamelladung ausmachten.[4]
Nach Rüppels Aufzeichnungen werden die Antilopen ebenfalls gehetzt, allein die Damagazelle fange man mit der Schlinge.
Auch berichtet Rüppell, daß der Leopard mit Hunden in die Enge getrieben und dann erlegt werde.

---

1 E. Rüppell, a.a.O., S. 56

2 "Von den 25 Flintenkugeln, in einer Entfernung von etwa 5 Fuß auf den Kopf des Unthiers, hatte nur eine die Haut und den Knochen bei der Nase durchbohrt." E. Rüppell, a.a.O., S. 55

3 In Kordofan soll sich der Elefant noch um 1824 in "großen Herden" massiert haben, eigentümlicherweise gerade in der Regenzeit. E. Rüppell, a.a.O., S. 146

4 E. Rüppell, a.a.O., S. 146f.

Von einer Antilope, "Tetal" genannt, bestaunt er die an das Pferd gemahnende Größe und bewundert das gedrechselte Gehörn. Wir dürfen in dem "Tetal" wohl einen Wasserbock vermuten.[1] Anscheinend hat sich um 1830 noch keine deutsche Terminologie eingebürgert. Man benutzt reichlich die arabischen und oft auch die amharischen Namen mit lateinischen Kognomen.
Von der Kleinlebewelt vermerkt Rüppell den Medinawurm, Verursacher übelster Körpergeschwüre. Die Einheimischen bohrten einen glühenden Eisendraht in das befallene Fleisch.[2]

2.7.3 Josef Russegger

2.7.3.1 Reiche Tierwelt am Atbara und am Dender

Nach dem Zeugnis Russeggers belebte eine Fülle von Tierarten das Land an der Mündung des Atbara in den Nil; er zählt auf: Elefanten, Nashörner, Löwen, Leoparden, Wildesel, Antilopen, Affen und zahlreiche Vögel. Nicht minder reich sei die Fauna an den Zuflüssen des Blauen Nils oder Bachr-el-Azraq: neben Nashorn und Elefant trete hier auch das Flußpferd auf.[3]

---

1 Die Unsicherheit in der Tierkenntnis verführt zu allerlei Spekulationen über "Einhörner", schwanzlose Schweine, ("phasco choerus") und angeblich kahle Wildhunde.
E. Rüppell, a.a.O., S. 162

2 E. Rüppell, a.a.O., S. 165f.

3 "Überhaupt ist das Uferland des Dender, wie das des Rahad voll wilder Thiere... und besonders auch ein Lieblingsaufenthalt der Nashörner und Elefanten. Die ganze Nacht hindurch wechselte Löwengebrüll mit dem Lärm der Nilpferde im Strome ab, und wir ließen daher die Feuer brennen und Wache halten."
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/2, S. 622f.

2.7.3.2 Zwischen Fabel und Ratio: "Einhorn", "Vater der vier Flügel", Lungenfisch

Auch Russegger fällt allerlei Ammenmärchen anheim: die etwaige Existenz eines Einhornes hält er für möglich.[1] Berichte über die amphibische Lebensweise des Lungenfisches, der die Trockenzeit im Schlamm vergraben überleben könne, bezweifelt Russegger aufs entschiedenste, obwohl man ihm hier die Wahrheit erzählt hatte. Richtig leitet ihn sein wissenschaftlicher Instinkt allein in zwei Fällen; so erklärt er die mysteriösen "vier Flügel"[2] einer afrikanischen Nachtschwalbenspezies als einen ganz normalen Flugapparat, allein mit der Besonderheit, daß jeweils etliche Deckfedern des Schwingenpaares über das Maß verlängert seien und somit der Eindruck eines zusätzlichen Flügelpaares erweckten. Auch die Entdeckung eines fahlgelben, wüstenfarbenen Sperlings führt Russegger auf die richtige gedankliche Fährte; seiner Ansicht nach liegt hierbei ein Fall aktiver Gestaltanpassung an die Umwelt vor.[3]

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd. II/1, S. 473f.

2 Abu Gennách = "Vater der vier Flügel, heute: Ruderflügelziegenmelker (Semeiphorus vexillarius)

3 "Ein paar einsame Sperlinge der Wüste, fahlgelb wie sie selbst, flatterten vor uns her. Auffallend war mir im ganzen der Einfluß, welchen die Wüste auf die Färbung der Thiere zu nehmen scheint, welche sie bewohnen. Sollte dies nicht mehr als blosser Zufall und die Farbe des Bodens, worauf gewisse Thiere beständig leben, ganz ohne Einfluß auf ihre Färbung seyn?"
J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afr., Bd II/3, S. 16

2.7.3.3 Überzahl der Elefanten und erste Schutzmaßnahmen für die bedrohte Giraffe

Am Elefanten beeindruckt Russegger nicht so sehr die gewaltige Anzahl, als vielmehr die Verwüstungen am Baumjungwuchs, die der Koloß anrichte.
In der Provinz Kordofan dagegen sei der Bestand an Giraffen zurückgegangen; Mohammed-Ali habe den Fang dieser "schönen" [1] Großantilope verboten.
Nicht unähnlich der poetischen arabischen Sprache bezeichnet Russegger die afrikanischen Vögel als "Opferflämmchen im Tempel der Natur".[2]

2.7.4 Hermann von Pückler-Muskau

2.7.4.1 Tierwelt und Jagdgebräuche der Provinz Kordofan

Nach den Berichten Pücklers zählt die Provinz Kordofan vor allem Giraffen, Antilopen, Löwen und Leoparden. Ein unterhalb von Chartum gesichtetes Flußpferd[3] offenbare die Gemütsruhe einer behäbigen Stromexistenz; es ist Pückler hoch anzurechnen,

---

1 Das Wort Giraffe leitet sich ab von arab. "Serafa" = die Schöne; der Araber denkt hierbei an das in der Tat seelenvolle Auge dieser Antilope.

2 J. Russegger, Reisen i. Europa, Asien und Afrika, Bd. II/2, S. 447ff.

3 Von Pückler zoologisch-systematisch richtig als "Wasserschwein" apostrophiert.

daß er die tatsächliche Harmlosigkeit des Flußkolosses nicht aufschneiderisch umstilisiert in Wildheit und Tücke.
Besondere Aufmerksamkeit widmet Pückler der Jagd. So weiß er von überaus kühnen Löwenhetzen aus dem alten Königreich Sennaar[1] zu berichten: die "kolossal großen" Löwen jage man dort mit Steinwürfen solange in der glühenden Sonne umher, bis ein wohlgezielter Lanzenwurf den Löwen niederstrecke. Überhaupt beeindruckt Pückler der durchgängige Gebrauch blanker Jagdwaffen, wie Speere und Kurzschwert bei der Jagd auf Elefant[2], Flußpferd und Krokodil.[3]

---

1 Ein Land, berühmt auch ob seines Rinderstammes; einen dort beobachteten Bullen preist Pückler als "das Modell eines göttlichen Apis".
H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III, S. 120

2 A.E. Brehm berichtet, daß die Bewohner des Weißen Nils den Elefanten in Fallgruben fingen, ihm dann mit "langgestielten, sehr scharfen und spitzigen Lanzen den Genickfang" gäben.
A.E. Brehm, Reisen im Sudan, S. 313
Brehm vermerkt auch den Rückgang des Elefanten. So habe er auf der "Djesihret el Fihl" (=Elefanteninsel) bei Wad Medani 1850 keinen Elefanten mehr angetroffen. Nach seinem Zeugnis habe es noch um 1840 dort große Herden gegeben.
A.E. Brehm, a.a.O., S. 304

2.7.5 Theodor von Heuglin

2.7.5.1 Allerlei Fabelwesen: Großaffe "M'ban" und "Greifschwänze"

Auch Heuglin erzählt von allerlei Wundersamem. Den Lungenfisch und das fossile Reptil Ichthyosaurus hält er für verwandte Arten.[1] Auch dem Menschen mutet er allerlei zu. So wähnt Heuglin zwischen den Zehen der sumpfbewohnenden Nuer eine "Andeutung von Schwimmhaut."[2]
Berichte von einem menschengroßen Affen M'ban, von Raubtieren mit behaartem Greifschwanz erscheinen Heuglin nicht abwegig.[3]

2.7.5.2 Schönheit und Eigenart der nordostafrikanischen Vogelwelt; Gedanken über Morphologie und Verbreitung

Die Vogelwelt hat es Heuglin besonders angetan. Schon an der Küste von Massaua bezaubert ihn die ätherische Eleganz des Tropikvogels,[4] der schon Linné zu dem Namen "Phaeton" inspiriert hat.

---

1 Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.w.Nils u.s.west.Zufl.i.d. Jahren 1862-1864, S. 134ff.

2 "...es sind Sumpfmenschen, die vielleicht auch noch eine Andeutung von Schwimmhaut zwischen den Zehen haben; wenn nicht der Plattfuß dieselbe ersetzt". Th.v.Heuglin, a.a.O., S. 104
Heuglin korrespondierte auch mit Dr. Carus bezüglich möglicher Schwanzreste bei Eingeborenen.

3 "Die Djelabeh nennen es Om Zrbeibah". Th.v.Heuglin, a.a.O.,S.205ff.

4 "...die in reißendem ... Flug... wegziehenden seidenglänzenden Tropikvögel..."
Th.v. Heuglin, Reise n.Ab., d.Galla-Länd.,Ostsud.u.Chart., S. 68

Nur allzugern schwelgt Heuglin in dramatisch bewegten Szenerien. So bezaubert ihn die Grazie eines Schreiseeadlers, der sein blendendweiß befiedertes Haupt schüttelt;[1] Heuglin lauscht dem gierigen Gekrächz eines Schildraben, der einem "niedlichen Kurzzehensperber"[2] seine Eidechsenbeute abzujagen trachtet. Am Tanasee beeindrucken Heuglin die brausenden Gänsegeschwader.
Jeder Vogelart schaut Heuglin ihr Charakteristikum ab: dem Eisvogel seinen "cobaltblauen Rücken"[3] und seinen glockenähnlichen Abendgesang, den Perlhühnern ihr gackerndes Fühlungssignal, der Nachtschwalbe ihren daunenweichen Flügelschlag,[4] dem Gaukler sein heiteres Geflöt; am Glanzstar begeistert sich Heuglin an dessen "kokett zugespitzter Flügelpracht"[5], eine fadenschwänzige Schwalbenart zeichne sich durch ihren "reißenden Flug"[6] aus. Eine Reiherspezies rage durch ihren holzschuhförmigen Schöpfschnabel hervor; Heuglin bezeichnet diesen Vogel mit dem arabischen Namen Abu Marqub[7], "Vater des Schuhs".

---

1 Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.w.Nils u.s.west.Zufl.i.d.Jahren 1862-1864, S. 113

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 113

3 Th.v. Heuglin, Reise n.A.,d.Galla-Länd.,Ostsud.u.Chart., S. 169ff.

4 Th.v. Heuglin, Reisen in Nordostafrika, S. 20f.

5 Th.v. Heuglin, Reise n.A.,d.Galla-Länd.,Ostsud.u.Chart., S. 169ff.

6 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 169ff.

7 "Von diesem merkwürdigen Vogel wurden ungefähr im Jahre 1850 zwei Bälge, welche ein italienischer Kaufmann..., nach Europa gebracht. Lange wollte es nicht gelingen, ihn wieder aufzufinden, bis ich im Jahre 1855/56 in den Besitz mehrerer schöner Exemplare gelangte, welche mein Jäger Mohammed erlegte..."
Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.w.Nils u.s.west.Zufl.i.d.Jahren 1862-1864, S. 119

Die überlangen Deckfedern der schon genannten Nachtschwalbe bezeichnet Heuglin ausdrücklich als abortive Schmuckfedern.
Viel Aufmerksamkeit widmet Heuglin der geographischen Verbreitung der Vögel: so stimme die Ornis des Oberen Nil weitgehend überein mit der Senegambiens, scheide sich aber von der Vogelwelt der Großen Seen im ostafrikanischen Hochland. Jüngst veröffentlichte Beobachtungen am Unjamwezi-See[1] bestätigten das.[2]

2.7.5.3 Reiche Tierwelt am Tanasee; Besonderheiten der äthiopischen Hochgebirgsfauna

Den Reichtum an Büffeln und Elefanten an den Gestaden des äthiopischen Tanasees preist Heuglin vor allem. Auch eine nachtschwarze, mit weißem, langfädigem Rückenhaar effektvoll gezierte Affenart hat Heuglin besonders gefesselt. Er nennt diese Affenspezies "Quereza"[3], ein Name aus der Amharensprache, der sich in den Fachbüchern bis heute erhalten hat, freilich im spaßigen Namenszwilling "Quereza-Affe". Es mag namensgeschichtlich interessant sein, daß es mehrere solcher Tautologien gibt. So bezeichnet Heuglin den "Tetal", den Wasserbock, vornehmlich mit dem amharischen Namen "defassa". Eingebürgert hat sich wieder die Namensdopplung "Defassa-Wasserbock". So dokumentieren diese Doppelnamen, daß die europäische Erkundung der Fauna vom Nil und vom äthiopischen Hochlande her begonnen hat.

---

1 heute: Victoriasee

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 331

3 "Hier traf ich die ersten Exemplare der schönen von Dr. Rüppell entdeckten und Colobus Quereza benannten Affenart..."
Th.v. Heuglin, Reisen in Nordostafrika, S. 33

Die abessinischen Hochgebirgszonen haben Heuglin zu allgemeinen Reflexionen angeregt. So ist ihm ein gewisser Analogismus zu den Tierarten der Alpen nicht entgangen. Der endemische Walia-Steinbock vertrete so die Stelle der Alpenspezies; Mauerläufer und Alpenkrähe kennt Heuglin auch von den Alpen her.
Das auffallend dunkle, in Schwärzliche hinüberspielende Fell[1] der im äthiopischen Bergland lebenden Panther und Löwen erklärt Heuglin als eine typische Farbvarietät von Hochlandrassen. Das Erlegen derartiger Löwenschwärzlinge reserviere man in Äthiopien dem König und den tapfersten Kriegern.
Heuglin weist auf den Zusammenhang von Vegetation und Tierwelt[2] hin.

2.7.5.4 Jagd und Wildnutzung in Nordostafrika: Elefant, Flußpferd und Dugong

Allenthalben zehre die Jagd am Bestand des Großwildes. Besonders der Elefant befinde sich in Nordostafrika auf dem Rückzug. "Ganz alte Thiere"[3] treffe man nur noch selten an, selbst unter Elefantenansammlungen von 500 Häuptern, wie Heuglin sie am Bachr-el-Ghazzal gezählt haben will. Darüberhinaus zerstöre der Elefant in erschreckendem Ausmaß seine vegetabile Umwelt.

---

1 Th.v. Heuglin, Reise n.A.,d.Galla-Länd.,Ostsud.u.Chart., S. 235

2 Daß die Schließränder der großen Trogmuscheln sich dem jeweiligen Korallenfarbton anpassen, hat Heuglin an der äthiopischen Küste beobachtet.
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 70

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 247

Auf der Elefantenjagd verschieße man Spitzstahlprojektile oder legierte Rundgeschosse. Die aus dem Schädelknochen herausgeschlagenen Stoßzähne nähe man für den Wüstentransport in frische Ochsenhäute.[1] Die Elfenbeinaufkäufer unterschieden drei Gütegrade: "Bevinds", "Kilinds" und "Bar". Die Fracht versende man über Suakin nach Indien und China.
Auch das Flußpferd schwinde allmählich. Heuglin verwendet den arabischen Namen "djamus-el-bachr", d.h. "Flußbüffel". Wirtschaftlich bedeutsam sei die Schwarte. Verarbeitet zur Peitsche, zur "Kurbadj", sei die Nilpferdhaut das "belebende, aufregende Element der Sudanländer"[2], wie Heuglin zynisch anmerkt.
An Nashörnern unterscheidet Heuglin zwei Arten. Doch weiß er vom "Um-Qarn"[3] sonst nichts zu berichten.

---

1 Die Temperaturschwankungen verursachten leicht Haarrisse in dem spröden Zahnbein; die feuchten Ochsenhäute sollten dies verhindern.

2 "Der Kurbadj ist das belebende, aufregende Element gegen Hinbrüten und Faulheit, sowie er das trefflichste niederschlagende Mittel gegen Unverschämtheit und Frechheit abgibt. Seinem kräftigen Winke folgt schwarze und braune Bevölkerung, er öffnet den stummen Mund zu Schuldbekenntnissen... kurz, er schafft Friede und Ordnung und fördert Rechtspflege und Geschäftsgang in ersprießlicher Weise und Kürze."
Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.w.Nils u.s.west.Zufl.i.d.Jahren 1862-1864

3 arab.: "Mutter des Hornes"

Lokale Bedeutung komme an der Küste dem Dugong[1] zu, einer indopazifischen Seekuhspezies. Heuglin zitiert das "Kitab el chitat" des arabischen Kosmographen Makrizi[2], wo es heißt, daß die Begah Schilde aus Dugongschwarte führten. Aus den Hauern drechsle man Kugeln, die - so der Ästhet Heuglin - in einem "wundervollen Perlmuttglanz"[3] schimmerten.
In alter Zeit habe man in Äthiopien Geparde zur Hetzjagd abgerichtet; jetzt begnüge man sich mit Windhunden. Mit der Gewehrjagd stehe es oft mißlich. Dem Krokodil z.B. komme man nur mit ausgezirkelten Punktschüssen bei, ansonsten vertrüge diese Großechse fabelhafte Bleimengen.[4]
Auch Großantilopen bedürften eines entsprechenden Gewehrkalibers, wenn der Treffer zum augenblicklichen Tod führen soll; angeschossene Stücke gingen meist verloren.

---

1 "...Dugong, arabisch Djilid..."
Th.v. Heuglin, Reise n. Ab., d. Calla-Länd.,Ostsud.u.Chart., S.70

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 70

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 70

4 Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.w.Nils u.s.west.Zufl. i.d.Jahren 1862-1864

2.7.5.5 Einzelbildnis eines afrikanischen Großtieres: der Kaffernbüffel

2.7.5.5.1 Namensgebung in Abessinien

Der philologisch überaus bewanderte Heuglin bezeugt die sprachliche Zerissenheit Äthiopiens an der Vielzahl von Namen, die dem Kaffernbüffel gegeben worden sind.
So nennten die Amharen ihn "Gos"; im Land Tigré heiße er "Agaba", die Galla hießen den Büffel "Gefersa".

2.7.5.5.2 Gestalt, physiognomischer Ausdruck

Heuglin unterscheidet grundsätzlich zwei Formvarietäten: bos caffer und bos brachyceras.[1] Heuglin deutet die physiognomischen Eigentümlichkeiten des Büffels als Merkmale einer allem feindlich eingestellten Wesenart. So drücke das unter der Last des mächtigen Gehörnes gesenkte Haupt Heimtücke aus. Die an der Stirnbasis zusammengewachsenen, die Schädeldecke überdachenden Hornhälften - Heuglin apostrophiert diese Eigenheit als glattanliegend - maskierten das "falsche"[2] Auge, dieses bei Kaffern-

1 Anmerkung des Verfassers: "brachyceras" heißt kurzhörniger Kaffernbüffel; vermutlich meint Heuglin den Rotbüffel, eine Abart der afrikanischen Waldzone.

2 Th.v. Heuglin, Reise n.Ab.,d. Galla-Länd., Ostsud.u.Chart.,S. 243f

büffeln so eindrucksvoll quellende Sehorgan drücke auch Arglist und Groll gegen alle Kreatur aus.
Eindrucksvoll sei auch die "dicke Muffelnase"[1], mit der der Kaffernbüffel wittere; ein überaus dekorativer, langfädiger Haarkranz umspiele die Gehörränder.

2.7.5.5.3 Lebensraum

Heuglin bewundert die sichere Geländegängigkeit des Büffels, die ihm fast alle Lebensräume erschließe. Er bevorzuge aber doch die Waldungen des abessinischen Tieflandes, die sog. Quola (=Qolla, Kolla); auch liebe der Büffel die Nähe von Bachbetten, auch wenn sie nicht perennierend Wasser führen. Gerne vergesellschafte er sich auch mit weidendem Rindvieh.[2]

2.7.5.5.4 Nutzung des erlegten Kaffernbüffels

Trotz der mißlaunigen Wesenart lasse sich der Kaffernbüffel relativ leicht erlegen. Das Fleisch werde gerne genossen, wenn ihm auch die Saftigkeit fehle. Die Schwarte verarbeite man zu einem dauerhaften Leder. Die vom Knochenzapfen gelösten Hornhälften gebrauche man als geräumige Humpen, in Abessinien "Wantsa" genannt.

---

1 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 243f.
2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 243f.

2.7.6 Wilhelm von Harnier

2.7.6.1 Bemerkungen zu Elefant und Büffel

Harnier bewundert vor allem das Charaktergeschöpf der Stromlandschaften, den Schreiseeadler. Harnier lobt dessen Stolz und die Ruhe auf dem Lugaus.[1] Die Giraffen hinterlassen einen geteilten Eindruck: einerseits befremdeten die Disproportion der Gestalt und der schwanke Gang, andererseits beeindrucke doch der unleugbare exotische Zauber dieser Großantilope.[2]
Den arg verfolgten Elefanten spüre man längs des Oberen Niltales immer schwerer auf. Das Nilufer[3] habe der Dickhäuter schon weitgehend geräumt; nach den Angaben Harniers muß ein Elfenbeinjäger sechs Stunden landeinwärts marschieren, bis er die Äsungsgründe der Elefanten erreicht. Die Jägerlager rückten deshalb immer weiter ins Landinnere vor. Einem rüstigen Jäger gelängen aber doch noch Strecken von 15 Elefanten, und das innerhalb von 24 Tagen![4]
Der herausgeschlagene Stoßzahn messe bis an die 10 Fuß.
Der noch häufige Kaffernbüffel lebe nach einem ziemlich regelmäßigen Tagesrythmus; des Nachts äse der Büffel,vorzüglich in der Sumpfzone von Gewässern; den Vormittag lagere die Herde an Waldrändern; am Nachmittag zögen sich die Büffel ins Waldinnere zurück.

---

1 "Es ist ein herrlicher Anblick, diesen schönen Vogel stolz und ruhig auf seinem Standort zu sehen."
W.v. Harnier, Reise am Oberen Nil, S. 6

2 W.v. Harnier, a.a.O., S. 11

3 Ansonsten ist nach Harnier die Jagd während der Trockenperiode gerade am Nilufer sehr günstig; die ausgetrockneten Landtümpel und -sümpfe treiben das Wild ans Flußufer.

4 W.v. Harnier, a.a.O., S. 28

2.7.6.2 Von der Mühsal afrikanischer Jagd: Pirsch auf Kaffernbüffel und Flußpferd

Nicht zuletzt die Landesnatur hemme die Jagd. Die Tageshitze gestatte den Aufbruch zur Jagd frühestens um 15.00 Uhr; deshalb ist die Zeit des Büchsenlichtes kurz bemessen. Wer bei der Nachsuche auf krankgeschossenes Wild von der hereinbrechenden Dunkelheit überrascht werde, könne das Wild getrost verloren geben; finde man es am nächsten Morgen, sei es mit Sicherheit verwest oder vom Raubwild angeschnitten.
Das meist sumpfige Gelände vereitele oft ein lautloses Pirschen auf den Büffel, da man immer wieder glucksend und schmatzend den Stiefel aus einer Feuchtstelle ziehen müsse. Und selbst wenn man zu Schusse käme, habe man nur allzuoft das Nachsehen, denn nur selten falle afrikanisches Wild auf den ersten Treffer.
Harnier berichtet, daß er für einen Kaffernbüffel sechs Kugeln aufwenden mußte.
Ein angeschweißter Büffel verhalte sich auf zweierlei Art:
oft suche er unbedingt mit der flüchtenden Herde mitzuhalten, oder aber er verberge sich im Gesträuch, um den nachsuchenden Schützen abzupassen, dann sei höchste Wachsamkeit geboten.
Erstmalig bejagte Büffel dagegen reagierten gar nicht auf den Knall eines Schusses. Harnier empfiehlt, bei der Nachsuche auf einen waidwund geschossenen Büffel vor allem der Kotspur zu folgen; Schweiß sondere der Büffel in nur geringem Maße ab, da sich die verletzte Schwarte schnell zusammenziehe.[1]

---

1 W.v. Harnier, a.a.O., S. 68

Das dekorative Gehörn des glücklich erlegten Büffels behandle man sofort mit Arsenik, da sich in die Keratinmasse sofort Schmarotzer einnisteten.
Achtsamkeit verlange auch die Jagd auf das Flußpferd. Tunlichst wähle man sich die Beute auf Sandbänken oder Flußuntiefen.[1]
Ein im Tiefwasser gestrecktes Flußpferd treibe unfehlbar ab; nur ein Glücksfall lasse einen flußabwärts den Kadaver auffinden, mit den charakteristisch nach oben gestreckten kurzen Läufen.
Den tödlichen Schuß richte man genau auf die Linie Auge-Ohr, die einzige Stelle, wo der Nilpferdschädel von einem Gußstahlprojektil durchschlagen wird.

---

1 W.v. Harnier, a.a.O.,S. 48

2.7.7 Georg Schweinfurth

2.7.7.1 Überbordende Fülle nordostafrikanischer Tierwelt

Schon an der äthiopischen Küste berücke der Reichtum der marinen Lebewelt. Schweinfurth zitiert den Vers eines arabischen Fischerliedes, das die feengleiche Pracht der Korallenfische preist: "Schöne Braut der Fische, komm zu mir!"[1]
Dugongs und Seeschildkröten[2] belebten das Rote Meer in erstaunlicher Anzahl.
Der Obere Nil quelle von Leben. Gänse und Enten zögen am Flußhorizont in ganzen Wolken dahin; allenthalben Schnauben und Gurgeln von Flußpferden[3], übergrellt vom Ruf des Löwen am Ufer. Der Nilstrand sei regelrecht zertrichtert von Nilpferdstapfen, in die der Reisende glucksend und schwappend einsinke. Stets vernehme man das charakteristische Schürfen und Schurren, wenn "ganze Reihen von Krokodilen"[4] dem Flusse zustrebten; überall auch das "rasselnde"[5] Gleiten von Waranen und Schlangen durchs Ufergras. Der organische Abhub solch strotzenden Lebens sei gewaltig. Anläßlich einer Exkursion auf einer Nilinsel entdeckt Schweinfurth abgestreifte Schlangenhäute, Federn, Eierschalen,[6] "Thiergebeine"[7], ja "ganze Menschenskelette"[8]; von Fischgräten und Schildkrötenpanzern sei der Boden besät gewesen.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 17
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 19
3 "Die Nilpferde wetteifern mit dem Knarren des Steuerrades durch ihr Schnauben udn Gurgeln." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 62
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 66
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 66
6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 66
7 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 82
8 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 82

Einen starken Eindruck auf Schweinfurth hinterlassen die faustgroßen Schalen einer Nilschnecke, Ampullaria Wernei,[1] für Schweinfurth ein Symbol der gewaltigen Schöpferkraft des Niles.

Das Savannengebiet atme nicht minder von Leben. Schweinfurths Auge ergötzt sich an den Massenansammlungen von Antilopen, aus denen er vor allem das rindergleiche Elen, den Wasserbock und den Weißohrbock sondert.
Im Umland des Elfenbeinstapelplatzes Dem Bekir bestaunt Schweinfurth eigentümliche Pfahlgestelle der Eingeborenen; man behänge jene mit Büffelschädeln, von denen Schweinfurth Hunderte zählt; auch die prachtvollen "Hornkronen"[2] des Elen, der Pferdeantilope und des Wasserbocks prangten in Fülle, oft einträchtig neben Löwenschädeln.
Die Seribahs, die Lager, wimmelten von Leben. Schweinfurth erfreut sich vor allem am Anblick der Skinke, buntgemusterter, glanzschuppiger Eidechsen; allenthalben halle das "Keko" der Geckos von den Wänden; doch die Spitze böten die Agamenechsen, die "zu Tausenden das alte Holzwerk der Pfahlbauzäunung"[3] belebten.
Selbst die Schmetterlinge gesellten sich auf den sonnenheißen Felsen zu ganzen "blumigen Fluren".

---

1 "Dazu bedecken die vom Hochwasser überall zurückgelassenen Conchilienschalen das Ufer, namentlich faustgroße Gehäuse von Ampullaria (A.Wernei), welche, in ihrer Art ein Riese, ebenbürtig den Bewohnern des gewaltigen Flusses erscheint."
G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 82

2 G. Schweinfurth, a.a.O.,S. 82

3 Weniger angenehm war ihm das "Getümmel der Schlangen", welche "im Stroh des Daches rasseln"; auch vermerkt er, daß bei den Eingeborenen die Schlange "als göttlicher Bruder" verehrt wird.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 351

2.7.7.2 Abschiedsklage auf den Elefanten

Tiefes Mitgefühl empfindet Schweinfurth mit dem Elefanten, der seines Elfenbeins wegen so erbarmungslos getötet wird. Schweinfurth schreibt von einem "Vernichtungs- und Vertilgungskampf gegen den Elefanten"[1], der sich seit dreizehn Jahren stetig nach dem Süden zurückziehe. An vielen Plätzen des Sudan sei vom Elefanten nicht mehr als die Erinnerung geblieben; so die Elefantenjägerstation Mirakok[2], die zu Schweinfurths Besuch schon aufgelassen war. Auch berichtet er von breitklingigen Lanzenblättern,[3] die die Eingeborenen noch aufbewahrten, obwohl deren Zweck - die Elefantenjagd - schon lange zur Sage geworden sei. Von dem französischen Elefantenjäger Poncet[4] erfuhr Schweinfurth, daß eine Jahresstrecke ganze zwei Stück gezählt habe. Schweinfurth prophezeit, noch in seiner Zeit werde der Elefant der Kategorie des Dagewesenen verfallen, wie Urochs, Seekuh und Dronte.[5]
Nach Schweinfurths Ansicht ist die Ausrottung dieses edlen Wildes eines Kulturmenschen unwürdig. Es ist bereits anderen Orts dargelegt, daß Schweinfurth die Domestikation des Afrikanischen Elefanten empfiehlt.
Ansonsten berichtet Schweinfurth vom Elefanten nicht viel; er vermerkt die Nachtmärsche, während denen der Elefant gewaltige Strecken zurücklege. An einem Elefantensäugling rührt Schweinfurth der "seelenvolle Augenausdruck"[6] und die instinktive Wohlerzogenheit.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 28
2 "...aber sowohl Mirakok wie die Elefanten sind jetzt unbekannte Größen in diesem Lande der Vergänglichkeit..."
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 156
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 299
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 427
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 476
6 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 293

2.7.7.3 Beobachtungen und Schlußfolgerungen allgemeinerer Natur

Den Rückzug des Elefanten nach Süden, nach den Quelländern des Nils, betrachtet Schweinfurth nicht als Einzelerscheinung; Ibis, Flußpferd und Krokodil, auf antiken Reliefs noch in Unterägypten bezeugt, hätten sich im Laufe der Jahrhunderte ebenfalls von dort weg nach dem Oberlauf des Niles zurückgezogen.[1] Allgemein dürfe man von einer Süddrift der Nilfauna sprechen.
Der Wildreichtum der Länder am Oberen Nil erkläre sich aus der mangelnden Besiedlung durch den Menschen.[2] Daß dem Massenvorkommen von pflanzenäsenden Antilopen keine annähernd so große Anzahl von Raubtieren entgegenstehe, hält Schweinfurth ausdrücklich fest. Er bezieht sich dabei auf die Löwen und deren auffallend geringe Stückzahl, wie sie "ihrem fürstlichen Range"[3] entspreche.
Umgekehrt sei die bloße Existenz von Löwen stets ein Indikator für starke Antilopenpopulationen.[4]
Vom Wildreichtum nehme auch die Hyäne ihren Zehnt, und beileibe nicht nur als Aasvertilger, sondern auch als aktiver Jäger.[5]
Rätselhaft erscheint die Notiz Schweinfurths,daß Elefant und Antilope nur ungern die gleichen Weideräume teilten.[6]

---

1 "Auch die Überlieferung der Geschichte, namentlich hinsichtlich der in alten Zeiten weiter nach Norden reichenden Verbreitung von Thieren und Pflanzen...., spricht für die Annahme."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 74

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 390f.

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 391

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 391

5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 427

6 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. II, S. 217

Ein eigentümlich vorsichtiges Interesse bekundet Schweinfurth an Schimpansen. Als er ihre Schädel erstmalig an den schon erwähnten Trophäenpfählen der Niamniam wahrnimmt, drückt Schweinfurth sich merkwürdig gewunden aus. Er fühlt sich gedrängt, den Menschen als Spitze der Schöpfung festzustellen.
Recht unbestimmt legt er es dann den "Culturvölkern"[1] ans Herz, "die endliche Erschließung aller Mysterien"[2] anzugehen. Doch warnt Schweinfurth vor übereilten Schlüssen; man hüte sich, im Schimpansen schon die Brücke über der tiefen "Kluft zwischen Mensch und Thier"[3] gefunden zu haben.
Von König Munsa hat sich Schweinfurth einen lebenden Schimpansen erbeten, aber niemals erhalten.
Zur Morphologie hat Schweinfurth sich verschieden geäußert; zum einen halte die Natur sich nicht immer an Nützen und Funktionalität als oberste Formprinzipien. Schweinfurth folgert das aus dem Schnabelbau des Reihers Abu Marqub; die Schnabelhälften seien nämlich asymmetrisch konstruiert, sodaß sie nicht fugenlos schlössen. Deshalb - so Schweinfurth - verfolge die Natur keinen "teleologischen"[4] Vollendungswillen in Form und Gestalt.

---

1 G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 559

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 559

3 "Alle Forschung aber führt den menschlichen Geist zu dem Eingeständnis seiner Unzulänglichkeit, und nirgends ist... ein voreiliges Urtheil unverzeihlicher, als gerade auf diesem Gebiete, das alle Räthsel zusammenhäuft, welche die tiefe Kluft zwischen Mensch und Thier auszufüllen scheinen."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 559

4 "Nicht alles, was die Natur schafft, ist praktisch im teleologischen Sinn, das sieht man deutlich am Balaeniceps; ausgewachsene Exemplare haben nie einen symmetrisch gebauten Schnabel, die beiden Hälften klaffen..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 126f.

Das Gesetz der Analogie jedoch sieht Schweinfurth bestätigt. So erinnern ihn die langen Beine der sumpfbewohnenden Niloten an Störche und andere wasserlebende Stelzfüßer. Schweinfurths Schluß: gleiche Lebensbedingungen prägten gleiche Körperformen aus, "und das bei den verschiedensten Klassen des Thierreiches."[1]

An der Gestalt und Fellfarbe der Hartebeest-Antilope vermerkt Schweinfurth die außerordentliche Fähigkeit, mit der Umgebung mimikryhaft zu verschmelzen.[2]
Die Pardelung des Pantherfelles[3] variiere stark; Schweinfurth verwirft jedoch den Gedanken, aus der Variabilität der Fleckung eine Vielzahl lokaler Leopardenrassen abzuleiten.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 128
Heuglin nannte die Niloten die "Flamingos unter den Menschen"

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 212

3 In Afrika gilt das Fell eines Panthers als Signum fürstlicher Macht

2.7.7.4 Verstreute Bemerkungen zur Tierwelt und zur Jagd

Schweinfurths zoologische Notizen ruhen auf breiter Erfahrungsgrundlage. Stets hat er in seinen jeweiligen Standlagern ein kleines Wildgehege eingerichtet. So hielt er Steppenluchs, Honigdachs und die Zebramanguste, allesamt Kleinraubtiere. Von König Munsa erbat er sich dringend ein Exemplar des Pinselschweines, doch wurde ihm dieser Wunsch nicht erfüllt, obwohl Schweinfurth dieses überaus attraktive, rotborstige Waldtier in den Ölpalmenhainen und Pisangpflanzungen halb domestiziert herumwühlen sah. Wenig Liebe findet dagegen das Warzenschwein, das Schweinfurth - sehr eigenartig für einen Naturliebhaber - als ebenso unausrottbar wie die europäischen Wildschweine[1] schilt.
Seine wirklichkeitstreue Anschaulichkeit beweist Schweinfurth am Schreiseeadler, dessen weitschallendes Rufen er vergleicht mit "dem Johlen übermütiger Knaben, die aus ihrem Versteck hervorstürzen".[2] Kaustischer Humor blitzt bei der Beobachtung des Chamäleons hervor. Die teleskopähnliche Gelenkigkeit der Augäpfel, die diese Eidechse zugleich nach oben wie nach unten spähen läßt, erinnert Schweinfurth an einen "Faki"; er meint damit einen Geistlichen, dessen eines Auge Allah im Himmel suche, während das andere Auge den irdischen Boden nach Talern durchforsche.[3]
Die Jagd im Savannengebiet charakterisiert Schweinfurth als ein weiträumig angelegtes Kreisen und Schwärmen. Mühselig gestalte die Pirsch sich vor allem wegen der vielen tückischen Sumpflöcher und der scharfrandigen Hochgräser. Das Wild selbst verhalte sich recht vertraut, da Muslime die Gewehrjagd nicht ausübten.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 216

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 103; der scharf antiklerikal eingestellte Schweinfurth merkt genüßlich an, daß der Beiname des Schreiseeadlers "bezeichnenderweise" "Faki" ist, d.h. "Priester"!

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 351f.

2.7.8 Gustav Nachtigal

2.7.8.1 Die Fauna der Sahara; fossile Zeugen einstigen Lebensreichtums; Vorkommen und Nutzung der Mendesantilope

In der Wüstenzone nördlich des Tschadsees entdeckte Nachtigal fossile Fischskelette, Schnecken- und Muschelschalen.[1] Nachtigal folgert daraus, daß in vergangenen Erdzeitaltern der Tschadsee eine weit bedeutendere Fläche bedeckt haben müsse. Im Senken- und Tälersystem von Bodele vermutet Nachtigal die Lage der von Claudius Ptolemäus beschriebenen "Chelonidensümpfe".[2] All dies Hinweise Nachtigals auf eine vergangene reiche Lebewelt, wo jetzt alles vom Sande begraben ist.
Dennoch hat Nachtigal gerade in der Saharazone Nordostafrikas eine bedeutende, wenn auch relativ artenarme Tierwelt ausgemacht. Nachtigal nennt zahlreiche Vorkommen der Säbel- und Mendesantilope, notiert Mähnenschaf und Klippschliefer. Die Mendesantilope vor allem versammle sich um Agadem "in fast unglaublichen Zahlen".[3]

---

1 G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 120

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 120

3 "Wohin das Auge sich wendete, erblickte es friedlich grasende Antilopen, die dort so selten der Verfolgung von Seiten des Menschen ausgesetzt sind, daß sie sich auch bei größerer Annäherung in ihrer Beschäftigung nicht stören ließen."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 553

Der Wüste sei sie in hohem Grade angepaßt; ihren Wasserbedarf decke sie allein aus der Feuchtigkeit des spärlichen Pflanzenwuchses. Ihr Fleisch trockne man und verkaufe es an die Karawanen als Proviant.[1] Die widerstandsfähige Haut schneide man zu Schuhsohlen zu.
Die elastische, zähe Decke der Säbelantilope verarbeite man zu Schilden.
In der Landschaft Egei vermerkt Nachtigal Vorkommen des Geparden. Am Klippschliefer hebt Nachtigal den "organisierten Wachdienst"[2] hervor. Seine Exkremente nehme man als Arznei gegen Geschlechtskrankheiten ein.

---

1 "...gewisse Abtheilungen der östlich von der Bornustraße, zwischen Borku und Kanem, nomadisierenden Daza kommen nicht selten nach Agadem, um Jagd auf sie zu machen,..."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 553

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 418

2.7.8.2 Paradiesische Tierfülle am Tschadsee und am Schari; Elefantenreichtum in Dar-Runga; die afrikanische Großtierwelt, ein Relikt vergangener Erdzeitalter

Am Tschadsee atme alles "Leben, Gedeihen, Anmuth und Fülle".[1] Dem Löwen, "schatten- und wasserbedürftig"[2], öffneten sich weite Gefilde, belebt mit Giraffen und "graziösen"[3] Mohorantilopen. Nachtigal beschwört eine Aura des Friedens; ein "harmloser"[4] Elefant labe sich am Wasser. Mit freudiger Spannung, ganz ohne jägerische Lust, beobachtet Nachtigal das heitere Getümmel der Flußpferde im Tschadsee. Ohne zu ermüden - so Nachtigal - betrachte er "diese Reste einer früheren Schöpfungsperiode", "wie sie gleich vorweltlichen Schweinen, auf der Wiese herumgrunzend, ihrer Nahrung nachgingen."[5] Doch seien diese Schauspiele bedroht durch Mordlust und Zerstörungskraft zivilisierter Menschen.[6]

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 561

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 561

3 G. Nachtigal, a.a.O., S. 561

4 Doch vergißt Nachtigal nicht, auf die "ausgiebigen Verwüstungen" der Elefanten hinzuweisen; zerschrotenes Gebüsch und zerfetzte Bäume sind nach Nachtigal ein Indiz für die "Lieblingsaufenthalte des mächtigen Dickhäuters".
G. Nachtigal, a.a.O., S. 566

5 G. Nachtigal, a.a.O., S. 566

6 "Neugierig und unbekannt mit der Zerstörungskraft civilisirter Menschen kamen sie furchtlos in die unmittelbare Nähe des Ufers."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 566

Im Bereich des Schari-Stromsystems hat Nachtigal ähnliche faunische Fülle angetroffen; Massen von Krokodilen und Flußpferden hätten die Sandbänke bedeckt.
"Unbeschreiblichen Wildreichtum"[1] gäbe es sowohl am Nordrande Bornus wie auch südlich des Tschadsees.
Mißlich stehe es um den Elefanten; im Reiche Bornu böten allein die Ufer- und Inselfluren des Tschadsees einen letzten Rückhalt. In Richtung Süden, im Lande Dar-Runga, treffe man noch kopfstarke Herden an.
Das Nashorn sei besonders charakteristisch für die Steppen des Sultanats Wadai, wo man es bei Hetzjagden mit der Lanze zur Strecke bringe.

---

1 G. Nachtigal, a.a.O., S. 385

2.8 Das Erlebnis der unberührten Natur

Das Verhältnis des Menschen zu der ihn umgebenden Natur hat sich seit dem 18. Jahrhundert entscheidend gewandelt. Unter Natur verstand man vorher im wesentlichen ein menschlich durchlichtetes, humanem Bedürfnis nach Kultur, Überschaubarkeit und Abwechslung zugerüstetes Element. Schönheit, Ordnung und Geschmack maßen ab, was als "Natur" zu gelten habe und was nicht. Was außerhalb dieser gärtnerisch eingehegten Welt wucherte, lag jenseits menschlichen Interesses.
Entscheidend nun der Umschlag des 18. Jahrhunderts, das die Natur nun gerade ohne humane Zutat aufsuchte, in der "Unberührtheit" der Wildnatur das Ideal suchte und fand.
Solcherart sensibilisierte Empfänglichkeit für die Schönheit menschenentrückter Urnatur mochte gerade in Afrika ein Objekt gewaltigsten Ausmaßes finden.

2.8.1 Anton von Prokesch-Osten

2.8.1.1 Das Erlebnis der Wüste

Eingangstor zur Welt Nordostafrikas war die ägyptische und nubische Wüstenwelt. Prokesch-Osten erlebt die Wüste am eindringlichsten im Gegensatz zur wassertosenden Welt der Nilkatarakte. Die Wüste scheint ihm in ihrer "Öde"[1], in ihrem menschenfeindlichen Trotze schwer faßbar, empfänglich sei für ihre Urgewalt nur der welterfahrene Reisende[2], der schon vielerlei Landschaften gesehen habe . Eine große Erinnerung für das Alter werde nachleben.[3]

---

1 A.v. Prokesch-Osten, Land zwischen den Katarakten des Nils, S. 15

2 Nur der, der die arkadische Schönheit von Kyllene und die Fluren Asiens durchmessen habe, nicht zuletzt vom Gipfel des Hymettos die thrazischen Gefilde geschaut habe.
A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 15ff.

3 A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 16

2.8.2 Josef Russegger

2.8.2.1 Die Schönheit der ungebändigten Stromkraft: Katarakte und Schellals; unberührte Wälder am Nil

Russegger preist recht allgemein die Schönheit und Erhabenheit der Wüste. Kraftvoller wird seine Sprache schon, wenn es die urwüchsige Schönheit der Katarakte zu schildern gilt: grün aufquellende Vegetation über schwarzem Ufergestein, durch das sich der Urstrom kraftvoll zwänge, unberührt von Menschenhand. Darüber leuchte nachts der Glanz des "südlichen Kreuzes", gefeiert von Humboldt[1] als das "schönste aller Sternbilder".[2] Russegger begeistert sich über die "ungezügelte Lebenskraft"[3] am Gärry-Schellal, ebenfalls eine Stromenge, wo dunkle Porphyrberge so eindrucksvoll mit dem Grün der Ufervegetation kontrastieren, begrenzt von den "scharfen Formen der Sandsteinberge"[4] im Hintergrund.
Russegger vergleicht die Flußszenerie mit dem Rhein bei Köln, mit der des Orinoko[4], wie ihn Humboldt beschrieben habe.

---

1 J. Russegger, Reisen in Eur., Asien u. Afrika, Bd. II/1, S. 458

2 "Der Anblick des südlichen Kreuzes, das Siegeszeichen unseres Glaubens, wenn es hoch am tiefblauen tropischen Himmel in reinem, unbeschreiblichen Glanze strahlt, hat etwas sehr Ergreifendes,..." J. Russegger, a.a.O., S. 458

3 An der Katarakte von Siene (Anm. d. Verf.:=Syene, Assuan) ist es eigentlich Philä, eine prächtige Leiche, die dem Bilde einen unvergeßlichen Eindruck verschafft, hier am Gärry aber ist es die Natur in voller ungezügelter Lebenskraft, die das Gemüt tief ergreift." J. Russegger, a.a.O., S. 510f.

4 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afrika, Bd. II/3, S. 71

Besonderes Genügen findet der Geologenblick Russeggers an der Uferszenerie der Flußoberläufe, so etwa, wenn sich der Adi[1] in das quarzige Chloridschiefergestein eine labyrinthische Grottenwelt meissle. Russegger beschwört dann die Vision heimatlicher Alpennatur.
Vornehmlich beachtet Russegger die bizarre Pracht der Wälder. Besonders beeindrucke die elefantenhafte Wucht der Adansonie, auch das mächtige Blattgefieder der Palmen[2], deren Schatten sich im mondlichtübergossenen Flusse abspiegelten.
Russegger liebt es, diese noch ungelichteten Wälder der Schilluk mit den Augen Coopers[3] zu sehen.

---

1 J. Russegger, Reisen i. Eur., Asien u. Afrika, Bd. II/2, S. 606
2 Den Blattfächer der Dum-Palme hat vor allem Brugsch gerühmt
3 James Fenimore Cooper (1789-1851), amerikanischer Schriftsteller

2.8.3 Hermann von Pückler-Muskau

2.8.3.1 Monotonie des Nils: die Pracht der Nilwälder

Pückler-Muskau leidet unter der Monotonie der Nillandschaft, dieses für ihn eintönigsten Flusses. Die nächtliche Ruhe am Strom bei Metemmeh zerreiße - so Pückler-Muskau - das Geplärr der Pelikane und großen Frösche.
Südlicher vorgedrungen, erscheinen Geschling und Dorngebüsch als "ideale Wildniß". Die tropische Waldüppigkeit des Bachr-el-Azraq erachtet Pückler-Muskau als die wahre Heimat des Menschen[1], als mütterliche Trösterin in Leid und Trübsal.[2]

---

1 "Wo man sich aber an dieser Mutter Busen legt, ist man immer noch in der wahren Heimath, und auch ich fühle hier etwas von einer göttlichen Freiheit, Ihr guten, wilden Thiere, das die früheren trüben, mattherzigen Gedanken heilsam niederschlägt."
H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III, S. 277f.

2 H.v. Pückler-Muskau, a.a.O., S. 277f.

2.8.4 Theodor von Heuglin

2.8.4.1 Das Hochland von Simén: aufbauende und abtragende Dynamik im äthiopischen Bergland

Heuglin liebt die Bergabende, wenn Nebelschleier sich in den Schluchten ausbreiten, rotleuchtende Felsenkämme sich scharf vom Himmel abheben;[1] durchschwirrt vom Gurren der Tauben, diesem Charakterlaut Afrikas.
Vor allem fasziniert Heuglin das reichbewaldete Hochland von Simén; hier studiert Heuglin die tektonische Kraft des Vulkanismus, der diese Landmassen einst hochgestemmt hat.
Heuglin verfolgt, wie das Wasser in das Plateau Täler, Schluchten und Furchen gekerbt hat, und zwar in periodisch anschwellenden Massen, die sich durch sogenannte "Chors"[2] zwängten, der Talsohle zu, wobei sie in ihrem Fall gewaltige Felsblöcke umtosten;[3]

---

1 "Ausgezeichnet schön sind mamentlich die Abende... Kühle Nord- und Nordostwinde erfrischen nach schwülem Tag die Gegend; aus den Schluchten steigt der Nebel, der die vom letzten Sonnengold gerötheten Felsenkämme in den feurigsten Tinten erscheinen läßt; aus allen Ecken und Enden erschallt... Gesang und Munterkeit der gefiederten Welt;"
Th.v. Heuglin, Reisen in Nordostafrika, S. 20f.

2 Sudanischer Ausdruck für "Trockenbett" eines Flußes

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 65f.

die Uferpartien seien auf reizvollste von Hochbäumen überschattet,[1] zwischen die zierlicher Bambus eingesprengt sei.
Doch rücksichtslose Ausholzung dieser Chors um Metemmeh hätten bereits den Charaktervogel dieser entrückten Wald- und Schluchtenwelt, die Nachtschwalbe, vertrieben.

2.8.4.2 Bild des äthiopischen Bergwaldes;
seine Bedrohung durch menschlichen Raubbau

Nur allzugern ergeht sich Heuglin in der Schönheit des abessinischen Regenwaldes. Allenthalben vermerkt Heuglin ein Sprießen von Blatt und Blüte, verschlungen zum wuchernden Gesamtbild des Bergwaldes;[2] getreu Humboldt'scher Manier verfolgt Heuglin die Höhenstufungen des Pflanzenwuchses vom Schluchtwald bis in die Zone immergrüner Erikabüsche. Nicht genug tun kann sich Heuglin, immer wieder das organische Geweb von Schlingpflanzen nachzuzeichnen, das regellose Stürzen, Fallen und Vermodern der Urwaldstämme zu studieren, die Allgegenwart des Wassers zu erspüren, sei es im tosenden Sturz eines Staubbaches, sei es im Reflex eines Regenbogens.[3]

---

1 "Die Chors haben noch schöneren Baumschlag und winden sich oft zwischen gigantischen Felsenmassen durch; oft haben sie in der aus dichter Lava bestehenden Talsohle tiefe enge Rinnen ausgegraben, die sie in vielen Wasserfällen durchschäumen."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 119

2 "...bald erweitert sich der Kessel etwas und wir betreten einen der üppigsten Woina-Dega-Wälder.... der ganze Wald ist durchwoben von Schlingpflanzen, im Unterholz liegen umgeworfene, halb verfaulte Stämme,..."
Th.v. Heuglin, Reise n.Ab.,d.Galla-L.,Osts.u.Cha., S. 185

3 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 185

Als den König dieser Bergwelt nennt Heuglin den Walia Quant, dessen Gipfelregionen von Firnmassen gepanzert seien, während sich an seinem Fuße grüne Matten dehnten.
Die mehrmals angedeutete Verbindung zu Humboldt[1] wird offenkundig, wenn Heuglin auf die südamerikanischen Vegetationsbilder des Meisters verweist, der tropischen Artenfülle die Typenarmut Europas entgegenstellt. Die Vegetationsfülle bedrohe jedoch der Eingeborene, der den Baumbestand fällt, oft nur, um dem Kamel die Blattnahrung bequem vor den Äser zu legen.

2.8.4.3 Die Sumpfwelt des "Sudd"[2]

Erstmalig dehnen sich vor Heuglin die endlosen Schilfwälder des Sudd; das Land scheint in aquatischer Überfülle ertrunken zu sein.[3] Selbst der Wald, die Chabah, trüge: kein federnder Waldboden,

---

1 "Ich glaube, der große Humboldt hat in seinen südamerikanischen Vegetationsbildern auf einen... Charakter der Tropenwälder aufmerksam gemacht, nämlich auf die Vielseitigkeit der Arten und Mannigfaltigkeit der Gestaltung von Pflanzen, die hier in bunter Reihe beisammen zu finden sind, während in unseren gemäßigten Himmelsstrichen meist eine einzige oder nur wenige Spezien gesellschaftlich lebend, die Vegetation einförmiger machen."
Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 368

2 Arab.: Sudd=das große Hindernis; gemeint sind die Nilsümpfe

3 "Sackförmig verengert sich die nordwestliche Ecke des Ghazal, und vor uns, nach Süden zu, erblickt man selbst vom Maste des Schiffes nichts, als einen unübersehbaren Ambadj-Wald..."
Th.v. Heuglin, Reise i.d.Geb.d.W.Nil u.s.west. Zufl. i.d. Jahren 1862-1864, S. 122

vielmehr Überschwemmungsland, schwappender, gluckernder Morast. Man müsse weit vom Barkenmast ausspähen, bis der Blick über Schilf- und Ambadjgewühl den Festlandswald sich dehnen sehe.[1] Es erfreue das Ohr des Reisenden, wenn es "klingenden Hufschlag"[2] vernehme, den das Waldecho wiedergebe.

2.8.5 Wilhelm von Harnier

2.8.5.1 Menschenfeindlichkeit der Nilsümpfe

Harnier erlebt vor alem die amphibische Welt der Nilsümpfe. Was der Reisende von ferne als angeblich malerische Vegetation und wildromantische Natur begrüßt, offenbare in der Nähe einen menschenfeindlichen Charakter.
So erschwerten Dornendickichte und die Stachelborsten der Gräser die Pirsch; Flußschlingen , Lagunen und Parallelsümpfe verwischten die Grenzen von Wasser und Land. Gewaltige, seenartige Binnenlagunen zeugten von den Verlagerungen des Flußbettes. Die dünstende Monotonie der Überschwemmungszonen werde nur selten von den "malerischen Gruppen"[3] der Papyrushorste unterbrochen. Dankbar begrüßt deshalb Hernier jede landschaftliche Veränderung, er beobachtet das Vor- und Zurücktreten der Uferwälder, mißt die Höhen der Steilufer, vermerkt den Rückzug der Wälder, wo der Mensch sein Vernichtungswerk anhebt.

---

1 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 112f.

2 Th.v. Heuglin, a.a.O., S. 153

3 W.v. Harnier, Reise am Oberen Nil, S. 14
auch: "Trostlose Schilfflächen zu beiden Seiten"
a.a.O., S. 18

2.8.5.2 Die Regenzeit und ihre belebende Wirkung auf die Wildnis

Einen gewaltigen Einschnitt markiere der Charif, die Regenzeit. Die tosenden Wassergüsse verwandelten die Steppe in summende Körbe organisch wimmelnden Lebens: "Insekten bedecken den Boden udn die Stämme der Bäume und die Luft war erfüllt mit lautem Summen und Zirpen."[1] Die Vegetation erhole sich, Grün breite sich aus, Blüten entfalteten sich, Tümpel füllten sich neu.[2] Der Europäer, erschlafft vom Einerlei des Klimas, empfinde so etwas wie jahreszeitlichen Wechsel. Die Waldgänge gestalteten sich abwechslungsreicher, allenthalben blitzten und blinkten die "temporären Wasserlachen"[3] durch den Dornbusch, organisch pulsende Zellen der Vogel- und Reptilienwelt: "Wo Wasser ist, da ist Leben."[4]

---

1 W.v. Harnier, a.a.O., S. 61
2 W.v. Harnier, a.a.O., S. 61
3 W.v. Harnier, a.a.O., S. 64
4 W.v. Harnier, a.a.O., S. 64

2.8.6 Georg Schweinfurth

2.8.6.1 Das Obere Niltal, ein Museum der Natur: Wilder Ölbaum, Wassermelone und Papyrus

Von den "Beryllfluten"[1] des Roten Meeres ist Schweinfurth ins äthiopische Bergland aufgestiegen. Er lobt die dort webende Feierabendruhe, die kraftvolle Bergluft, angereichert mit den Aromen von Thymian und Pfefferminze.[2]
Die Entdeckung der Wildform des Ölbaumes veranlaßt Schweinfurth zu allgemeinen Überlegungen. Nicht zufällig erscheine ihm die Urgestalt dieser für die Ägäis[3] so bedeutsamen Pflanze in Afrika. Dieser Kontinent sei überhaupt ein Thesaurus, eine Bewahrungsstätte sonst verschollener Tier- und Vegetationsformen. So lebten in Nordostafrika auch die Wildformen des Esels und der Katze. Schweinfurth sieht diese These belegt in der Existenz der Wilden Wassermelone, die längs des Oberen Niltales ihren - so der Gelehrte - ewigen Kindheitstraum träume.

---

1 "Oft und mit Vergnügen lauschte ich auf meinen odysseischen Meeresfahrten den Klängen dieses Liedes..., ... wenn unsere Barke durch die beryllenen Krystallfluten strich."
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 17

2 "...als befände man sich in einer Apothekenstube."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 23

3 "Zu Homers Zeiten war der Ölbaum noch wild auf den Inseln des Griechischen Archipels... hier am Rothen Meer aber ist alles unverändert geblieben seit Tausenden von Jahren, und der classisch berühmte Baum der Mythe und des Gesanges träumt daselbst noch seine frühen Jugendträume."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 29

Auch die"göttlichen Formen"[1] des Papyrus, dieses Vaters "des verewigten Gedankens"[2], treffe man nur an den Gestaden des Oberen Nils an. Schweinfurth schließt allgemein, daß die prähistorische pflanzen- und tiergeographische Einheit des Niltales zerrissen sei; das untere Stromgebiet habe sich schon früh zivilisatorisch umgeformt, während das obere Flußtal seinen ursprünglichen Charakter noch habe bewahren können.[3]

2.8.6.2 Monotonie der Nillandschaft; Gleichförmigkeit als Charakteristikum afrikanischer Landschaft überhaupt

Wie alle Reisenden schätzt auch Schweinfurth den Kontrastreichtum[4] ungebändigter Natur. So bedecke sich nach heftigem Regengusse ein steril erscheinendes Wadi mit üppig sprießenden Blumenpolstern, hart neben der leeren Öde der Wüste.Doch auch Einförmigkeit, soweit naturhaften Charakters, erfaßt Schweinfurth in seinem positiven Aspekt.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 115ff.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 115ff.

3 "Ich vermöchte eine ganze Reihe von Pflanzen aufzuzählen, welche, in Ägypten als Culturpflanzen bekannt, von den Urwäldern des Weißen Nils in ihrer Urform beherbergt werden. Es läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß vor undenklicher Zeit das gesammte Nilthal einen mehr übereinstimmenden Charakter besaß,..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 74f.

4 "Die Wüstenreise übt einen ganz besonderen Reiz dadurch aus,daß sie, reich an Extremen... Tod und Leben hart nebeneinander an den Augen des Wanderers vorbeiführt...."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 30

So versteht Schweinfurth die so oft beklagte Monotonie des Nils als ein majestätisches Fluten, dem das wogende Dahinziehen der Rinderherden am Ufer eigentümlich entspreche, ebenso die mit den Augen nicht abmeßbare Alluvialfläche[1] zu beiden Seiten der Stromränder. Einzig die zu Alleen gereihten Akazien[2] verdürben den Eindruck des Afrikanischen, den allein die Palme vermittle. Gleichförmigkeit der Oberflächenverhältnisse auf weitesten Flächen erkennt Schweinfurth als ein Grundmerkmal ursprünglicher afrikanischer Landschaft.[3] Ganz besonders stark vermittle diesen Eindruck die Szenerie am "Moqren-el-bohur"[4], wo eine Vielzahl von Niltributären zu einer schier meeresbuchtweiten Wasserfläche zusammenströme.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 58

2 Bezeichnenderweise vergleicht Schweinfurth diesen Aspekt des Nils mit der Wolga!
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 62

3 "...auf unermeßlichen Strecken herrschenden Monotonie der natürlichen Verhältnisse in Centralafrika..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 93

4 Arab.: "Die Mündung der Flüsse", auch No-See genannt.
Für Schweinfurth der Punkt, wo der Nil den Charakter eines Binnenmeeres annimmt: "Keine festen Ufer", deshalb "Verschwinden der Krokodile und Flußpferde"
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 119

2.8.6.3 Reizvolle Partien am Bachr-el-Ghazzal; Schönheit der sudanischen Savannenlandschaft

Doch erweist sich Schweinfurth auch als empfänglich für den Reiz einer kleinräumigeren, dafür aber auch durchgeformteren Szenerie.[1] Als eine solche offenbart sich die Landschaft an Partien des Bachr-el-Ghazzal. "Reizende Waldszenerien"[2] umrahmten den Fluß, der sich - so Schweinfurth - in geschwungenen Mäandrinen seinen Weg bahne. Rotblütige Winden und Teichrosen[3] bereicherten das Bild; durch das kristallklare Wasser leuchteten "prachtvoll glänzende"[4] Arooschildkröten, die auf den Wasserpflanzenwiesen "ihren Weidegang"[5] hielten. "Das Nicken der Baumwipfel"[6] und Lianen, die "Glockensträngen"[7] gleich herabschaukeln, bezaubern Schweinfurth, wann immer ihm sich derartige Prospekte auftun.

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 133
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 129
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 129
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 132
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 132
6 So die Szenerie am Flusse Roah:
"Da drang kein Sonnenstrahl zu seinem Wasserspiegel, und nur lang herabhängende Lianen senkten ... sich herab..., wie an Glockensträngen zerrte unablässig die Gewalt der Strömung, und nickend folgten die Baumwipfel."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 436
7 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 436

Nicht minder gefesselt liest Schweinfurth im Antlitz der Savanne; sei es,daß sie sich in unabsehbaren Wellen[1] dehnt, sei es, daß sie sich in der von Einzelbäumen und Hainen durchstrukturierten Form einer Parklandschaft darbietet.
Vorzüglich genießt Schweinfurth die Steppe in den Morgenstunden; sein impressionistisch geschultes Auge verfolgt dann die vielfältigen Abwandlungen und Schattierungen des über die Landschaft tastenden Frühlichtes.[2] Überall schalle das Gurren der Halsbandtauben,[3] ein Naturlaut, der sich noch jedem Reisenden unauslöschlich eingeprägt hat.
Die Steppe bei Mvolo überrascht Schweinfurth in ihrer bizarren, von Felstrümmern übersäten Fläche; er schwelgt in den "Farbabstufungen von Grau und Gelbbraun"[4], aus dem das "Pompejanischrot"[5] der Termitenburgen herausleuchte, abgehoben von der "silbergrau leuchtenden Masse der Felsen".[6]

---

1 "...langweilig, endlos..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 74

2 "...grünende, dunkle Tamarindenkronen,... barock verzweigte Akazien..., bizarre Gestalten der Kandelaber-Euphorbien begrenzen in jeder Richtung den Horizont und bilden Farbabstufungen von unendlich feiner Nuancierung, besonders in den frühen Morgenstunden, wenn bei schnell steigender Sonne ein träger Nebel noch auf diesen Niederungen lastet."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 145

3 "Sobald im ersten Morgenschimmer der Horizont sich zu röthen beginnt, belebt sich die Einöde durch den vielstimmigen Chor der Halsbandtauben,... Mit solchem lieblichen Morgenständchen erwacht der Reisende tagtäglich, es ist, als ob er immer wieder an der nämlichen Stelle schliefe, so heimelt ihn das Gurren der Tauben an." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 379f.

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 417

5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 417

6 Dazu auch: "Der Grundton des Himmels war das Blau eines italienischen Himmels." G. Schweinfurth, a.a.O., S. 417

2.8.6.4 Lebensfeindlichkeit der nordostafrikanischen Wildnis; Verschwinden der menschlichen Anstrengung in einer letztlich übermächtigen Natur; eigentümlich egalitärer Charakter der afrikanischen Landschaft

Die vom Botaniker Schweinfurth oft beschworene "harmonische"[1] Vegetationsfülle der Wildnis dürfe über deren letztliche Lebensfeindlichkeit nicht hinwegtäuschen. Die nur mäßig geschichtete Ackerkrume dulde keine seßhafte Wohnweise des Menschen. Die periodisch auftretenden Steppenbrände zerstörten die Humusdecke, die sich allmählich in ein steriles Sediment aus Kohle und Asche verwandle. Nur ein schütterer Krüppelwald könne daraus noch seine Nahrung beziehen. Die Namen der deshalb aufgegebenen Siedlungen verschwänden bald aus dem ohnedies kurzen Gedächtnis der Bevölkerung. Einzig Fächerpalmen und Feigenbäume zeugten von vergangenen Siedlungen des Menschen. Aufgegebene Handelsstraßen ließen sich oft nur an den Alleen der Kandelaber-Euphorbien nachweisen, da deren wollige Samenkapseln als Sattelfütterung verwendet wurden. Einzig solche Naturmäler zeugten von menschlichen Anstrengungen; die dem Europäer so vertrauten Baumonumente seiner eigenen schöpferischen Bemühungen überdauerten in Afrika den Andrang der Natur[2] nicht, da dieses Land weder Kalk noch Stein kenne.[3]

---

1 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 225

2 "Der Mensch vermag nur wenig in der großartigen Beständigkeit der Natur". G. Schweinfurth, Im Herzen v. Afr., Bd. II, S. 210

3 "... in diesem Land der Vergänglichkeit, wo, vorübergehend wie die gesonderten Einzelwesen der Natur, auch das Leben und die Thaten der Menschen schnell vergessen werden, im Lande ohne Kalk und Steine,..., und unter Völkern ohne Oberhaupt, ohne Schrift und Geschichte". G. Schweinfurth, Im Herzen v. Afrika, Bd. I, S. 156

Doch auch die afrikanische Landschaft unterliege einem stetig verändernden, geologisch umschichtenden Prozeß, der - so Schweinfurth - das Untere nach oben kehre und das Obere nach unten.[1] So verschwänden unter dem abtragenden Zugriff von Wind und Wetter ganze Gebirgszüge, deren Substanz die Flüsse ins Meer geschwemmt hätten. So schaffe die Natur die gleichgeebnete, höchst eigentümliche"Demokratie"[2] der afrikanischen Landschaft, viel erfolgreicher als der Mensch, der in seinen Bemühungen um den Ausgleich von Hoch und Niedrig immer wieder aufs neue seine Ohnmacht erfahren müsse.[3]
Auch die augenscheinlich so scharf geschiedenen Zonen der Savanne und des Regenwaldes liefen in Afrika sacht ineinander wie "die Finger gefalteter Hände".[4] Keilförmig schiebe sich in die Savanne der Wald, der in Schweinfurth allerlei literarische Reminiszenzen an "Robinson" und "Paul und Virginie"[5] wachruft.

---

1 "Das einzig Bleibende sind die für große Zeiträume unabänderlich von der Natur festgestellten Wasserwege, auf welchen der unablässig an seiner Umbildung thätige Erdkörper das Hohe zu erniedrigen sucht und das Niedrige erhöht."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 211f.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 405

3 "Unablässig sehen wir die Höhe sich der Tiefe neigen, unablässig die Natur das Hohe erniedrigen, das Niedrige erhöhen. Was der Menschheit als ein Problem vorschwebt, zu dessen Lösung die Parteien sich nie auf friedlichem Wege vereinigt, daran, an der Ausgleichung ihrer Gegensätze, hat die Natur seit den Tagen ihrer frühesten Kindheit, als noch kein organisches Wesen ihre Oberfläche belebte, mit Erfolg gearbeitet."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 405

4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 498

5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 498

2.9 Naturverbundenes Menschenleben in Nordostafrika

Seit dem frühen 18. Jahrhundert empfand der Europäer Unbehagen am bloß Zivilisierten, bloß Technisierten. Sehnsucht keimte auf - oder war es Heimweh? - nach einer Welt frühzeitlichen Glanzes; mochte das sein die Welt altsteinzeitlicher Tierverbundenheit, mochte das sein ein neolithisches Pastorale frühagrarischen Selbstgenügens mit inniger Erdverhaftung. Wobei es nun eigentümlich ist, daß in dieser wiederentdeckten Natur gerade ein Element humaner Durchdringung mitschwingt, eben das, was man im griechischen Arkadien zu entdecken glaubte: symphonisches Miteinander von menschgeprägter Naturalität und naturverbundener Humanität. In Nordostafrika traten dem Reisenden Szenerien gegenüber, die diesem Bedürfnis mehr als Genüge taten.

2.9.1 Anton von Prokesch-Osten

2.9.1.1 Naturleben in der Wüste

Der eigentümliche Zauber der Wüste berührt Prokesch-Osten besonders, wenn die Zivilisation kontrapunktisch gegenübertritt: so die "freundlichen" Gruppen[1] von Bäumen, Häusern und Feldern, dem sich der archaische Reiz des Knarrens von Schöpfrädern beigesellt.[2]

---

1 A.v. Prokesch-Osten, Land zwischen den Katarakten d. Nils, S. 36

2 A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 15

Ein wichtiges Element ist die Palme, die in ihrer symmetrischen Architektonik[1] den Reiz des Fremden wie das Maß der Kultur in sich vereint.[2]
Prokesch-Osten preist das Einfache, besonders die "einfachen Bilder" in klarer, durchschimmernder Luft, in dieser "Stille"[3].

2.9.2 Josef Russegger

2.9.2.1 Nordostafrikanische Dorfidylle

Russegger beschwört den eigentümlich bäuerlich-dörflichen Reiz afrikanischer Szenerie. Er preist die quellende Vegetation,aus der die Hütten der Eingeborenen ihre kegelförmigen Dächer schieben; daneben die Rindereinfriedungen, das Geächz der Wasserschöpfräder.[4]
Die Abholzung der Nilwälder zerstöre allerdings zunehmend den naturhaften Rahmen dieser erdverbundenen Kultur.

---

1 A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 74

2 Einheit von Mensch und Natur: "Philae":
"Natur und Menschen wirkten zusammen, um dieser Insel den Ausdruck feierlicher Einsamkeit, finstrer Erhabenheit und unheimlicher Größe zu geben,..."
A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 56

3 A.v. Prokesch-Osten, a.a.O., S. 74

4 "Die schöne Vegetation, die runden Hütten der Eingeborenen mit ihren kegelförmigen Schilfdächern, die kolossalen Rinder in ihren Einfriedungen, die knarrenden Räder der Sakien am Fluß, gaben in der Beleuchtung des brennenden Abendrots ein unvergesslich schönes Bild dieser ächt afrikanischen Landschaft."
J. Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, Bd. II/1,S.484

2.9.3 Hermann von Pückler-Muskau

2.9.3.1 Nilpastorale

Pückler-Muskau faßt die Schönheit des Nilufers im szenarischen Zusammenklang von Wasserbüffeln, Amphorenträgerinnen, frommen Asketen, Taubentürmen und Sakien.[1] Das Zusammenspiel der Elemente formt eine Vision einer naturhaft strömenden Flußkultur, beschwört die schon biblische Urtätigkeit des Wasserholens, wobei der ästhetische Einklang von Frauenkörper und Amphore mitschwingt. Dazu das Spiel der Wasserschöpfräder, Beispiel einer ins Organische eingebetteten Technik. Industrie wirkt in diesem Pastorale wie ein zerstörerischer Fremdkörper, wie etwa die von Lepsius beobachteten Kalköfen, die Baumaterial ausspeien, und zwar werden ägyptische Monumente verbrannt.

2.9.4 Heinrich Brugsch

2.9.4.1 Zeitlose Nilwelt

Brugsch evoziert fast biblische Bilder: mondbeglänzter Nil; Kamele, die zur Tränke ziehen; Mädchen, die Wasser schöpfen; Schnitterinnen, die mit Sicheln zur Ernte ziehen - all das Visionen einer untechnisierten, naturverbundenen, letztlich zeitlosen Welt.[2]

---

1 H.v. Pückler-Muskau, Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I, S. 149f. Sehr bezeichnend, daß Pückler die geometrische Form der Anbaufelder als lästigen, beleidigenden Europäismus beklagt.

2 H. Brugsch, Reiseberichte aus Ägypten, S. 61 u. 85

Nirgendwo stimmiger der Zusammenklang göttlich durchhauchter Natur als auf der Insel Philae; die Göttin Isis schwebe über dem Nilglanz, die Mutter aller Kreatur.
Dann ein Pastorale ganz nach Brugschs Geschmack:
unter den sonnenbeleuchteten Memnons-Kolossen zögen Schaf- und Ziegenherden stallwärts, Knaben geleiteten Wasserbüffel nach Hause, abendlich-heimeliger Rauch wölke aus einer Hütte, die sich als Heiligengrab entpuppe.[1]

---

1 H. Brugsch, a.a.O., S. 321

2.9.5 Georg Schweinfurth

2.9.5.1 Unangreifbarkeit der afrikanischen Natur: Zeitlosigkeit; die afrikanische Natur als ein Asyl wider die Zivilisation

Schweinfurth spricht vom Reiz unerschlossener Länder, kontrapunktisch zum - so Schweinfurth - Elend unserer unerträglich gewordenen Kultur. In der Rückschau verklärten sich die Eindrücke zum Paradies, in das die Erinnerung zurückfliehe wie die Taube in die Wüste.[1]
Durchgängig beschwört Schweinfurth in Nordostafrika den Eindruck der Zeit- und Geschichtsentrücktheit. So verstärkten die Ruinen türkischer Wachkastelle aus der Zeit Selims II. nur die Geschichtsfeindlichkeit der afrikanischen Küste, wo "die völkerverbindenden Wogen des Meeres spurlos vorüberrollten .... und wo heute noch derselbe Zustand der Dinge wie vor Jahrtausenden"[2] herrsche.

---

1 "Wer aber selbst, gefangen im Zauber des Fremdartigen, auf dem jungfräulichen Boden der Wissenschaft noch unerschlossener Länder sich dem Genusse der freien Natur hingegeben, der kennt die hohe Stimmung, welche sie dem Reisenden verleiht..., die Entfernung verschönert ihm die liebgewordenen Bilder, die Unbill des nordischen Klimas, das Elend unserer unerträglichen Kultur gestalten sie zu einem Paradiese, und unaufhaltsam zurück in die Wildniss flieht die Erinnerung, wie die Taube zur Wüste."
G. Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 3f.

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 19

Die "Gottesnatur dieser Wildnisse"[1] weise die menschliche Erbärmlichkeit souverän ab.
Gerne beschwört Schweinfurth Bilder pastoralischen Friedens: etwa die Stille zur Mittagszeit, nur unterbrochen vom Geknister der Termiten, die den naturhaften Wechsel von Zerstörung, Umformung und Aufbau am markantesten versinnbildlichten. Für Schweinfurth gewährleistet die Emsigkeit der Termiten die Verteidigung der Natur vor den Bauten menschlichen Kultivationswillens.
Natur figuriert bei Schweinfurth auch als mütterliche Trösterin: die stille Einsamkeit und Friedfertigkeit der Pflanzenwelt schütze vor dem Anprall der Menschen. Mehr noch die "heilige Natur" ist für Schweinfurth ein Asyl, eingehegt gegen die Bosheit und den Schmutz der Menschen.[2]
Sodaß Schweinfurth ausbricht in den Ausruf: die Frische der Wildnis sei allein die wahre Heimat des Menschen, wer ihr Arom einmal eingesogen, dem werde auch in späteren Tagen die afrikanische Natur "etwas mitteilen von ihrem ewigen Grün."[3]

---

1 "Doch wenden wir uns von menschlichen Erbärmlichkeiten zurück zur reinen Gottesnatur dieser Wildnisse, welche ein Paradies sind, bewohnt von menschlichen Teufeln."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 206f.

2 "Schmuz" und "Bosheit der Menschen" stehen gegen "reine Naturwüchsigkeit".
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 245

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 245

Fast tröstlich ist für Schweinfurth das Wissen um die Vergänglichkeit allen menschlichen Tuns: der Steppenbrand vertilge die Reste von Behausungen, Fäulnis und Termiten verwandelten geformtes Material in organisches Substrat.[1]
Einzige Zeugen menschlicher Existenz seien Kulturpflanzen; (vor allem indische!); nach Schweinfurth gewähren verwilderte Nutzpflanzen eher "Fingerzeige für Wanderungen afrikanischer Völker"[2], eher als "Rassenmerkmale und Sprache"[3]; vor allem bei "Völkern ohne Staat und Geschichte"[4].
In diesem Zusammenhang interessiert auch Schweinfurths Notiz über die Verbreitung des Tabaks in Afrika: "Von allen Kulturpflanzen dieser wilden Völker beansprucht der Taback das größte Interesse, fordert er am meisten zum Nachdenken auf über die wunderbaren Wechselwirkungen im unbewußten Contact ganzer Völkerreihen .... man muß staunen, daß selbst Afrika, dieser massige Koloß, trotz aller Verschlossenheit gegen Culturbestrebungen jeglicher Art, den virginischen Taback bis zu seinem innersten Centrum hat vordringen lassen."[5]

---

1 Anläßlich der Entdeckung einer aufgegebenen Seribah:
"Diese großartige Wildniss gewann etwas unheimlich Gespenstisches bei der tiefen Stille, welche hier Hunderte von verlassenen Wohnungen umgab. Keines Vogels Stimme, kein lustiges Insektengesumme war da zu vernehmen, es schien, als jauchzte, als triumphierte die Natur in ausgelassener Wildheit über den Rückzug ihrer Schänder und Bedrücker,...
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 259
"Nichts Bleibendes gibt es da,...."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 372
2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 373
3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 373
4 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 373
5 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 278

2.9.5.2 Naturvermähltheit afrikanischen Lebens; letztendliches Aufgehen afrikanischer Kultur in Natur

Schweinfurth schätzt es, wenn Natur und Kultur in harmonischer Ehe leben.[1] So bestaunt er das "irdische Paradies" der Monbuttu. Ihn bezaubern die idyllischen Behausungen, hingelagert unter dem Schatten breitkroniger Bäume, "Dorflinden" von Schweinfurth apostrophiert in bezeichnendster Assoziation.
Geschichtlichkeit, Historizität hafte in Afrika überhaupt nicht am Humanen - weder Haus, Hütte noch Häuptlingsname bleiben im Gedächtnis der Völker - die Monumente, Denkmäler der Natur allein lebten von Geschlecht zu Geschlecht fort: die Namen von Strömen,[2] ein gewaltiger Malbaum, wuchernde Kulturpflanzen kündeten allein vom Dasein des Menschen. Nicht der Mensch bewahre sein Gedächtnis in Stein und Erz, die Natur vielmehr sei es, die vom Dasein des Menschen künde, das vertilge, was nur menschliches Produkt sei, allein übriglassend, was selbst der Natur entsprungen, vom Menschen allenfalls geformt und gehegt werde.[3]

---

1 Schweinfurth bewundert die Naturwüchsigkeit afrikanischer Dorfidyllen: Holzmörser, Körbe, Hunde und spielende Kinder, alles überschattet von einem gewaltigen Dorfbaum.
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 303

2 "Das einzig Bleibende sind die für große Zeiträume unabänderlich von der Natur festgestellten Wasserwege,..."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 211f.

3 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 372

2.9.5.3 Gegenpole afrikanischen Naturdaseins: Seribah und Dem

Schweinfurth beschreibt die Seribah oder die Dem als den Verdichtungspunkt aller naturfeindlichen Bestrebungen. Verzweiflung und Depression des Geistes herrschten hier; geiles Getreibe [1] und Laster offenbarten sich in Krätze, Syphilis und Blattern. So bedauert Schweinfurth, daß der Brand in seiner Seribah allein die Lebewelt - Agamen, Nashornkäfer und Ratten - vertilgt habe, nicht aber den Menschen von seinen "Miasmen"[2] purgiert habe.

---

1 "Die unsauberen, in Lumpen gehüllten Gestalten der Menschenkrämer, die mit ihrem Plunder haufenweise dasaßen,..... überall ein faules, lasterhaftes Getreibe, begleitet von Krätze, Syphilis und Blattern, dazu Grabesdüfte und Exhalationen der übelsten Art."
G. Schweinfurth, a.a.O., S. 377

2 G. Schweinfurth, a.a.O., S. 479

2.9.6 Gustav Nachtigal

2.9.6.1 Die Sudan-Städte: Einheit von Architektur und Natur

Nachtigal bewundert an der Bornu-Residenz Kuka den Reichtum an schattigen Bäumen, der dieser Stadt von ferne den Anblick eines "lichten Waldes"[1] vermittle. Faszinierend schildert Nachtigal die prall-organische Atmosphäre am Hofe des Lamino.
Überall in Kuka seien die Ruheinseln der Palmenhaine eingestreut, umsummt und umschwirrt von Insekten; Enklaven friedlicher Einsamkeit inmitten lärmender Umgebung und eines von Nachtigal als geistlos empfundenen Treibens.
Solche Atempausen sind selten. Nachtigals Seele klingt nur dann so harmonisch, wenn die belebte Szenerie einer Flußlandschaft ihn berückt. So am Logon, wo menschliche Betriebsamkeit und Naturfrieden ineinander übergehen; wo die Stadtmauer korrespondiert mit dem Lauf des Stromes, alles das überragt von den nickenden Wedeln der Delebpalmen.[2]

---

1 "Das anmuthige Bild wird vervollständigt durch einen oder mehr schattige Bäume, die fast keinem Hofraum fehlen und die Stadt aus der Ferne als lichten Wald erscheinen lassen."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. I, S. 619

2 "Lange blieb auch ich versunken in den Anblick dieses schönen Bildes von Frieden und Regsamkeit: hier in langer Flucht die Stadtmauer, an einzelnen Punkten überragt von schlanken Deleb-Palmen, dort der... in der Abendsonne erglänzende Fluß...."
G. Nachtigal, Sahara und Sudan, Bd. II, S. 524

Immer wieder die Hinweise auf die entspannte Harmonie von Naturformen und menschlicher Gestaltung.
So erstrahle die Landschaft von Kimre in "grasiger Frische"[1], dazwischen eingestreut die Stroh- und Lehmbauten, in "einfacher Zierlichkeit"[2] gehalten.
Wo Mensch und Natur sich verbündet haben, da freilich erwachsen dem Menschen, dem landbauenden, "einfacher Lebensgenuß"[3] und "friedliches Familienglück"[4], weltenweit geschieden vom wüsten, räuberischen Lagertreiben einer Sklaven- und Elfenbeinghasua.

---

1 "... entrollten sich die lieblichsten landschaftlichen Bilder durch die einfache Zierlichkeit der Stroh- und Lehmbauten, die grasige Frische der nächsten Umgebung, die Kraft und Fülle der Waldbäume...,"
G. Nachtigal, a.a.O., S. 628

2 G. Nachtigal, a.a.O., S. 628

3 "Es war ein reizendes Bild einfachen Lebensgenusses und friedlichen Familienglückes, das seltsam contrastirte mit dem lauten und oft wüsten Treiben unseres Lagers."
G. Nachtigal, a.a.O., S. 624f.

3 ZUSAMMENFASSUNG UND BEGRIFFLICHE VERDICHTUNG

3.1 Nordostafrika als Einflußfeld des Europäers: Möglichkeiten und Probleme

Der ökonomische Stellenwert Nordostafrikas ist im allgemeinen nicht sonderlich hoch veranschlagt worden. Skepsis und Abwarten herrschen fast durchweg vor.
Als Kolonie im etymologisch exakten Sinne, als Siedlungableger der eigenen Rasse, wird von keinem Autor Nordostafrika ernsthaft erwogen; einzig Schweinfurth bedenkt mögliche bevölkerungspolitische Maßnahmen, die aber mehr auf eine Zuwanderung von Asiaten hinauslaufen.
Wenig wird auch eines von Europäern geleiteten Abbaus von Rohstoffen gedacht. Munzinger streift obenhin Metallvorkommen in Äthiopien. Nicht einmal Schweinfurth merkt in dieser Richtung hin auf, als er die Massen von verarbeitetem Kupfer bei König Munsa entdeckt.
Der Entwicklung des Handels stehen folgende Hindernisse entgegen: Kleinstaaterei,[1] Binnenlage vieler Sudanstaaten,[2] politische Instabilität, gering entwickelte Kommunikationssysteme, Münzmangel, Zollhindernisse und mangelndes freihändlerisches Ethos.

---

1 H. Barth hält den Aufbau eines Komplexes starker Sudanstaaten für dringend geboten; europäischer Export von Waffen solle dieses Aufbauwerk stützen.
H. Barth, a.a.O., S. 135

2 H. Barth hält eine Regeneration des Reiches Bornu nur dann für möglich, wenn dieses sich an das Stromsystem des Benue anbinde. Allein der Anschluß an den Atlantik vermittle den Kontakt mit Europa.
H. Barth, a.a.O., S. 135

Das mäßige Ansehen des Europäers und eine relative Bedürfnislosigkeit der Bevölkerung erschweren einen europäischen Warenexport. Darüberhinaus schwächt die staatliche Zersplitterung Europas eine mögliche Durchsetzung handelspolitischer Ziele im Ansatz.
Einer etwaigen kommerziellen Aufschließung Nordostafrikas dienen folgende Maßnahmen: Besetzung eines günstig gelegenen Stützpunkts; (Munzinger empfiehlt Massaua); Hilfestellung für das als handelsgeographisches Drehkreuz erachtete Äthiopien in Form von europäischen Instruktoren.
Diese Maßnahmen sollen nicht einseitig als eigene Wohlstandsförderung verstanden werden, vielmehr sollen sie das kulturelle Niveau Nordostafrikas heben.
Deutlich erkennbar also, wie der humanitäre Hilfeimpuls zum machtpolitischen Eingriff fast zwangsläufig führt; eine Zwangsläufigkeit, die für Reitz aus dem Kulturgefälle zwischen Europa und Afrika rührt.
Europäische Wissenschaft soll Nordostafrika in das Netz der zivilisierten Gesittung ziehen.
Eisenbahnbau und Domestikation des Elefanten sollen den kulturwichtigen Verkehr ermöglichen.
Bemerkenswert ist nun, daß neben den Handel die Entwicklung der Landwirtschaft gerückt wird. Heuglin empfiehlt vor allem für Äthiopien die Einführung neuer Gewächse und Nutztierrassen. Russegger denkt an eine hydrotechnische Erschließung des Bachr-el-Azraq. Doch gerade die Landwirtschaft erscheint in Nordostafrika problematisch. Schon Russegger hat das Ausbleiben der periodischen Regenfälle mit Sorge vermerkt. Er argwöhnt eine mähliche Süddrift der Wüstenzone und hält die Verödung Nordostafrikas für zwangsläufig. Diesen verhängnisvollen Vorgang der Austrocknung des Bodens unterstützen sowohl Mensch und Tier: einmal sind es Elefant und Weidevieh, die den Waldbestand vernichten, zum andern verwüstet der Mensch und sein verderblicher Brennholzbedarf den Baumwuchs. Die heutzutage so oft beschworene ökologische Krise der sogenannten "Dritten Welt", hervorgerufen vom katastrophalen Waldraubbau durch Feuerholzbedarf und überbordende Weidewirtschaft, ist fast exakt im 19. Jahrhundert vorausgesehen worden. Auf das Elefantenproblem in den großräumigen Wildschutzgebieten darf verwiesen werden.

Schweinfurth verneint die Möglichkeit einer intensiveren Bodennutzung, bzw. dessen, was die Unsitte des Grasabbrennens vom Boden noch nutzfähig gelassen hat. Deswegen sieht er auch keinen Weg, eine anwachsende Bevölkerung ausreichend ernähren zu können. Leider schweigt er sich über die von ihm aufgeworfene Bedeutung möglichen Reisanbaus aus, ob dieser auf dem Wege eines Bewässerungssystems zu erstellen wäre oder über eine Trockenlegung der Nilsümpfe, wie sie schon der Deutsche Werne[1] erwogen hat.
Die Republik Sudan versucht ja jetzt tatsächlich, mittels eines Kanales die Ränder des Sudd trockenzulegen und somit die Grundlage einer künftigen nordostafrikanischen Kornkammer zu schaffen. Wichtig ist festzuhalten, daß also die Zukunftschancen Nordostafrikas generell ungünstig beurteilt wurden.
Mit Deutschlands Eintritt in den Kreis der Kolonialmächte präzisierten sich die entwicklungspolitischen Vorstellungen. Carl Peters, Begründer der Kolonie Deutsch-Ostafrika (heute Tansania), spekuliert vor allem auf Kaffee, Reis, Tee, Tabak, Gewürze.[2] Dem gewinnbringenden Anbau dieser Pflanzen habe vorauszugehen Ausbau der Agrikultur, Wegetrassierung und Bahnbau. Peters hofft, diese Entwicklungsarbeit vor allem auf den Hochebenen nördlich des Victoria-Sees leisten zu können. Auch sieht er dort freien Raum für die Ansiedlung von etwa fünf Millionen Deutschen.
Die endgültige Grenzziehung verwies Deutschland im wesentlichen auf die minder fruchtbaren Landschaften südlich des Victoria-Sees. Dennoch blieben die entwicklungspolitischen Prinzipien vornehmlich auf die Landwirtschaft gerichtet.

---

1 F. Werne, Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nils, S. 151f.

2 C. Peters, Wie Deutsch-Ostafrika entstand, S. 8

So schreibt der Gouverneur Graf von Goetzen programmatisch, daß die Befestigung der deutschen Herrschaft identisch sei mit der Hebung der Landeskultur. Von Goetzen denkt dabei vor allem auch an die Verbesserung des Eingeborenenlebensstandards.[1] Als diesbezügliche Maßnahmen seien zu ergreifen: Hebung der primitiven Vieh- und Bodenwirtschaft, die Verteilung von Saatgut, Bekämpfung von Heuschrecken und Wildschweinen. Spätere Erkundungen in Deutsch-Ostafrika verwiesen auch dringend auf die Erhaltung der Restbestände von Bergwäldern, vor allem in Ruanda. Brennholzbedarf und die Hebung des Grundwasserspiegels legten schon um 1909 den Gedanken der Aufforstung nahe.[2]
Zur Verbreiterung des Angebotes an Grundnahrungsmitteln propagiert die deutsche Regierung den Reisanbau längs der Ufer des Victoria-Sees.[3]
Die Fruchtbarkeit gewisser Landstriche in Deutsch-Ostafrika wird außerordentlich hoch eingeschätzt. So prognostiziert von Lettow-Vorbeck ein Anwachsen der Gesamtbevölkerung von acht auf siebzig Millionen Einwohner.[4] Vorausgesetzt ist selbstverständlich eine intensive Nutzung des bebauungsfähigen Landes.
Der von Munzinger entschieden vertretenen Ansicht einer Anhebung des geistigen Niveaus des Schwarzafrikaners steht zumindest von Goetzen zurückhaltend gegenüber. Eine Akkulturation des Afrikaners führt nach seiner Meinung zur Rassenmischung oder zu Rassenkämpfen; beide Perspektiven lehnt von Goetzen ab.

---

1 Von Goetzen, Deutsch-Ostafrika im Aufstand von 1905/06, S. 16
2 A.F. Hz. z. Mecklenburg, Ins innerste Afrika, S. 96
3 C. Jungbluth, Vierzig Jahre Afrika, S. 57f.
4 G.von Lettow-Vorbeck, Meine Erinnerungen aus Ostafrika, S. 10

Er verneint entschieden die Möglichkeit einer Rassenkoexistenz von Schwarz und Weiß "mit annähernd gleichen Rechten"[1] beider.

Die Entwicklungshilfe des postkolonialen Zeitalters hat wesentliche Elemente der genannten agronomischen Zielsetzungen übernommen. Neu ist das Bedürfnis nach anorganischen Rohstoffen, von denen vor allem Chrom, Mangan, Vanadium, Platin, Gold, Kupfer und Industriediamanten herausragen.[2] Afrika liefert davon einen Großteil des Weltbedarfs. Die Befriedigung dieses Hungers nach Industrierohstoffen bestimmt nicht unwesentlich den gegenwärtigen Kampf um Einfluß auf dem afrikanischen Kontinent. Das ungelöste Rassenproblem im Süden des Kontinents und die ethnische Inhomogenität der Staaten am Horn von Afrika sind die entscheidenden Lücken, durch die die Agitation der rivalisierenden Weltmächtegruppen dringt.

---

1 Von Goetzen, a.a.O., S. 20

2 D. Rösner, Das Ringen um Afrika, S. 27ff.

3.2 Der Sklavenhandel und seine Bedeutung für Nordostafrika

Kein Reisender hat sich für die Institution der Sklaverei wörtlich ausgesprochen. Pückler-Muskau empfiehlt allenfalls eine Berücksichtigung der historischen und lokalen Bedingungen der Sklaveninstitution. Daß es Unrecht ist, einen Menschen der Freiheit zu berauben, darf als allgemeiner Konsens des 19. Jahrhunderts angenommen werden. Vielschichtiger sind schon die Mutmaßungen über Entstehung der Sklaverei, deren Ausmaß, die Folgen und mögliche Gegenmaßnahmen.
Russegger und Schweinfurth vor allem haben über die Entstehung der Sklaverei und über eine etwaige Abhilfe die bemerkenswertesten Gedanken geäußert.
Russegger erklärt die Sklaverei einmal als Folge genereller Ungleichheit der Menschenrassen, zum anderen als Ausfluß des tief eingewurzelten Triebes, ungeliebte Arbeiten dem Schwachen, Unterlegenen aufzubürden. An diesen Ausführungen ist mancherlei überdenkenswert. Zum einen, daß Russegger den Begriff "Rasse" gebraucht, er also nicht von einer Menschheit, einem Menschengeschlechte redet. Bedenkenswert auch, daß diese genannten Rassen nicht gleichartig und gleichwertig nebeneinanderstehen, sondern scharf untereinander gereiht sind. Diese Minder- bzw. Höherwertigkeit einer Rasse resultiert aus verschiedenen Intelligenzgraden und verschiedenen Einflüssen der geographischen Lage und des Klimas. Sklaverei ist im wesentlichen ein exogenes Phänomen, das also nicht ausschließlich in gesellschaftsinternen Besitzkonflikten wurzelt oder auch aus dem Zerfall der sozialen Bindung bei Katastrophen herrührt; Sklaverei ist vielmehr Resultat eines verheerenden Zusammenstoßes zweier ungleichartiger Rassen. Dem tritt nun eine im wesentlichen irrationale Triebkomponente zur Seite, nämlich das aristokratische Vorurteil, körperliche Arbeiten als entwürdigend zu betrachten und deshalb einem ver-

sklavten Kriegsgefangenen aufzulasten. Es ist nun für Russegger kennzeichnend, daß er dieses Triebelement beileibe nicht erst im Spätmenschen ansiedelt, vielmehr entdeckt er es gerade im primitiven Frühmenschentum, im keineswegs von Natur aus gütigen. Sodaß Russegger weder an eine natürliche Disposition des Naturmenschen zur Humanität glaubt noch an einen konfliktfreien Urzustand frühzeitlicher Gesellschaften. Denn für Russegger verewigen gerade die Kriege der Negerkleinreiche das Übel der Sklaverei. Eine großstaatliche Zusammenfassung kann diesem Treiben Einhalt gebieten.
Doch scheiden Russegger wie auch Munzinger scharf zwischen Sklaverei und Sklaverei. So glauben sie bei Türken und Afrikanern ein Element mitmenschlicher Wärme, personaler Beziehung zu entdecken. Derart organisch verflochtene Untertänigkeit, ja geradezu familiäres Eingewobensein des Sklaven unterscheide sich vorteilhaft von dem profitorientierten Menschenhandel des Europäers und Amerikaners. Dieser entorganisiere, entwurzle den Sklaven, beraube ihn aller menschlichen und natürlichen Beziehungen. Höchst bemerkenswert, wie nun Russegger an dieser Stelle eine indirekte Kritik am bürgerlichen Liberalismus miteinfließen läßt, wie er dartut, daß totale Freizügigkeit in knechtende Willkür umschlägt, wie Freiheit entartet in Rücksichtslosigkeit des Starken und Erfolgreichen. Wie auch Pückler-Muskau im Industrialismus eine moderne Form der Sklaverei zu erkennen glaubt.

Schweinfurth erklärt die Sklaverei zu einem Gutteil aus den Bedürfnissen der tropischen Agrikultur und auch aus der ethischen Wirkungslosigkeit der Hochreligionen. Vor allem aber durchdenkt er die verhängnisvollen ökonomischen Folgen des Slavenwesens für Afrika. Zum allerersten vernichtet es die Menschenkraft, die der Kontinent benötigt, wenn er dereinst in Welthandel und Weltarbeit integriert werden soll. Prekär dünkt Schweinfurth auch der verwüstende Einfluß der Sklavenkonkurrenz auf freies Gewerbe und Lohnarbeit. Freie Lohnarbeit ist demnach unabdingbare Voraus-

setzung ökonomischen Gedeihens. Gerade freier Handelsumlauf bedarf des freien Menschen und seiner freien Arbeitskraft. Die Sklaverei, die dem oberflächlichen Betrachter als schrankenlose Ausschöpfung des Menschen erscheint, erkennt Schweinfurth gegenteilig als Fesselung der Produktivkräfte.
Es ist ganz logisch, daß Schweinfurth, ähnlich wie Munzinger, ohne eine irgendgeartete Einflußnahme Europas auf Nordostafrika keinen Weg zur Bekämpfung des Sklavenübels sieht. Das schwächliche Ägypten sei einer Verwaltung nach europäischem Muster zu unterwerfen.
Deutlich sehen wir, wie alle Erwägungen, seien diese handels- oder sklavenpolitischer Natur, auf die europäische Besetzung und großstaatliche Neuordnung Nordostafrikas hinauslaufen. Einzig Russegger erhofft sich eine Überwindung der Sklavenraubzüge von der befriedenden Kraft der christlichen Staaten des äthiopischen Hochlandes. Nach 1884 faßten tatsächlich die europäischen Kolonialmächte die partikular zersplitterte Völkerwelt des afrikanischen Kontinentes in Großraumstaaten zusammen, deren Grenzen im wesentlichen bis heute gelten.
Die Bekämpfung des Sklavenhandels galt auch nach 1871 als vorrangiges Ziel. Die Unterdrückung des Menschenhandels verlieh vor allem den ersten tastenden Kolonisationsversuchen des Deutschen Reichs einen politisch wohlverwertbaren humanitären Akzent.
So berichtet Rochus Schmidt, ein Mitarbeiter des Dr. C. Peters, daß 1889 der deutsche Reichstag zwei Millionen Reichsmark zur "Bekämpfung des Sklavenhandels"[1] gewährt habe. Auch sonst floß das oft nur tropfenweise nach Deutsch-Ostafrika sickernde Geld reichlicher, wenn Abschaffung des Sklavenwesens dessen guter Zweck war.

---

1 R. Schmidt, Aus kolonialer Frühe, S. 82

So gewährte um das Jahr 1892 das Deutsche Reich die Ausschreibung einer "Anti-Sklaverei-Lotterie"[1], deren Erträge das "Deutsche-Antisklaverei-Comitté"[2] verwaltete. Fürst Wied stand diesem Gremium vor. Das DAC rüstete zwei Expeditionen aus, die am Ufer des Victoria-Sees wie auch längs des Nyassa-Sees den Sklavenhandel unterbinden sollten.
Major Langheld hat die Zielvorstellungen des DAC[3] überliefert: Neu angelegte Verkehrswege und alternative Transportmittel sollten den Trägersklaven überflüssig machen. Von befestigten Stationen aus seien Sklavenhandeslumtriebe mit Gewalt zu unterbinden, sie hätten als Asyle geflohener Sklaven zu dienen und gleichzeitig neue ökonomische Impulse auszusenden. Unbedingt seien die Wege zwischen Meeresküste und dem Ufer des Tanganjika-Sees zu sichern und zu überwachen.
Eines drohenden Bankrottes wegen löste sich 1894 das DAC auf. Doch setzten sich seine verkehrspolitischen Vorstellungen durch; nach einem fehlgeschlagenen Versuch, das Kamel als Transportmittel einzusetzen, wollte der Reichstag sich einem Eisenbahnbau nicht länger widersetzen.
Die Sklaverei ließ sich in den ersten Jahren deutscher Herrschaft nicht mit einem Schlage beseitigen. Der Zuckerrohranbau der Küstenaraber beruhte auf Sklavenarbeit; wenn auch Rochus Schmidt über deren Effizienz abfällig urteilt. Nach seiner Meinung führe der Sklave bei den Arabern ein beschauliches und arbeitsarmes Leben. Schon aus diesem Grund hält er die Sklaverei für eine ökonomisch schädigende Einrichtung; von den Menschenverlusten bei Fang und Transport ganz abgesehen.

---

1 W. Langheld, Zwanzig Jahre in deutschen Kolonien, S. 126f.
2 W. Langheld, a.a.O., S. 126f.
3 W. Langheld, a.a.O., S. 149ff.

Darüberhinaus bildeten zusammengerottete Haufen entlaufener Sklaven ein gefährliches Unruhepotential.[1]
So verfolgte die deutsche Regierung eine behutsame Politik. Sie beließ den Arabern ihren Sklavenbesitz, ja, sie beharrte in mühsam ausgehandelten Abmachungen darauf, daß entflohene Sklaven von asylgewährenden Häuptlingen nach eigens dafür bestimmten Sammelstellen zurückgesendet würden. Unter Androhung der Todesstrafe aber untersagte man Menschenraub und die Ausfuhr von Sklaven über See. Um möglichem Menschendiebstahl vorzubeugen, ließ der einzelne Stationschef sich nach Möglichkeit über Anzahl der Kinder und über Sterbefälle Listen vorlegen.[2]

---

1 R. Schmidt, a.a.O., S. 161

2 Vor allem bei großen Wanderkarawanen; siehe:
G. Richelmann, Meine Erlebnisse in der Wissmann-Truppe, S. 158

3.3 Araber und Islam in Nordostafrika

3.3.1 Habitus, Physiognomie

Durchgängig fasziniert am nordostafrikanischen Arabertum die Schönheit der Gestalt. Wobei eigentümlicherweise die Plastik arabischen Körperbaues sowohl in ihrem klassizistischen Aspekt wie auch in ihrer elementaren Barbarität erfaßt wird. Erstgenannter Gesichtspunkt umfaßt Wertungen wie Ebenmaß, Grazie, Hochwüchsigkeit, Regelmaß und Würde; all das Kriterien, die wohl vom antiken Statuenideal inspiriert sein dürften.
Ich verweise vor allem auf Brugsch, der wörtlich von dem "in fast antiker Weise" geschlungenen Gewand der Beduinen spricht.

Bemerkenswerterweise entdeckt Lepsius auch dort Schönheit, wo diese sich weniger in klassizistischer Statuenhaftigkeit präsentiert, vielmehr in barbarisch akzentuierter, butterglänzender Hautpracht. Diese Betonung des Fleischlichen mag der damaligen prüden Körperfeindlichkeit Europas am entschiedensten widersprochen haben. Es muß unentschieden bleiben, ob die Begeisterung Lepsius' aus einem Wiederentdecken antikischer Unbefangenheit herrührt oder bereits der Vorbote einer sich ändernden Einstellung zum Körperlichen ist. Durchgängig fehlt eine Würdigung der arabischen Frau. Sicherlich ist das eine Folge der Verschleierung des Weibes im Bereich des Islam.

3.3.2 Charakter

Durchgängig haben sich die Reisenden mit der Psyche des Arabers intensiv auseinandergesetzt. Es entspricht dem ausgeprägt bürgerlichen Ethos der meisten Autoren, daß sie Faulheit, Arbeitsunlust vor allem feststellten. Einzig Rüppell hat versucht, diese ohne Zweifel geringe Affinität des Arabers zur Arbeit zu erklären. Rüppell leitet diese aus einem stark ausgeprägten Aristokratismus ab. Es ist bemerkenswert, mit welch analytischer Schärfe gerade dieser Bürgersohn die wesentlichen Elemente arabischer Charakterhaltung ausgesondert hat: da ist Stolz auf Stammbaum und Herkunft, Konventionalismus der Sitte. Ob diese Beobachtungen einem mehr gegensätzlichen Wertgefühl entsprungen sind, einem Wertgefühl, das Persönlichkeit und eigenverantwortete Individualität gegen die Herkunft der Familie setzt, eigenen sittlichen Maßstab hält gegen bloßen, nicht hinterfragten Verhaltenskodex, das läßt sich aus den Aufzeichnungen Rüppells nicht entnehmen.
Doch darf angenommen werden, daß der Hinweis, der Araber übe Gastfreundschaft aus bloßem "Ehrgeiz", sicher auf ein bürgerlich geprägtes Innerlichkeitspathos deutet.
Schweinfurth beobachtet eine noch stark durchschlagende Nomadenmentalität, ohne diese allerdings im Sinne eines bürgerlichen Seßhaftigkeitsideals zu kritisieren.
Festhaltenswert auch, daß der Ahnenstolz des Arabers gerade im afrikanisch-arabischen Übergangsland einen ausgesprochen rassistischen Akzent erhalten hat. Rüppell, der dieses dezidierte Abstandhalten des reinblütigen Arabers vom Negertum sehr wohl beobachtet hat, enthält sich einer irgendgearteten Wertung. Doch reiht er Blutsreinheit und Rassegefühl unter die Tugenden des Arabertums. Ein Hinweis vielleicht, daß das Postulat der Gleichheit und Einheit des Menschengeschlechtes gegenüber der Imposanz eines beduinischen Notabeln einen nicht immer leichten Stand gehabt hat.

3.3.3 Religiosität, Islam

Unbestritten ist die eminente Religiosität des Arabers, unbezweifelt auch die Macht des Islam im öffentlichen Leben. Sehr differenziert allerdings sind die Meinungen über den Wert eines solch religiös geprägten Daseins, vieltönig auch die Beobachtungen über den inneren Charakter dieser Weltreligion und ihrer Bekenner. Die gegenwärtige,vielfach befremdend wirkende Wiedergeburt des Islam mag deshalb diesen ersten, tastenden Analysen besonderes Gewicht verleihen.
Da ist zuallererst die Feststellung des Fanatismus, eine Feststellung, die freilich nicht weiter inhaltlich präzisiert wird. Es ist nicht einmal ausgemacht, ob dieser Fanatismus tatsächlich beobachtet worden ist, inwieweit er eine schlichte Klischeeformel ist oder ganz einfach die etwas gehässige Umschreibung eines nicht mehr ganz begreifbaren Glaubenseifers, einer Glaubensstrenge zumal, die einer "konkurrierenden" Religion zuteil wird.
Wie in der Tat die Kritik am Islam mehrere Akzente gesetzt hat: einen aufgeklärt-liberalen, einen gesellschaftskritischen, einen mehr spezifisch religionsphilosophischen und nicht zuletzt einen christlich-missionarischen. Wollen wir die einzelnen Punkte prüfen!

Die Doktrin des Liberalismus trennt Staat, öffentliches Leben von jeder sakralen Institution. So darf es nicht wundern, daß schon Rüppell die Befangenheit arabischen Lebens in koranischer Gesetzwelt und priesterlichem Machtwort überaus abfällig beurteilt. Schärfer schon, im durchaus aufklärerischen Sinne, geht Pückler-Muskau vor; er verdächtigt den islamischen Klerus der Fortschrittsfeindlichkeit und weist dem Kampf gegen Mullah und Imam, Scherif und Mufti einen ähnlichen Stellenwert zu wie dem gegen das katholische Priestertum.
Im Gegensatz zum vage gehaltenen Verdikt des Fanatismus ist die Anklage der Fortschrittsfeindlichkeit empirisch reichlich belegt: da sind die religiös begründeten Hemmnisse, die einer effektiven

Gesundheitsfürsorge entgegenstehen; die bemerkenswerterweise von fast allen Reisenden problematisierte Aussperrung der Frau läßt die Homosexualität grassieren; vornehmlich Russegger belegt die offizielle Duldung dieses "naturwidrigen Lasters" mit dem schärfsten Verdikt, erkennt diese sexuelle Anomalie als ernste Attacke gegen die Volksgesundheit. Deutlich erkennbar also, wie in diesen Beobachtungen der - so Nachtigal - stationäre Charakter des Islam als ernste Barriere gegen Veränderungen im Sinne einer hygienischen und naturgemäßen Lebensweise der breiten Volksmassen erkannt wird; interessant auch, wie unter diesem Aspekt ein so emanzipierter Geist wie Russegger durchaus den regulierenden Eingriff des Staates in die Privatsphäre und Volkssitte gutheißt. Befremdend wirkt auch auf die meisten Autoren das unausgeglichene Schwanken des Islam zwischen einem nüchternen, entseelten Formalismus in Denken und Gottesdienst und einer jäh aufbrechenden Ekstatik nebst koboldhaftem Aberglauben. Für ersteren Aspekt hat vornehmlich Nachtigal ein scharfes Auge und Ohr gehabt; sein überaus ergötzliches Protokoll einer theologischen Disputation verdeutlicht, woran es dem Islam gebricht: elementares Betroffenmachen des Menschen, Wissen um die essentielle Einheit allen wahrhaft religiösen Bemühens und pädagogisch-volkserzieherischer Impuls, letztlich Veredelung des Menschen.
Wir sehen deutlich, wie vor allem aus Nachtigal ein im strengsten Wortsinne humanistisches Religionsempfinden spricht, das kein Genüge mehr finden kann im bloßen Ritualismus des Gottesdienstes und seiner liturgischen Forderungen, in letztlich substanzloser Scholastik.
Diesem Mangel des Islam entsprechen Abstürze in Raserei und Dämonismus, Blutidolatrie und Hokuspokus. Schweinfurth, der dem Islam äußerst skeptisch gegenübersteht, hat gerade diese Nachtseiten mit besonderem Sarkasmus notiert.

Es darf geschlossen werden, daß durchgängig eine dem Menschen zugewandte, verinnerlichte und rationalisierte Mittellage der islamischen Religiosität vermißt wird. Bedauerlicherweise hat sich keiner der Reisenden, nicht einmal Nachtigal, um eine historische Fixierung des Phänomens Islam bemüht. Wiewohl Pückler-Muskau, den historischen Standort des Orients ansprechend, das Stichwort "Mittelalter" gegeben hat, wird dieses analytisch nicht weiterverfolgt. Ganz gegenteilig, dem Islam wird jeglicher Charakter einer historischen Periodizität oder eines Entwicklungsganges abgesprochen. Ich verweise auf die von Pückler-Muskau apostrophierte Morgendlichkeit des Arabertums, ich zitiere vor allem Schweinfurth, der den Islam radikal als elementares Naturphänomen begreift, vergleichbar der Wüste; die Wüste dehnt sich wohl aus, aber sie wandelt sich nicht mehr. Genauso definiert Schweinfurth den Islam, der seiner Meinung nach jenseits von Fortbildung und Verfall steht, sich selbst und seine Anhänger in einer petrifizierten ewigen Kindheit gefangenhält. Diese Verdikte sind umso bemerkenswerter, als Schweinfurth der verändernden Dynamik des anhebenden Industriezeitalters durchaus ablehnend gegenübersteht.
Das Erlebnis natureingebetteten Ruhens war ein nicht geringer Reiseimpuls für viele Afrikafahrer. Das negative Werturteil über die angebliche Statik des Islam mag also einmal einer Ablehnung bloßer Seinsbeharrung entsprungen sein, zumal wenn diese Statik den Fluß des Geistes anhalten will, kann aber auch gegründet sein in einem tief eingewurzelten Überlegenheitsgefühl des Europäers, der sich allein auf der Mittagshöhe der Geschichtlichkeit wähnt, demgegenüber alle anderen Völker auf der Vorstufe kindlicher Primordialität verharren, bzw. ins geschichtslose Abseits eines ewigen Greisenstadiums übergegangen sind; ein Endzustand, den Oswald Spengler höchst bezeichnend das "Fellachenstadium"[1] genannt hat.

---

1 O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes, S. 782

3.3.4 Geschichtliche Wirksamkeit, Staatsgesinnung, Gesellschaftlichkeit

Trotz allen Verweisens auf Stillstand, ewige Kindheit und Entwicklungslosigkeit des Islam und des Arabertums im geistig-mentalen Sinn ist kein Autor aber soweit gegangen, dem Arabismus in Nordostafrika geschichtliche Bedeutung und Wirksamkeit abzusprechen. Nur daß eben auch hierin die Werturteile sehr unterschiedlich ausgefallen sind. Durchgängig ist die Bedeutung des Islam in seiner staatsbildenden Kraft erkannt worden, der Universalismus dieser Weltreligion in ihrer völkerverbindenden, weltzusammenfassenden, mithin weltöffnenden Gewalt gewürdigt und auch gelobt worden; zum andern aber wird dieser Ökumenismus arabischer Artung verdächtigt als Einebnung völkischer Vielfalt, Vernichtung autochthonen Kulturlebens.
So verweist vor allem Gustav Nachtigal auf die zentripetale Kraft des Islam, die den Partikularismus der Sudan-Stämme aufgehoben hat. Wie überhaupt die Mobilität arabischer Daseinskultur - Nachtigal verweist auf die Pilgerfahrten - weltmännische Offenheit begünstigt. Nicht zuletzt schmilzt der Islam die charakterlichen Eigenheiten der einzelnen Völker zu einem einheitlichen Typus ein.
Einhellig also die Anerkenntnis der formenden Kraft dieser Religion, die die nordostafrikanischen Volkssplitter zusammenfaßt, bündelt und damit erstmalig zu historischer Wirksamkeit und Leistung verhilft. Munzinger, der diese staatsbildende Kraft des Islam analysiert und dessen Elemente herausgearbeitet hat, nennt einmal das verbindende Erlebnis der Wallfahrt nach Mekka, weiter den nicht minder zusammenschließenden, unifizierenden Affekt kriegerischer Entschlossenheit gegen eine Welt von Ungläubigen. Munzinger hat auch den von Nachtigal so negativ bewerteten Konventionalismus des Gottesdienstes in seiner staats-

schöpferischen Wirksamkeit erkannt, als Kundgebung und Demonstration geistiger und staatlicher Zusammengehörigkeit, jenseits der Grenzen von Stamm und Land.
Munzinger weist auch auf den demokratischen, egalisierenden Impuls des Islam hin: Gleichheit aller Stände und Kasten vor dem Gesetz des Koran, dem Schweinfurth auch noch die Gleichordnung aller Rassen unter das Gesetz des Dienstranges beifügt.
Wir dürfen zusammenfassen: der Islam überzeugt in höchstem Maße dort, wo er seine staatsformende Potenz entfaltet, wo er zwei Ziele staatlicher Wirksamkeit erfüllt - Gleichrichtung und Vereinheitlichung der menschlichen Kräfte und Aufhebung der partikularisierenden, zerteilenden Einflüsse von Rasse, Herkunft, Stamm.

Umgekehrt stößt der Islam dort ab, wo es um Innerlichkeit und Substantialität des Individuums geht. So bescheinigt selbst Nachtigal dem Islam und seiner geistigen Kultur Ineffizienz und thematische Einspurigkeit. Die Ausschließlichkeit theologisch-rechtlicher Bildungsinhalte läßt die Jugenderziehung verkümmern und verdammt alle Reformanstrengungen zum Scheitern, bzw. lenkt sie ab auf unsinnige Prestigeobjekte.
Die nahtlose Einheit von Schule und Kirche wird als Krebsübel islamisch geprägten Gesellschaftslebens erachtet. Und so ist es verständlich, daß vor allem Schweinfurth die weltweite Einheit koranischer Kultur mehr als lähmende Gleichförmigkeit empfindet. Sicher mag das Befremden herrühren aus dem Erlebnis einer Religion, die in zäher Kraft all das zusammenhält, was der liberalistische Europäer einesteils dem laisierten Staat, zum anderen dem Individuum anheimgestellt hat, letztlich also das Bild einer "totalen Welt", die wohl beeindruckt, aber nicht mehr überzeugt.

Aus gegenwärtiger Sicht sind die genannten Beobachtungen und Urteile bedeutsam. Schweinfurths Glaube an die Inkongruenz von Islam und Europäismus hat sich bewahrheitet. Der Umsturz im Iran war das wohl signifikanteste Beispiel einer kompromißlosen Ablehnung aller europäischen Wesenselemente, wie etwa Physikalismus, Liberalismus, Emanzipationismus, Gleichberechtigung der Frau.

An diesem Bild des Arabers haben nachrückende Generationen weitergearbeitet. So schreibt F. C. Endres, während des ersten Weltkriegs als Major im osmanischen Heer tätig: die arabische Kultur sei stehengeblieben, sie erschöpfe sich in retrospektiver Pflege der theologischen, philosophischen und poetologischen Überlieferung. Die Naturwissenschaft sei dem Araber fremd geworden, da er weder über Präzisionsinstrumente noch über Labors verfüge.[1] Wo der Araber sich dem Europäismus öffne, tue er es unter entschieden französischen Einflüssen, wie etwa in Syrien.
Ähnlich lautet die Diagnose des Orientalisten und Reisenden Vambéry. Befürchtungen, der Islam könne zu einer neuerlichen Bedrohung Europas heranwachsen, erklärt Vambéry als nichtig. Das exaltierte Gebaren der puritanistischen Sekte der Wahabiten fließe aus einer tiefen inneren Unsicherheit des Islam gegenüber dem technologisch übermächtigen Europäismus. Die Phantasmagorie eines "Islam redivivus" beute allenfalls Rußland aus, das seine zentralasiatischen Eroberungen so mit europäisch-christlicher Kreuzzugsfarbe anmalen könne.[2]
Der kriegerische Geist des Islam bilde mitnichten eine Gefahr, er schwäche viel eher die von dieser Religion geprägten Staaten. Und zwar deshalb, weil das kompromißlose Konfliktdenken des Muslim nach innen wüte, wenn es sich nicht nach außen ableiten lasse. Daraus folgten ununterbrochene innenpolitische Umwälzungen, die eine stabile Gesellschaftsordnung vereitelten.[3]
Dennoch billigt Vambéry dem Arabertum eine gewisse politische Zukunft zu.
Die moderne Orientalistik bestätigt generell, daß der Islam die Gesellschaft "tiefer und entscheidender"[4] geformt hat, als dies in anderen Gemeinschaften der Fall gewesen ist.

---

1 F. C. Endres, Die Türkei, S. 195f.
2 H. Vambéry, Der Islam im 19. Jahrhundert, S. 277
3 H. Vambéry, a.a.O., S. 240
4 A. Miquel, Der Islam, S. 14

Gegenwärtig beschäftigt die Frage, inwieweit es gelingen wird, die supranationale, universale Botschaft des Islam in einer sich national, ideologisch und auch gesellschaftlich pluralisierenden Welt zu erhalten. Die Vision eines "Islamistan"[1] scheint entfernter zu sein denn je. Trotzdem halten auch heute die muslimischen Staaten an einer Doppelidentität fest: man gehört der jeweiligen Nation an und ist zugleich Mitglied der "umma"[2], der Gemeinschaft aller Anhänger des Islam.
Was das Problem der Modernisierung anlangt, so glaubt A. Miquel, daß die Länder des Islam einen sehr schwierigen Pfad wählen werden, der sie wohl an den Segnungen der europäischen Technik teilnehmen läßt, ihnen aber das Absinken in materialistische Denkart erspart. Der Materialismus vertrage sich niemals mit islamischer Geistigkeit.[3]
Aus gegenwärtiger Sicht sind die genannten Beobachtungen und Urteile bedeutsam. Schweinfurths Glaube an die Inkongruenz von Islam und Europäismus hat sich bewahrheitet. Der Umsturz im Iran war wohl das signifikanteste Beispiel einer kompromißlosen Ablehnung aller europäischen Wesenselemente, wie etwa Physikalismus, Liberalismus, Emanzipationismus, Gleichberechtigung der Frau.

Die Existenz der Schweizer Hilfsorganisation "Sentinel", die islamische Frauen vor der religiös erlaubten Tötung durch Ehemann oder Bruder zu retten sucht, beleuchtet die schon von Schweinfurth apostrophierte Vitalität und Unwandelbarkeit koranischen Rechtsverständnisses. Ob aber die mittlerweile in die technologischen und wirtschaftlichen Weltzusammenhänge eingewobenen Staaten des Islam ganz der naturgesetzlichen Denkmuster Europas entraten können, das bleibt doch sehr zu bezweifeln.

---

1 A. Miquel, a.a.O., S. 577
2 A. Miquel, a.a.O., S. 575
3 A. Miquel, a.a.O., S. 579

Umgekehrt erweisen sich auch die beobachteten positiven Vorzüge als dauerhaft und gegenwartswirksam. Die gewissermaßen staatsstrukturierende Kraft des Islam und seine universellen Zusammenhänge bewahren viele muslimische Volksgruppen vor Identitätsverlust und Absorbierung durch eine Hegemonialmacht.

3.4 Der Osmane in Nordostafrika

3.4.1 Charakter

Auffallend ist, daß die äußere Gestalt des Türken in Nordostafrika nicht beschrieben ist. Das mag vielleicht davon herrühren, daß der Osmane vom Europäer nicht so sehr als Exotikum angestaunt wird, vielmehr schon als entfernter Verwandter, Mitbewerber um Einfluß und Land eingeschätzt wird.
Die Quellen gestatten auf diese Frage keine Antwort.
Grundsätzlich ist das Bild osmanischen Charakters relativ einheitlich gehalten. Betont sei der Begriff "Charakter" als Ausdruck und Produkt einer strengen Erziehung, die weniger das schöpferische Individuum anstrebt, vielmehr den in sich geschlossenen und abgeschlossenen Typus ausprägt.
Solcher Eindruck kann je nach Erziehung, Herkunft und Mentalität des Reisenden ganz verschiedene Werturteile hervorrufen; so bewundert Lepsius die äußere Souveränität und Dezenz osmanischer Kavaliershaftigkeit, Pückler-Muskau entzückt der fein ausgebildete Sinn für Zeremonie und Hierarchie. Durchgängig auch die Anerkenntnis, daß der osmanische Würdenträger sich in vollendeter Herrenattitüde zu bewegen weiß, vornehmlich in Zucht und Zügelung seelischer Motionen Erstaunliches leistet. Wollte man die Beobachtung begrifflich zusammenfassen, müßte man versucht sein zu sagen, die ihrer Mehrzahl nach bürgerlichen Autoren hätten im osmanischen Beamten ein Idealbild des Aristokraten gezeichnet. Doch ist eine solche klassenmäßige Zuordnung unterblieben, und das Bild ist auch kein Idealbild.

3.4.2 Innere Bildung, Einflüsse

Geschlossenheit der Persönlichkeit bedingt auch Abgeschlossenheit. Diesen Eindruck hat Russegger im Bild der Klotzhaftigkeit türkischer Wesensart bündig zusammengefaßt.
Lepsius ist diesem Problem nachgegangen und fand den Schlüssel in zwei Grundhaltungen des Türken: Unbeeindruckbarkeit gegenüber allem Nichttürkischen und ein ausgeprägter Affekt gegen alles Geistige, ein Affekt auch gegen Kompromiß und Zugeständnis. Modern gesprochen also ein Überlegenheitskomplex, der elastisches Anpassen unmöglich macht; daneben die Geistverneinung dessen, der allein der Gewalt und der Kraft vertraut. Es erscheint logisch, daß Lepsius diese Beobachtungen auch als Verhaltensmaßregeln dem Türken gegenüber verstanden wissen will: der Kraft und der Gewalt muß mit Entschlossenheit begegnet werden.

Einem solch blockhaften Eingeschlossensein ins eigene Selbst muß Änderung, Öffnung schwerfallen. Und es berührt den Leser seltsam, daß diesbezügliche Bemühungen des Türken durchaus nicht immer positiv gewürdigt werden. Vornehmlich Russegger bezweifelt eine Synthese aus Europäertum und Osmanismus, vielmehr beobachtet er Trübung und Konfusion, wo westlicher Geist und türkisches Wesen sich gemischt haben.
Den essentiellen Gegensatz zum Europäer sieht Russegger in einem tiefwurzelnden mentalen Autoritarismus, der sich mehrfach äußert: politisch hegt er eine starke Affinität zum Despotismus, geistig hat er sich in einer starren Vorschriftengläubigkeit ausgeprägt. Dergestalt, daß der Panzer einer unreflektierten Überlieferung jede schöpferische Begabung erstickt. Dieser Mangel wird auch von Schweinfurth gerügt, der noch fehlende Geduld beifügt.

3.4.3 Bild des osmanischen Beamten

Mit ihm ist der Europäer ja in erster Linie zusammengetroffen. Türkisches "Volk" hat er in Nordostafrika nicht kennengelernt. Das Bild des Beamten setzt sich hauptsächlich zusammen aus den obig genannten Wesenszügen, freilich jetzt an ihren administratorischen Folgen beobachtet.
Nach Russegger ist der türkische Beamte Repräsentant einer ausgeprägten Staatsegozentrik. Dem osmanischen Beamten fehlen die Achtung vor dem Privateigentum und eine realistische Einschätzung der Bedeutung des Volkes. Russegger erklärt dieses Grundgebrechen aus der Zivilisation des Orients allgemein. Er beklagt den Mangel einer Erziehung der breiten Volksmassen durch Bürgerschulen.
Der Osmane sei vor allem Opfer der verderblichen Haremserziehung; dem angehenden Beamten ist keinerlei staatsbürgerliche Gesinnung eingepflanzt worden. Raublust steht an Stelle der wirtschaftlichen Förderung, Erlaß und Befehl regieren, ohne gezügelt zu sein durch aufmerksame Zuwendung zum Volke, ungelenkt von einem moralischen Imperativ, mit bedenklicher Nähe zu Verantwortungslosigkeit und Ausschweifung, wie es der von Nachtigal beobachtete Opiumgenuß gewissermaßen symbolisiert. Das spätere Schlagwort vom "kranken Mann am Bosporus" mag hier, an dem nordostafrikanischen Außenposten des Osmanenreiches, die ersten Argumente geschöpft haben. Pückler-Muskau apostrophiert sogar das Türkentum als eine abgestorbene Nation ohne welthistorische Zukunft.
Bei allem gebotenen Bedacht sei doch die Frage gestellt, gegen welches Staats- und Beamtenideal sich das osmanische Beamtenbild so düster abhebt. Die Hinweise deuten nach meinem Dafürhalten in zwei Richtungen, die ich mit dem Begriff "Aufgeklärter Absolutismus" und dem Namen des Reformers von Stein umreißen will.

Nüchternheit, Staatsethos sind ohne Zweifel die Maximen absolutistischen Beamtentums, während der Verweis auf Volksnähe und Volksbildung, Privateigentum und schöpferische Initiative auf das mehr basisbezogene organische Staatsdenken der Romantik hindeutet, die die lebendigen Kräfte der Gemeinschaft keiner irgendgearteten staatlichen Bevormundung aufopfern will.

Zukunft und Lebensfähigkeit des Osmanischen Reiches werden auch nach 1871 diskutiert.
So schreibt im Jahre 1897 v.d. Goltz, die Türkei solle sich auf die eigentliche Hochburg ihrer nationalen Daseinskraft zurückziehen, nämlich auf Anatolien, Syrien und Mesopotamien.[1]
Insgesamt erachtet auch Endres in der ethnischen Inhomogenität des Osmanischen Reiches eine Gefahr für dessen Zukunft. Unter diesem Aspekt erkennt er in den europäischen Gebietsverlusten des Balkankrieges 1912 einen eher wohltätigen Aderlaß, der die Türken auf die "eigene nationale Entwicklung"[2] hinweisen sollte.
Vambéry hat hingegen festgestellt, daß das Türkentum nur sehr bedingt als nationale Größe anzusehen ist. So lerne der heranwachsende Türke in den Mittelschulen vor allem das Arabische und Persische; die türkische Muttersprache vernachlässige man völlig.
Denkbar schwierig erscheint die Lösung innerstruktureller Probleme des Osmanischen Reiches. So verweisen auch nachfolgende Kenner des Türkentums vor allem auf die Beamtenmisere. Schon Vambéry hat beobachtet, daß das vieltausendköpfige Heer der osmanischen Beamten mehr Zeit auf Kaffee- und Tabakkonsum aufwende als auf das Studium der Akten. Auch mit dem Wissen stehe es bedenklich; der islamische Bildungskanon umschließe Kalligraphie ("Neszchi"), arabische Syntax, Katechismus ("Birgewi"), koranische Geogonie und Kosmogonie.

---

1 F.C. Endres, Die Türkei. S. 141

2 F.C. Endres, a.a.O., S. 150

Die Bedürfnisse des modernen Kriegswesens erwiesen zunehmend die Mängel dieser theologisch geprägten Kultur; Kriegsakademien und Stabsarztschulen konkurrierten mit den geistlichen Bildungsinstituten ("medresse").
Dennoch widerstrebe der Herrenmentalität des Osmanen die Aneignung von Elementarkenntnissen. Seinem Denken fehle logischer Zusammenhang. "Sichtbare Beispiele dieser Unvollständigkeit des Denkapparates"[1] seien die vielen Ruinen angefangener, aber nicht vollendeter Bauwerke. Vambéry hat diesen geistespsychologischen Beobachtungen ein weiteres Element beigefügt: das Problem des Opium- und Haschischgenusses. Der Islam toleriere öffentlichen Drogenkonsum, da er die religiöse Vision begünstige, den geschlechtlichen Trieb mindere und somit der asketischen Tendenz dieser Religion entgegenkomme. Den damit verbundenen Verlust an voll aktivem Menschenpotential verschmerzt ein religiös geprägter Staat. Allein die täglichen Gebetsübungen verzehrten die Zeit - so Pomiankowski - , die der Einzelmensch brauche, um sich anderen Lebensverhältnissen und "höheren Kulturformen"[2] anzupassen.
Die doch recht negativen Prognosen bezüglich der historischen Rolle des Osmanentums haben sich im ganzen bewahrheitet. Das Reich ist zerfallen; der nationaltürkische Zellkern hat sich jedoch erstaunlich zähe behaupten können. Im sogenannten Kemalismus hat die Türkei das Experiment gewagt, die enge, von fast allen Autoren ja als verderblich erkannte Verbindung von Religion und Staat zu lösen. Inwieweit der Türkei das gelungen ist, inwieweit sie aber vom Sog des Neoislamismus doch wieder eingefangen wird, das wird die Zukunft lehren.

---

1 J. Pomiankowski, Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches, S. 19

2 J. Pomiankowski, a.a.O., S. 25

3.5 Mohammed-Ali

Die Bedeutung Mohammed-Alis für die Erschließung Nordostafrikas ist unbestritten, wenn auch wenig gewürdigt. Sein Eindruck auf die europäischen Reiseautoren entsprang freilich weniger seinen Kriegs- und Entdeckungszügen nach dem Oberen Nil, resultierte vielmehr aus seinen faszinierenden wirtschaftspolitischen Experimenten, die er in Ägypten und dem ihm angeschlossenen Sudan anstellte. Die Untersuchungen haben grundsätzlich ergeben: wie kaum ein Reformator hat dieser Mann die Scharen seiner europäischen Besucher in Befürwortende und Verneiner geteilt; je nach geistigem, vielleicht auch politischem Standort wurde der Bericht akzentuiert und kommentiert, und der nachgeborene Leser zweifelt manchmal, ob es auch immer dieselbe Person ist, die da abgehandelt wird.

3.5.1 Persönlichkeit, Charakter

Vor allem ein staunenswerter Tätigkeitsdrang fällt auf; die Schablonen von asiatischer Indolenz, orientalischer Lethargie versagen angesichts dieses menschlichen Kraftwerks.
Auffallend ist, wie sehr man gerade historische Analogien zur Charakteranalyse bemüht. Pückler-Muskau verweist auf Philipp von Makedonien, den Vater Alexanders des Großen; der sehr zurückhaltende Russegger will in dem Ägypter weder einen Marc Aurel noch einen Nero sehen. Die Beispiele belegen die Präsenz humanistischen Geschichtswissens, den nach wie vor exemplarischen Charakter antiker Vergangenheit. Sie lassen außerdem erkennen, daß Mohammed-Alis Persönlichkeit in die Monumentalreihe der im Vollsinne des Wortes "grundlegenden" Ausnahmeherrscher eingeordnet wird. Diese Tendenz bestätigt Pückler-Muskau, der in noch zu er-

örternden Zusammenhängen die Vergleichsbilder Peter der Große und Friedrich der Große aufgestellt hat.
Es ist also das Bild des unbeschränkten Herrentums, das im damaligen engeren Europa seine historischen Möglichkeiten schon erschöpft hatte; vielmehr stand ja der Kontinent im Zeichen des Konstitutionalismus.
Es ist zu vermuten, daß dieser noch nicht zur Gänze durchgefochtene Kampf zwischen Absolutismus und Konstitutionalismus die Wertungen beeinflußt haben mag, doch läßt sich das nicht beweisen, da sich alle Autoren diesbezüglicher Vergleiche und Analogien enthalten haben. Bemerkenswert aber, wie doch die charakterlichen Einschätzungen auseinandergehen. Wo ein Prokesch-Osten souveräne Steuermannskunst bewundert, da argwöhnt ein Rüppell Despotie und Willkür. Wo ein Pückler-Muskau antike Unschuldseinfalt zu erkennen glaubt, da entdeckt ein Russegger bloße Schlauheit; wo ein Pückler-Muskau ein ausgewogenes Verhältnis von Trieb und Geist herausanalysiert, da vermutet Russegger Unrast und mangelnde Konzentrationsfähigkeit.
Wir erkennen durchweg ein Schwanken zwischen Apotheosierung und Denunziation. Manchmal fühlt sich der historisch geschulte Leser gerade im Falle der Denunziation an die Klischeeformeln der antiken Beschreibungen barbarischer Fürsten erinnert.

3.5.2 Wirtschaftspolitik

Die polyphonen Bemerkungen zu den ökonomischen Neuerungen gewähren reichhaltigen Aufschluß über das nationalökonomische Denken der Reisenden. Einhelligkeit herrscht über die Grundstrukturen der Wirtschaftsreformen: weitestgehende Aufhebung des privaten Landbesitzes, staatliche Regie des Handels, hohe Steuerbelastung des Untertanen, Ansätze zur Industrialisierung, Aufbau von Heer und Flotte.

So sehr man sich in der bloßen Bestandaufnahme der Tatsachen einig ist, so sehr trennt man sich in deren Bewertung.
Vor allem die Verwandlung allen Grundbesitzes in Staatseigentum teilt die Meinungen am entschiedensten.
Für Prokesch-Osten ist diese Maßregel überaus segensreich. Er glaubt, daß die "Natur" Ägyptens jede wirtschaftliche individuelle Anstrengung wirkungslos macht. Nur ein vereinigter Aufwand erbringt Frucht und Ertrag. Prokesch-Osten begründet also dieses staatssozialistische Experiment einmal geographisch, zum anderen auch historisch, denn der Verweis auf die mögliche Wiedergeburt Ägyptens bezieht sich sicher auf die staatssozialistische Wirtschaftsform der Pharaonenära. Prokesch-Ostens gewissermaßen historisch-relativierender Denkansatz verweigert sich jeder abstrakten nationalökonomischen Axiomatik, verweigert sich vor allem der Lehre des Wirtschaftsliberalismus, wo dieser dogmatisch auftritt. So apostrophiert er den wirtschaftlichen Individualismus als ein amerikanisches Kleidungsstück, untauglich für Ägyptens besondere Verhältnisse.
Ganz gegenteilig Russegger; für ihn muß eine Regierung den Schutz des Eigentums garantieren. Auch Rüppell verdammt die Neuerungen als Reformismus, der, blind gegenüber den Gegebenheiten, vor allem in den Sudanprovinzen, das Wirtschaftsleben erstickt.
Wir sehen also, wie gleiche Beobachtungen zu gegenteiligen Schlußfolgerungen führen. Interpretierte Prokesch-Osten den Wirtschaftsdirigismus als einen im Kerne wohltätigen, väterlichen Realismus, so sehen Rüppell und Russegger einen wirklichkeitsfremden, gewalttätigen Despotismus. Vermutlich rühren die Differenzen auch aus grundlegenden Divergenzen über Rolle und Aufgabe des Staates innerhalb des Wirtschaftsprozesses.
Dies verdeutlicht besonders die Diskussion über die Industrialisierung Ägyptens. Pückler-Muskau hat mit sicherem historischem Instinkt die staatlich geförderten Industrialisierungsanstrengungen mit den Bemühungen des aufgeklärten Absolutismus verglichen. Er wehrt sich heftig gegen das Theorem einer autonomen

Prozessualität des wirtschaftlichen Lebens. Pückler-Muskau weiß, daß jede leichthin "organisch" genannte Bildung in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft des Anstoßes großer Individuen bedarf. Demgegenüber ist Russegger überzeugt, daß industrielle Unternehmungen gewissermaßen aus dem breiten Boden der Basis, aus dem "Volk" herauswachsen müßten. Der Staat habe allenfalls eine nachhelfende Funktion.
Wir sehen also, wie die uralte Streitfrage nach einem möglichen Prius der Gesellschaft gegenüber dem Staat, nach einer Verrechnung Staat-Gesellschaft neu aufgeworfen wird; wie nicht zuletzt die Rolle des Individuums im historischen Prozeß neu durchdacht wird. Man gewinnt den Eindruck, daß gerade das Auftreten prägender Persönlichkeiten die gedankliche Auseinandersetzung um die Rolle von Kollektiv und Individuum außerordentlich verstärkt.
Unbeschadet der Grundeinstellung gegenüber Mohammed-Ali, ein Rest von Vorbehalten bleibt, Vorbehalte, die mir in gewisser Hinsicht als zeitlos und typisch erscheinen, gerade gegenüber Industrialisierungsansätzen sogenannter unterentwickelter Staaten. Das ist einmal die wohl zu allen Zeiten vorgebrachte Beobachtung der unsachgemäßen Behandlung und Wartung der Maschinen, da erscheint das schon archetypische Bild von Geräten, die in Hafenschuppen dahinrosten. Auch der Nutzeffekt einer industriellen Eigenproduktion wird sehr unterschieldich beurteilt. Prokesch-Osten glaubt an eine Milderung des Importzwanges, vor allem aus dem britischen Indien, erhofft also eine allmähliche wirtschaftspolitische Emanzipation. Russegger dagegen argwöhnt ein noch tieferes Hineinrutschen in die Abhängigkeit vom Ausland, da der Industrie drei Grundvoraussetzungen fehlen: Bedienungspersonal, Energieträger und Rohstoffe, vor allem Eisen.
Wir sehen, Russegger bezieht sich vor allem auf die metallurgische Schwerindustrie, Rüstungsmanufaktur. Russegger glaubt, daß für Ägypten allein eine industrielle Verarbeitung der Agrarprodukte gedeiblich sei. Deutlich erkennbar also, wie nun im Gegenschwung

Russegger jeglicher Doktrin einer Industrialisierung um jeden Preis entgegentritt. Auch die Güterproduktion bedarf "natürlicher" Voraussetzungen. Überhaupt ermangelt es all diesen Industrialisierungsansätzen der Zielstrebigkeit und Dauer; auch das wohl ein klassisches Urteil über nichteuropäische Entwicklungsanstrengungen.

3.5.3 Steuerpolitik

Ein überaus ernstes Kapitel ägyptischer Staatsgebarung bildet die Besteuerung. Selbst Prokesch-Osten beschönigt nicht das Drückende dieser vom Staat auferlegten Last. Es ist nicht das Problem der Besteuerung an sich, das debattiert wird, es sind vielmehr Ausmaß und Verwendungszweck, die zum Teil heftigst kritisiert werden. So beobachtet Russegger überaus scharf, daß ein Übermaß an Besteuerung den Erwerbstrieb des Menschen stranguliert, vor allem dann, wenn die Taxe nach der Anzahl der Produktionsmittel erhoben wird; nicht minder verhängnisvoll lastet der Mißstand, daß die Zollerhebung auf höchst archaische Manier an Spekulanten verpachtet wird.
Russegger hat überhaupt den Verdacht, daß die Steuerpolitik dahingehend angelegt ist, den Rest von Privatbesitz auf kaltem Wege zu beseitigen.
Viel entscheidender aber scheint mir ein anderer Problempunkt. So wie die Diskussion über den Staatsdirigismus letztlich das Problem Staat-Gesellschaft-Wirtschaft berührt, so weist der Streit um das Ausmaß der Steuerlast letztlich auf die Frage, welche Ziele sich ein Staatsorganismus stecken darf. Für Russegger ist es ausgemacht, daß die Abgaben deshalb zu hoch bemessen sind, da die außenpolitischen Prätentionen Mohammed-Alis die ökonomische Kraft Ägyptens und des Sudan übersteigen. Die Einverleibung solch disparater Länder wie Arabien, Syrien, Karaman und Kreta erfor-

dern eine überdimensionierte Kriegsmaschinerie: und diese zehrt alle Zuwächse auf. Prokesch-Osten, der die außenpolitische Verstrickung Ägyptens ebenfalls beklagt, hält diesen Mißstand immerhin für vorübergehend. Nicht so Russegger, der in der Herrschaft Mohammed-Alis drei Essenzen vermißt, die für das bürgerlich-aufgeklärte Staatsverständnis richtungsweisend sind: Verantwortungsbewußtsein, nationale Wohlfahrtspflege und Sorge um das "Glück" des Landes. Russegger glaubt, daß all die Früchte dieser wirtschaftlichen Manipulationen allein einer irrationalen Machtpolitik zugeleitet werden, daß die Substanz des Volkes einer dem Untertanen letztlich uneinsichtigen Staatsräson aufgeopfert wird. Pückler-Muskau erkennt diese Tendenz nicht minder, wertet sie aber entschieden günstiger. Er sieht in den militärischen Anstrengungen Ägyptens mitnichten überschüssiges, luxurierendes Imponiergehabe, interpretiert vielmehr diese Bemühungen als eine machtpolitische Neuzusammenfassung des Islam, der sonst dem Zugriff der Russen anheimfalle. Dieses Ziel rechtfertigt eine Anspannung aller Kräfte. Pückler-Muskau scheint also ein mehr machtorientiertes Staatsbild in sich zu tragen, scheint weniger fixiert zu sein auf Glück und Wohlfahrt des Volkes als vielmehr auf dessen Kraftentfaltung nach außen.

3.5.4 Preispolitik

Eingehend wird auch die Preispolitik Ägyptens analysiert. Wiewohl die ganze Wirtschaftsmaschinerie auf eine Maximalproduktion von Kapital abgestimmt ist, mangelt es gerade an ausreichenden Devisenvorräten. Prokesch-Osten erklärt diesen Notstand aus den mannigfaltigen Engagements des Paschas. Rüppell und Russegger erklären die Geldnot nicht zuletzt aus einer verfehlten Preispolitik des Staates. So werde grundsätzlich der Preis auf Industrieprodukte, meist in Staatsregie sehr unwirtschaftlich hergestellt,

außerordentlich hoch angesetzt, was den Handel und Konsum stranguliere. Gerade als wollte man diesen negativen Effekt noch verstärken, seien Beamtengehälter und Arbeitslöhne denkbar niedrig gehalten. Auch die Einkommen der Bodenpächter seien karg, da der Staat als Alleinaufkäufer der Baumwolle die Preise niedrig halte. Auch der Markterlös der übrigen landwirtschaftlichen Produkte werde künstlich auf kleiner Flamme gehalten. Eigentümlicherweise herrscht in dieser wichtigen Frage keine Einhelligkeit, denn Pückler-Muskau schreibt, daß Mohammed-Ali gerade den Preis für Agrarprodukte erhöht habe. Sollten hier etwa emotionelle Befangenheit die Fakten retuschiert haben? Oder wird hier indirekt ein Gefecht zwischen restaurativem Staatsautoritarismus und bürgerlichem Wirtschaftsliberalismus geführt?
Mancherlei Ausdrücke lassen in der Tat vermuten, daß auf ägyptischem Boden europäische Streitfragen ausgetragen wurden. Prokesch-Osten apostrophiert Widersprüche gegen Mohammed-Alis Wirtschaftführung als "Philanthropie", ein Ausdruck, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Vorliebe angeblich wirklichkeitsferne, liberal-doktrinäre Redensarten umschreiben sollte.

3.5.5 Kulturpolitik

So umstritten Mohammed-Ali als Organisator einer Staatswirtschaft erscheint, so begrüßt man ihn doch als Aufklärer und belebende Kraft in einer vornehmlich religiös-islamisch geprägten Umwelt. Selbst der so skeptische Russegger erkennt die Bedeutung seiner Tätigkeit inmitten "Indolenz", "Fanatismus", "Thorheit". Mohammed-Ali stemmt sich einer Masse von Vorurteilen entgegen. Pückler-Muskau und Prokesch-Osten weisen auf die Pionierarbeit,

die in dem Aufbau eines Fachschulwesens geleistet worden ist. Inwieweit diese Leistungen gegen den muslimischen Klerus und die Volksmeinung erzwungen worden sind, darüber geben die Autoren nur undeutlich Auskunft. Das mag mehrere Gründe haben. Zum einen ist der antiklerikale, vornehmlich antiislamische Affekt bei Russegger und Pückler-Muskau so stark, daß die ohne allen Zweifel recht rigide Kulturpolitik weder problematisiert noch nach möglichen innenpolitischen Verwicklungen abgefragt wird. Zum anderen könnte die politische Schwäche der Türkei, der Leitmacht des Islam, diese Religion und ihre sittlichen Prinzipien in eine Art geistiges Koma versetzt haben, das sie säkularisierenden Tendenzen gegenüber äußerlich schwach und apathisch gemacht hat. Wie ja im Gegenzuge die Bedeutung vieler islamischer Erdölförderstaaten diese seit Jahrhunderten geistig stagnierende Weltreligion auf eine höchst verblüffende und für den Europäer unbegreifliche Weise revitalisiert hat.
Daß die Aufklärungskampagne Mohammed-Alis das Faktum Islam freilich nicht gänzlich umgehen konnte, das muß der Leser sich indirekt erschließen; so etwa aus der Notiz Prokesch-Ostens, daß die Sektion von Leichen erst auf ein theologisches Gutachten, ein "fetwa",hin vorgenommen wurde. Auch das noch recht unabgeklärte Neben- und Gegeneinander zweier Rechtssysteme, dem des koranischen Gesetzkanons, der sogenannten "scheria", und des zivilrechtlichen "code napoléon", deuten auf ein mehr tastendes Vorgehen Mohammed-Alis.

3.5.6 Nationalitätenpolitik

Hatten die Reisenden für eine etwaige Sprengkraft des im Volke tief verwurzelten Islam noch kein Gespür, so ahnten sie doch ein Problem des 19. und 20. Jahrhunderts umso sicherer voraus: das Problem der Nationalität. Dies ist umso bemerkenswerter, als der Europäer der universalistischen Doktrin des Islam unbedenklich gefolgt ist und es ohne Arg gewohnt war, schlichtweg von "Muslims" zu reden, unbeschadet, ob da Araber, Turkmenen, Nubier, Türken, Belutschen oder Berber vor ihm standen, oder nicht minder großzügig Anhänger des Islam einer dem Europäer geläufigen Nation zuordnete, so wie man noch heute die zum Islam übergetretenen Serben, Kroaten und Bulgaren ohne Bedenken als "Türken" apostrophiert.
Diese visuelle Verschwommenheit, die alle nationellen Unterschiede in einer Religionszugehörigkeit oder einer Staatsnation aufgehen ließ, begann sich zunehmend zu klären; der islamische Einheitsstaat wurde allmählich in seiner völkischen Brüchigkeit erkannt. Prokesch-Osten vor allem weist auf das Heer, das die drei bestimmenden Volksgruppen Ägyptens, Araber, türkisch-tatarische Mameluken und Türken - in ihrer Mehrzahl Mingrelier und Tscherkessen aus dem Kaukasus - zu einem nationalen Ganzen zusammenschweißen soll. Daß freilich das arabische Element vorherrscht, belegt der Satz Prokesch-Ostens, daß mit diesem Heer Mohammed-Ali sein Schicksal in die Hände der Araber selbst gelegt habe. Diese höchst interessanten Beobachtungen belegen, daß zumindest Prokesch-Osten die Bedeutung des Nationalismus innerhalb des Islam erkannt hat, daß er weiters gerade auf Ägypten und den ihm zugeordneten Sudan als einer Keimzelle künftiger Regeneration des arabischen Elementes gewiesen hat. Die Rebellion des Arabi-Pascha von 1882, die Erhebung des Mahdi von 1888 und die antienglische Reformbewegung des Zaghlul-Pascha von 1923 bekräftigen die genannten Beobachtungen.

3.5.7 Außenpolitik

Unbestritten ist der Ruhm Mohammed-Alis als Reorganisator Ägyptens und Erschließer des Mittleren und Oberen Nilgebietes. Doch sehr früh hat man erkannt, daß die politisch-wirtschaftliche Neubelebung des gesamten Niltales sehr viel weiter zielte. Besonders Prokesch-Osten erhoffte sich eine Gesundung des gesamten osmanischen Machtbereichs, der letztlich auch der Interventions- und Infiltrationslust Rußlands einen Riegel vorschöbe. Deswegen hat der Österreicher der Expansion Ägyptens nach Syrien und Kleinasien lebhaft zugestimmt. Prokesch-Osten trifft sich hier mit Pückler-Muskau. Auch er erkennt, daß in das zerfallende Gefüge des Islam vor allem Rußland eindringe. Für den Leser der Gegenwart höchst interessant zu verfolgen, wie man schon um 1840 die strukturelle Instabilität islamischer Staaten insoweit als Bedrohung Europas erfaßt hat, als Rußland letztlich der Nutznießer dieser Schwäche sein könnte. Von Ägypten und dem Sudan erhoffte man sich also eine Eindämmung der "russischen Gefahr" im Mittleren Osten. Dafür waren zumindest Prokesch-Osten und Pückler-Muskau bereit, christlich-europäische Gefühle zurückzudrängen, sehr im Gegensatz zur europäischen Politik, die im philhellenistischen Kreuzzugsfieber und einem letztlich realitätsblinden Legitimismus dem "Rebellen" Mohammed-Ali und damit indirekt dem Islam unheilbare Schläge versetzt hat. So jedenfalls drückt es Pückler-Muskau aus, der Metternichs "Principien einer chevaleresken Legitimität" jedenfalls im Orient falsch angewendet sieht. Vielmehr, so Pückler-Muskau, sollte sich gerade das altersschwache Europa an dem Wirken des Nilherrschers ein Beispiel nehmen. Pückler-Muskau zählt auf, was ihm an Europa so erbärmlich dünkt, es sind dies Unentschlossenheit, kleinliche, erbärmliche Rücksichten und Mittelchen. Dergestalt, daß die Verdammungsrede zu einem indirekten Panegyrikus auf ein starkes, entschlossenes Führertum gerät. Pückler-Muskau wendet sich denn auch dezidiert

an den Deutschen Bund, dem er solch entschlossene Demonstration staatlicher Macht anrät, ja selbst eine deutsche Nationalflotte fordert. Dieser hochbedeutsame Verweis auf Macht, Seegeltung und entschlossenes Führertum, angeregt vom ägyptischen Beispiel, weist schon auf die imperialen Tendenzen von 1848, zeigt weiter, wie die Tendenzen zu autoritärer Staatsführung und entschlossener Machtpolitik nicht zuletzt auch von Ägypten her eingeströmt sind. Ich weise deshalb darauf hin, weil meiner Meinung nach die um 1928 und 1930 einsetzende Publizistik über den "Gazi", d.h. Führer, Kemal Atatürk eine indirekte Popularisierung des politischen Führerideals zumindest befördert hat. Auf die Breitenwirkung autoritären Staatsstiles, demonstriert von Mao-Tse-Tung, Ho-Tschi-Minh, Fidel Castro, bedarf es keinen Hinweises.

3.6 Das autochthone Afrikanertum

3.6.1 Völkerschaften am Oberen Nil

3.6.1.1 Gestalt, Physiognomie

Durchgängig günstig beurteilen die Reisenden den Körperhabitus des Negers. Ich vermeide den Begriff "Rasse", da dieser schon von den ersten Afrikaforschern problematisiert worden ist. Trotz aller Vorbehalte läßt sich Grundlegendes herausarbeiten. Pückler-Muskau preist die auffallende Gepflegtheit der Epidermis. Sein Enthusiasmus über den vitalen Glanz schwarzer Haut läßt eine bemerkenswerte Vorurteilslosigkeit erkennen.
Die fast durchgängige Nacktheit des Afrikaners wird nicht prüde kritisiert, eher schon als prägendes Erlebnis frühzeitlichen Menschentums gewürdigt; "adamitische Majestät" nennt es Schweinfurth. Freilich mangelt es auch nicht an Merkwürdigkeiten. So vermutet Heuglin zwischen den Zehen der nilotischen Sumpfvölker Andeutungen von Schwimmhäuten: ein Hinweis, wie nahe man den Afrikaner der Tierwelt zuordnete?
Das unbefangene Verhältnis des Afrikaners zu seinem Körper, respektive den erotischen Bereichen, ist früh vermerkt worden. Allen voran hat Pückler-Muskau die Betonung der erogenen Körperteile auf ein dem Sexuellen günstiges kulturelles Klima zurückgeführt. Pückler-Muskau auch ist es, der dieser so offen zur Schau getragenen Nacktheit das Prädikat der Grazie zuerkennt, einer Grazie zumal, die unverfälschter Natur entspringt. Deutlich erkennbar also, in welchem Maße man sich schon von Befangenheiten und Ängsten religiöser Art freigemacht hat, ja wie zumindest Pückler-Muskau der Nacktheit einen gewissermaßen natur-religiösen Hintergrund zugedacht hat.

Schwieriger steht es schon mit der Gesichtsbildung. Russegger entdeckt Wildheit, Stumpfheit; vor allem die Manipulationen an Kopfform und Zahnbild erinnern die Beobachter an tierische Formen. Schweinfurth, der sich mit allerlei Schädeltypologien befaßt hat, bevorzugt Schmalschädligkeit und geringe Prognathie. Diese Kriterien entscheiden für Schweinfurth, inwieweit ein solcherart untersuchter Negerkopf einer edleren oder geringeren "Rasse" zuzuordnen ist.
Auf welches habituelle Ideal da abgehoben wird, läßt sich nicht ermitteln. Ich vermute, daß auch hierbei die klassizistische Norm der Ebenmäßigkeit und plastischen Durchgeformtheit im Spiele ist; an ein Rasseideal denke ich weniger, da Schönheit eigentlich allen Völkern da zugebilligt wird, wo sie von den Reisenden tatsächlich angetroffen wird. So wird den Negern besondere Feinheit der Gelenke und Handform zuerkannt. Doch wie gesagt, Unterschiede werden gemacht, Rang- und Wertstufen sind vorhanden, von einer bedingungslosen Anerkenntnis jeglicher Gestaltung darf keine Rede sein.

3.6.1.2 Charakter und Sitte

Die Werturteile über Charakter und Sitte des Schwarzafrikaners müssen begreiflicherweise sehr vieltönig ausfallen. Dennoch lassen sich grundsätzliche Zielweisungen und Wertmaßstäbe herausarbeiten. Unausgesprochen steht im Hintergrund ein bürgerliches Seinsideal, das Familiarität umgreift, Arbeitsamkeit und ausgewogenes Temperament. Dazu treten staatsbürgerliche Gesinnung, nationale Solidarität und weltzugewandte Lebensenergie.
Von diesem Verhaltenspanorama heben sich ab einmal der beim Araber und Türken wahrgenommene Aristokratismus, zum anderen - im Falle des Negers - die vagen und dunklen Begriffe "Wildheit" und "Natürlichkeit".

Vor allem Russegger hat sich um die Bestimmung dieses Begriffspaares bemüht; so ist Wildheit im weitesten Sinne ein Verharren diesseits der Geschichtlichkeit, ein Leben ohne bewahrte Vergangenheit. Natürlichkeit begreift sich im wesentlichen als eine Sittlichkeit, die wohl die Grundwerte menschlichen Zusammenlebens anerkennt, freiliche diese Werte nicht institutionell verankert hat und sie auch nicht als zu verinnerlichendes Verhaltensgesetz für verbindlich erklärt hat. Deshalb können "Güte" und "Edelmut" jederzeit von der Leidenschaft, vom Affekt überflutet werden. Natürlichkeit versteht sich als ein im Augenblicklichen labil hin- und herschwankendes Gefühlsmenschentum. Weswegen eine auf harmonische Familiarität und Dauer angelegte Sexualmoral fehlt. Wie aber auch umgekehrt Festigkeit des Auftretens starken Eindruck auf den Neger macht und als Grundregel europäischen Verhaltens dem Afrikaner gegenüber anzuwenden ist.

Diesem Grundmuster lassen sich alle wesentlichen Urteile einordnen. Bezüglich des Fleißes und der Arbeitsamkeit schwanken die Urteile erheblich. Rüppell erblickt im nordsudanischen Volksleben eitel Faulheit, Russegger vermerkt immerhin, daß die Arbeit nicht als sittliche Grundforderung anerkannt ist, im Sinne des protestantisch-bürgerlichen Prinzips: "labor ipse voluptas". Schweinfurth hingegen weist dem Negertume einen beachtlichen Rang zu, was Industrialität und Hauskultur anlangt. Hochentwickelte Eisenindustrie, Ackerbestellung, Sorgfalt der Speisenzubereitung und Reinlichkeit der Hütten verraten einen bürgerlichen Trieb zur Daseinsveredelung, der dem islamischen Norden abgeht. Familiensinn und feste Ehemoral lobt Schweinfurth vor allem bei den minder kulturintensiven Völkerschaften, wie er auch dessen Fehlen entschieden rügt, so bei den technisch-organisatorisch hochentwickelten Monbuttu. Auch Natürlichkeit beinhaltet bei Schweinfurth weniger labile Stimmungsunterworfenheit, bedeutet vielmehr Verwurzelung in einer universell-natürlichen Moralität, die Keuschheit und Offenheit, Elternliebe zeitigt.

Elementare Naturhaftigkeit erspürt Schweinfurth vor allem in der Musik des Negers. Rätselhaft und rational undurchdringbar bleibt der praktizierte Kannibalismus.

3.6.1.3 Staatliches Leben und soziale Einrichtungen

Sosehr Charakter und Sitte an einer bestimmten Wertordnung gemessen werden - einer Wertordnung europäisch-bürgerlicher Artung - so schwierig ist es, den oft sehr präzisen Beschreibungen öffentlicher afrikanischer Einrichtungen eine ähnliche Kriterienordnung zuzuweisen.
Übereinstimmend wird von fast allen Autoren die Wohltätigkeit großräumiger, nationaler Staatsorganisation betont. Wo diese fehlt, sei es bei den aufgesplitterten Nuba oder in der von Schweinfurth apostrophierten Gemeindeanarchie der Bongos, wird dieser Mangel wegen seiner volk- und sprachzersplitternden Wirkung beklagt, als Verharren im politischen "Naturzustand" verdächtigt; ja man geht so weit, die angebliche "Ungeschichtlichkeit" afrikanischen Lebens einer nur rudimentär vorhandenen Großraumordnung zuzuschreiben. So argumentiert Schweinfurth, der auf die vegetative, mehr naturrhythmisch pulsierende Richtungslosigkeit des Bongolebens verweist, der das Überleben der Dinka zumindest problematisiert, da der rassischen und kulturellen Einheit dieses Volkes keine staatliche Überdachung entspricht; desgleichen Nachtigal, der ganz allgemein Afrika als den Kontinent der unscharfen staatlichen Umrisse bezeichnet. Deshalb der von Nachtigal angestimmte Preis des Islam, hat doch gerade diese Religion die Überwindung des dörflichen Regionalismus in der nördlichen Sudanzone begünstigt.
Wo freilich Elemente staatlicher Ordnung angetroffen werden, erkennt man diese als grundsätzlich monarchisch. Abgesehen von dem Einzelfall Munzinger läßt kein Autor so recht erkennen, wie er

die afrikanische Sonderform der Monarchie beurteilt; noch weniger, welchem Staatsideal er selbst nahesteht. Staatstheoretische Unruhe haben anscheinend weder einem Schweinfurth noch einem Nachtigal die Feder bewegt. Doch werden spezifische Eigenheiten sorgfältig festgehalten. So wertet Schweinfurth die Häuptlingsmonarchie der Schilluk, umgeben vom Senat der Ältesten, als die "vollkommenste Einrichtung" eines von "keinem Nachbarn beeinflußten Volkes". Doch dieser Sympathie sind Grenzen gesetzt; wo die rechtssprechende und vollziehende Gewalt des Königs in krasse Willkür ausartet, scheut sich Schweinfurth nicht, von afrikanischem Caesarenwahn zu sprechen.
Auch Nachtigal läßt einen Strahl konstitutionellen Denkens hervorblitzen, wenn er bedauert, daß das einstige institutionelle Fundament Bornus, die Ratsversammlung der Notablen, hinter dem Willen des Herrschers gänzlich zurückgetreten sei. Wo aber hamitisches Herrentum wirksam, lebensnah und menschlich auftritt, wird es fraglos anerkannt. Nachtigals detaillierte Beschreibung des Lamino von Kuka beweist das, dieses Adligen, der seine Macht und seinen Reichtum in den Dienst des Königreiches gestellt hat. Was das gesellschaftlich gegliederte Leben anlangt, so ist hier zu wiederholen, daß eine irgendgeartete Idealvorstellung fehlt. Dafür erlaubt man sich hie und da Mutmaßungen über Grundvoraussetzungen und Grundmuster sozial geordneten Lebens. So bilden nach Schweinfurth Ackerbau, Viehzucht und Jagd die stofflichen Grundlagen menschlicher Gesellschaftsbildung. Eine ertragreiche Landbewirtschaftung setzt wiederum eine geeignete Umwelt voraus. Ökonomie und der daraus abgeschöpfte Reichtum wiederum prägen aufs entschiedenste das gesellschaftliche Leben. Schweinfurth betont ausdrücklich die Bedeutung des Besitztriebes, dessen mehr oder minder erfolgreiche Befriedigung über den sozialen Rang entscheidet. Es ist bemerkenswert, daß Schweinfurth keinerlei Elemente einer Gemeinnutznießung von Gütern entdeckt hat und deren

Fehlen auch mit keinem Worte beklagt. Wie er auch von einer hypothetischen Gütergemeinschaft frühzeitlicher Gesellschaften nichts verlauten läßt.
Wie das wirtschaftliche Treiben eine teilende und sondernde Kraft ausübt, genauso waltet über dem Leben der Geschlechter das Gesetz der Trennung und Unterscheidung. Einmütig betonen alle Autoren das Prinzip der Arbeitstrennung, die dem Weibe die Ackerbestellung zuweist, dem Manne das Vorrecht der Jagd, des Krieges und des Müßiggangs beläßt. Bemerkenswert und der modernen Geschlechterproblematik nahe ist der Hinweis des Ägyptologen Lepsius auf die antike Gynäkokratie des Staates Meroe.
Dies durchgehende Prinzip der Differenzierung zerteilt - so Nachtigal - "in der höheren Civilisation" auch die Arbeit in mannigfaltige Einzelzweige. Die Arbeitsteilung ist schon damals problematisiert worden, das beweist die Notiz Nachtigals, der feststellen darf, daß im Königreich Bornu die technisch-handwerkliche Spezialisierung das ursprüngliche universelle Geschick nicht gänzlich hat vereinseitigen lassen.

3.6.1.4 Geistig-künstlerische Kultur, Religion

Ich habe im vorigen Kapitel festgestellt, welch entscheidende Rolle der Wirtschaft im sozialen Gefüge der Sudanvölker zugewiesen wurde, ich habe das durchgängig hervorgehobene Prinzip der Differenzierung von Stand, Geschlechterrolle und Handwerk herausgearbeitet. Was nun das Geistesleben Nordostafrikas anlangt, so hält es im ersten Augenblick schwer, derart eingängige Leitlinien festzustellen.
Vielschichtigkeit der Aspekte herrscht vor. Schweinfurth erörtert mit Vorzug, inwieweit man - unbeschadet aller lokalen Schattierungen - von einer afrikanischen Gesamtkultur sprechen darf.

Nicht minder bewegt ihn eine mögliche ursächliche Verknüpfung von natürlicher Umwelt und geistig-religiöser Gestaltungskraft. Des weiteren wird der Zusammenhang zwischen der altägyptischen Hochkultur und dem Sudan erörtert, nicht zuletzt in die Problematik dessen einmündend, was man heute unter einer heftig verfochtenen "Authentizität", Eigenursprünglichkeit schwarzafrikanischer Kultur versteht. Demgegenüber durchdenkt Nachtigal die Wirkmächtigkeit der eingedrungenen islamischen Religion im Leben der Sudanvölker. Solcher gelungenen Synthese aus Eigenem und Fremdem steht entgegen der negative Aspekt eines unorganischen, bruchhaften Hineingestoßenwerdens vom "Hordenleben" in den Stand des "Steuerzahlers".
Nun Genaueres zu den einzelnen Punkten. Wiewohl Schweinfurth immer wieder vor der völkischen und sprachlichen Zerrissenheit der Sudanzone erstaunt, so kann er doch nicht umhin, eine durchgehende Gleichförmigkeit schwarzafrikanischer Kultur festzustellen. Wie diese relative Einheitlichkeit zu erklären ist, inwieweit Gleichförmigkeit als Uniformität zu beklagen, bzw. als imposanter Kulturzusammenhang zu preisen, darüber freilich spricht sich Schweinfurth nicht näher aus. Auch die eigentümliche Tatsache, daß der kulturellen Einheit keine politische entspricht, verführt ihn zu keinen weitergehenden Spekulationen bezüglich der Frage, inwieweit Staat und Kultur überhaupt in Verrechnung zu setzen sind. Etwa in dem Sinne, daß die kulturelle Einheit politisch disparater Völker nicht der letzte Reflex eines schon lange untergegangenen Großreiches sein könnte.
Glaube und Religion wurzeln nach Schweinfurth in der natürlichen Umwelt des Volkes oder Stammes, er gebraucht den Ausdruck "Kinder des Bodens", wohl eine Metapher des Gedankens, daß der Glaube eines vorwissenschaftlichen Volkes wesentlich um die Naturerscheinungen kreist, sie magisch erhöht, vergeistigt und verpersönlicht.
Schweinfurth erkennt durchaus die Eigenwüchsigkeit afrikanischer Kultur, mag diese sich auch in schlichten Formen ausdrücken.

Ganz anders sein Vorgänger Rüppell, der der "Negerrace" jegliche zvilisatorische Kraft abspricht, ja so weit geht, die Kultur der nordsudanischen Provinz Dongola als eine nicht-afrikanische zu bezeichnen, sie von den Einflüssen einer fremden Rasse abzuleiten.
Schweinfurth, der die Schädel der Schilluk abgemessen hatte, stellt eine Identität mit der Schmalköpfigkeit der Altägypter fest, ermittelt aus diesen Untersuchungen den afrikanischen Ursprung der Nilkulturen. Auch der Ägyptologe Lepsius beantwortet indirekt diese Frage; so etwa, wenn er die Herrschaft von Frauen über das Sudanreich Sennaar allgemein als ein Charakteristikum der "Südländer" bezeichnet, wenn er die Gynäkokratie für die ägyptische Filialkultur des antiken Königreiches Meroe belegt findet.
Steht Schweinfurth mehr in der Reihe derer, die die kulturelle Eigenständigkeit des Sudan betonen, so vertritt Nachtigal mehr den Gesichtspunkt einer Sudankultur, die sich aus hamitischen und arabischen Elementen zusammensetzt. Im arabischen Ferment, im Islam, erkennt Nachtigal einerseits die staatsschöpferische, volksbildende Kraft einer universalistischen Religion, andererseits verschweigt er nicht die Gefahren, die eine formelhafte, bewegungslose Gedanken- und Vorschriftenmasse für das Leben der Gesellschaft beinhaltet. Schweinfurth läßt nur den negativen Aspekt gelten: der Islam zerstört die autochthone Zivilisation der Sudanvölker, weil seine räuberische Besteuerungspolitik - hier zeigt sich der materialistische Denkansatz Schweinfurths deutlich - den ökonomischen Überschuß abschöpft, der eine kulturelle Entwicklung erst ermöglicht.
Ein paar bedenkenswerte, weil grundsätzliche Gedanken über die afrikanische Kultur mögen noch aufgezeigt werden.
Sowohl Rüppell als auch Schweinfurth haben die bedeutende Rolle des Rohstoffes Eisen in Schwarzafrika hervorgehoben. Schweinfurth spricht verallgemeinernd von einem "Eisernen Zeitalter", in dem der Sudan stehe. Merkwürdigerweise dünkt ihm dieses Stadium ein

frühes, morgendliches zu sein - er spricht von einem Zeitalter, in dem das Eisen "noch" hohen Wert hat - völlig vergessend, wie sehr gerade die europäische Hochzivilisation mit Eisen und Stahl verstrebt ist. Oder mag er an die Eisenwährung Spartas gedacht haben?
Eine "Zivilisation höherer Artung" hat Schweinfurth in Afrika nicht entdeckt. Den Grund für die niedrige Kulturebene sucht er in der ethnischen Zerrissenheit und der politischen Strukturschwäche dieses Kontinentes. Er glaubt, im afrikanischen Leben einen Urzustand entdeckt zu haben, dem jegliche Zeitfolge mangelt,weil selbst ein Stück zeitloser Natur. Es ist nun höchst interessant zu verfolgen, wie Schweinfurth dieses Naturverhaftetsein afrikanischer Kultur aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen zu einem Mosaik organisch verwurzelten Lebens fügt.
So zeigt er am Beispiele der Dinka, wie die fast kultische Verehrung des Rinderbesitzes das geistige Leben eines Volkes prägt. Wie die Rinderhaltung den Wortschatz bereichert, das Kunstschaffen beeinflußt, wenn nicht gar geweckt hat. Schweinfurth leitet überhaupt Kunst und Ästhetik Afrikas aus der Natur ab. So glaubt er, aus dem elementaren Klangreichtum und der Rhythmik der Musik die Gewalt des Sturmes herauszuhören; er bewundert die Kraft der Wortschöpfung, wo es gilt, die Erscheinungen der Natur in Poesie zu kleiden, zeigt aber auch auf, wie im Gegenzug der Sinn für Transzendenz und Abstraktion gering ist.
Tracht und Zierat ahmen charakteristische Züge von Tieren nach: geschwänzte Lendenschürze oder spitz gefeilte Zähne. Schweinfurth vergißt auch nicht, den Glauben an eine Verwandlung des Menschen in Tiere zu erwähnen, notiert die göttliche Verehrung der Felsenpython. Es ist beeindruckend, mit welch einer Fülle Schweinfurth diese prähistorische Verbundenheit mit dem Tier dokumentiert hat. Auch hat sich der Gelehrte um eine kulturgeschichtliche Erklärung bemüht. So erwägt er für einen Augenblick mögliche Einflüsse indischer Rinderverehrung; es ist merkwürdig, daß Schweinfurth die Analogie nicht im alten Ägypten gesucht hat, wo der Kultus des

Apis-Stieres und die Anbetung der kuhhäuptigen Göttin Hathor manchen Wink geboten hätte. Aber der erdnahe, jeder weiträumigen Spekulation abholde Geist Schweinfurths glaubt letztlich die Wurzel in der massiven Besitzerfreude des herdenfrohen Dinkavolkes entdeckt zu haben.
Ein bemerkenswertes Stücklein Religionsphilosophie, bedeutet es doch nicht weniger, als daß der Mensch seinen Besitz zum Gott erhebt.
Wiewohl vor Schweinfurth sich eine urtümliche Geistes- und Kulturlandschaft ausbreitet, hält er sich mit abschätzigen Werturteilen zurück. Der gelehrte Botaniker vertritt eine naturalistische Kulturphilosophie, die den geistigen Werdegang eines Volkes ineinssetzt mit seinem physischen Reife- und Alterungsprozeß. Sodaß also ein Volk am Kulminationspunkt seiner Entwicklung zurücksinkt in die Vorstellungswelten seiner geistigen Anfänge. Und gerade hier mag für Schweinfurth das Faszinosum dieser geistigen Frühwelt gelegen haben, nämlich einen Blick in das Stadium zu erhaschen, in das der Europäer vielleicht nur zu bald wieder eintreten wird.
Die schon von Schweinfurth beobachtete reich entwickelte Industrialität bestätigt Frobenius. Dieser Begründer der deutschsprachigen Afrikanistik bekämpft die Tendenz, in den Ausformungen schwarzafrikanischer Kultur lediglich abgeschwächte Fortsetzungen asiatischer Impulse zu sehen; etwa Ägypten als Ableger mesopotamischer Zivilisationen zu betrachten oder in den Sudanstaaten lediglich das arabo-islamische Ferment anzuerkennen. Dem hält Frobenius das urafrikanische Handwerksgenie entgegen, das dem Rohmaterial Schimmer und Glanz abzugewinnen weiß, das Palmenfasern und Bananenblätter in raffinierte Textilien verwandelt, aus Elfenbein und Ebenholz stilvolles Bildwerk formt.
"Jeder Becher, jede Pfeife, jeder Löffel ein Kunstwerk, durchaus würdig, den Vergleich mit den Schöpfungen des romanischen Stiles in Europa auszuhalten."[1]

---

1 L. Frobenius, Kulturgeschichte Afrikas, S. 14

Den Geist afrikanischer Formgebung bestimmt Frobenius als streng und herb in der Linie, zweckmäßig in der Formgebung. Der Genius afrikanischen Menschentums atme Heiterkeit und Lebensfreude.[1]
Auch die nachfolgende Ethnologie verweigert sich dem Theorem einer einheitlichen afrikanischen Rasse, wie sie im 18. Jahrhundert Blumenbach im sogenannten äthiopischen Rassentypus erkannt haben will.
F.v. Luschan begreift Afrika als ethnisch uneinheitlich; er sondert aus der afrikanischen Bevölkerung vier Haupttypen: Buschmänner, Bantu, Hamiten und Sudanvölker.
Auf dem afrikanischen Kontinent hätten sich auch vor nicht eindeutig bestimmbaren Zeiten Kulturelemente gekreuzt, die sowohl aus Ägypten wie auch aus dem indo-pazifischen Raum stammten.
Zu der von Schweinfurth beobachteten Unrast afrikanischen Völkerlebens bemerkt der Anthropogeograph Friedrich Ratzel: Urgeschichte erscheine hauptsächlich als Wandergeschichte. Die nur fleckenweise und dünn gestreute Bevölkerung stehe gewaltigen, menschenleeren Räumen gegenüber; strebe sie nun aus ihrer Isolierung zwecks Handelsaustausches, so zwinge der zu überwindende leere Raum sie zu völkerwanderungsähnlichen Aufbrüchen und Märschen, wobei oft schwache Volksgruppen beiseite geschoben würden. Schwacher Halt am Boden kennzeichne alle niedrigen Kulturstufen.[2]
Das von Schweinfurth mit Vorsicht behandelte Geistesleben der schwarzafrikanischen Naturvölker hat sich auch späterem völkerkundlichen Zugriff nicht völlig erschlossen. Nach Leo Frobenius denke der Primitive begrifflich unscharf; auch wechselten seine Vorstellungen ständig. Bei diesbezüglichen Befragungen müsse der Völkerkundler stets gewärtig sein, daß man ihm zentrale geistige Elemente verschweige. Durchgängig fehle dem Europäer eine gesicherte Kenntnis der "Strucktur"[3] primitiver Weltanschauung.

---

1 L. Frobenius, a.a.O., S. 16

2 F. Ratzel, Nationalitäten und Rassen, in: Kleine Schriften, Bd. 2, S. 500

3 L. Frobenius, Die Weltanschauung der Naturvölker, S. 403

Die afrikanische Weltanschauung charakterisiert Frobenius als ein "unklares, flüssiges Gemenge der niederen Mythologie"[1], das vornehmlich um vergötterte Herrscher und Ahnen kreise.
Vielerlei Handlungsmuster primitiver Völker seien ein kaum zu entwirrendes Geflecht aus symbolisch-magischen Riten und rationalen Zwecken.
Zum Rätselphänomen Kannibalismus bemerkt Frobenius folgendes: Die Menschenfresserei teile sich in drei Stufen: auf der untersten Stufe verzehre man bestimmte Teile (Lenden, Nierenfett) des Körpers aus purer Genußfreude; auf der zweiten Stufe vertilge man den erlegten Kriegsgegner im Sinne eines absoluten Triumphes; auf der dritten Stufe verleibe man sich Reste gestorbener, hochverehrter Stammesgenossen ein, um mit deren leib-seelischen Vorzügen zu kommunizieren.
Den psychologischen Hintergrund für Stufe eins und zwei bilde ein völliges Fehlen jeglichen humanen Einheitsempfindens; der Bewohner des Nachbardorfes werde als beliebiges Jagdwild angesehen. Wie überhaupt eine animistische Kulturwelt zwischen Mensch und Tier nicht unterscheidet. Die Anthropophagie hochzivilisierter Völkerschaften, wie etwa die der von Schweinfurth beschriebenen Mangbettu, müsse man als eine amoralistische Exaltation ansehen; sie befalle mit Vorzug die Völkerschaften, die sich erstmals der enormen Machtstellung des Menschen innerhalb des Kosmos bewußt werden.
Die moderne Afrikanistik grenzt sich entschieden von der Ethnologie[2] ab, da deren Kriterium - Erforschung schriftloser Völker - auf das Afrika des 20. Jahrhunderts nicht mehr zutrifft.

---

1 L. Frobenius, a.a.O., S. 220
2 J. Maquet - H. Ganselmayer, Afrika, S. 13

Wie auch Schweinfurth ringt die gegenwärtige Forschung mit dem Problem, die unglaubliche Polyphonie von 850 verschiedenen Gesellschaftsformen einem möglichen gesamtafrikanischen Grundrhythmus unterzuordnen. Frobenius nannte diesen "das Afrikanische", L. S. Senghor begreift diesen in der "Negritude"[1].
Bedeutsam erscheint auch die Frage, inwiefern sich das spezifisch Afrikanische gegenüber dem nivellierenden Ansturm des Industrialismus behaupten kann. Die Übernahme westlicher Staatsform erscheint nicht unbedenklich; der dem republikanischen Gedanken innewohnende Geist der Parteiung könnte das noch ungefestigte Gesamtnationsgefühl der afrikanischen Staaten auflösen zugunsten der alten Stammesrivalitäten.

---

1 J. Maquet - H. Ganselmayer, a.a.O., S. 14

3.6.2 Eritreische und äthiopische Völkerschaften

3.6.2.1 Charakter und Sitte

Munzinger, der Gelehrte aus der Schweiz, ist mit einem starken Sinn für das Ursprüngliche begabt gewesen. Er hat ihm vor allem dort nachgespürt, wo eben dies Autochthone in Sitte und Wesen von fremden, eingedrungenen Mächten bedroht gewesen ist.
Das waren die Kleinvölker zwischen dem Roten Meer und dem mächtig aufragenden Hochland von Äthiopien, welches auch das Dach Afrikas genannt wird.
Den Bogos, den Beni Amer, Bazen und Barea hat Munzinger die Elemente ihrer Kultur abgelauscht, wohl ahnend, daß der ägyptisch-islamische Einfluß von Norden und der amharisch-christliche Zugriff von Süden ihm dazu nicht allzuviel Zeit lassen werde.
Doch ist es nicht allein das Interesse am Unvermischten, Selbstentsprossenen gewesen, das Munzinger die Zustände dieser Kleinvölker so eingehend hat untersuchen lassen, es war auch ein ihm ganz eigentümlicher Zug zum Begrenzten, Überschaubaren, fast drängt es mich zu sagen Kantonalen in Verfassung und Kultur.
Munzinger gleicht den vorangegangenen Autoren darin, daß er ein entschiedener Verfechter bürgerlicher Wertvorstellungen ist: Fleiß, Patriotismus, gefestetes Familienleben, Offenheit des Herzens sind die Tugenden, an denen er die äthiopischen Völkerschaften mißt.
Das Beobachtungsfeld unterscheidet sich freilich dahingehend, daß man - unbeschadet aller Eigenständigkeit - von einem "Naturzustand" dieser Völker nicht sprechen darf. Es sind Völker mit Vergangenheit, Munzinger stellt das ausdrücklich fest. "Wildheit", was immer das auch sein mag, wird man hier nicht suchen dürfen. Eher schon - Munzinger unterscheidet fein - "Verwilderung", "Barbarität",

die nicht aus den Quellen jugendlichen Ungestüms sprudelt, vielmehr Rest ist und abgestandener Satz einer ausgelebten Existenz. Grundzüge einer solchen zweiten Barbarität sind nach Munzinger Verleumdungssucht und alle Laster, die einer ausgeprägten Egozentrik entspringen, dazu ein störriges Eingekapseltsein im eigenen, meist sehr begrenzten Horizont. Durchgängig beklagt Munzinger im äthiopischen Afrikanertum eine Verschlossenheit dem Mitmenschen gegenüber, Abwehr fremder Eindrücke und Einflüsse, mangelndes Denken in längeren Zeiträumen. Dem entspricht ein unbeweglicher Traditionalismus des Denkens, eine kaltherzige Geschäftsmäßigkeit des Ehelebens, konventionelle, glatte Höflichkeit und ein starres Angriffsdenken, das den Krieg verherrlicht, für Munzinger bezeichnenderweise ein Merkmal "geistloser" Völker. Dem entspricht eine ausgeprägte Abneigung der Arbeit gegenüber.

3.6.2.2 Soziales Leben und Staat

Ein Element äthiopischen Menschentums hat Munzinger ganz besondere Aufmerksamkeit abgenötigt, nämlich das ausschließliche Denken in Familienzusammenhängen. Der Familie mißt dieser Schweizer im wörtlichsten Sinne grundlegende Bedeutung zu, grundlegend für den Aufbau eines Volkes, das nach Munzinger eine weitverzweigte Familie ist. Dem Familienverband alter Artung kommt politische Bedeutung zu, da dieser, vor dem Aufkommen der Monarchie, Schutz und Vollstrecker des Rechtes gewesen ist. Munzinger faßt zusammen: die Familie ist "Staat, Souverän, Gesetzgeber".
Man dürfte glauben, daß der schweizerische Republikaner diesem Leben in "organischen" Sippenverbänden vorbehaltlos zugestimmt habe. Sicher ist allenfalls, daß der Geschlechterverband einem Aufkommen der Monarchie widersteht, solange es geht. Das hält Munzinger ausdrücklich fest und vergißt auch nicht, die Sperr-

mechanismen aufzuzählen, die eine Tyrannis verhindern: Geschlechterkonkurrenz, Furcht vor der Intervention des Auslandes, Drohung mit Auswanderung, Rechtstraditionalismus.
Dieser von den rivalisierenden Geschlechtern zurückgestauchte Herrschaftsdrang über das Volksganze waltet aber nun umso schrankenloser innerhalb der Einzelfamilie in Gestalt der uneingeschränkten Vatergewalt. Munzinger widerspricht dieser scharf, wo sie sich auf Leib und Leben minderjähriger Kinder erstreckt, Tötung und Verkauf eingeschlossen, und so das Menschenrecht auf Leben und Freiheit mißachtet.
Hier liegt auch der Punkt, wo Munzinger das Dazwischentreten staatlicher Macht gutheißt. Der ausgeprägte Paternalismus widerstrebt ihm auch in anderer Hinsicht. So weist die Vatergewalt dem Weibe eine rechtlose und untätige Stellung zu. Munzinger schätzt die Bedeutung der Frau hoch ein, deshalb dünkt ihm diese Abseitsstellung ungünstig. Ungleichheiten spürt der Gelehrte mit Scharfblick nach; so bevorzugt der Vaterstolz den erstgeborenen Erben außerordentlich, auch die Rechtsprechung wägt erst nach genauem Ansehen der Standesperson. Die harte Ahndung unerlaubten Beischlafs leitet Munzinger ausdrücklich von einem eifersüchtig auf Familienrang bedachten "Adelsübermuth" ab.
Doch viel schwerer wiegt für ihn das Moment der politischen Zersetzung. Wohl erzwingt die Allgewalt der Familien ein strenges Gruppenbewußtsein, doch weitet dieses sich nicht auf stammverwandte Verbände aus, kehrt diesen vielmehr isolationistisch den Rücken. Munzinger sieht hier Gefahren für den Erhalt einer "Nation", sagt bei solch mangelndem Gemeinsinn baldigen Absturz in politische Abhängigkeit voraus.
All diese Beobachtungen müssen von einem antiaristokratischen Antrieb gelenkt worden sein. Der Monarchie und einem nationalen Großverband steht Munzinger neutral gegenüber, aristokratischem Sonderungsdenken aber gewährt sein demokratisches Gleichheitspathos kein Pardon.

Am Beispiel zweier isolierter Volksgruppen, der Kunama und Barea, entwirft Munzinger ein Idealbild dörflich-demokratischen Gemeinwesens: da herrscht Rechtsprechung ohne Ansehen des Standes oder der Klasse, Eigentumsstreitigkeiten werden selten zuungunsten Armer entschieden, da sowohl die Tatsache wie auch der Begriff des Eigentums im Gemeindeleben eine untergeordnete Rolle spielt. Wie überhaupt Munzinger dem Problem des Eigentums eine außerordentliche Wichtigkeit zuweist. So erzeugt nach seinen Beobachtungen kollektiv erwirtschafteter Besitz Verteilungskonflikte; ein scharf gefaßtes Eigentumsschutzgesetz, das im Streitfalle gegen eine ganze Familie angewandt wird, treibt nach Munzinger das freie Individuum entweder in die Unfreiheit oder in den Schutzverband eines Adligen. Wie umgekehrt die wirtschaftliche Autarkie des Einzelnen das Gemeindeleben entspannt, die Ballung der "ursprünglich freien" - Munzinger gebraucht diesen aufklärerischen Ausdruck wörtlich - Personen zu Sippenverbänden hemmt, die Notwendigkeit staatlicher Organisation allenfalls im Kriegsfall anerkennt. Diese konfliktarme Entspanntheit wirkt sich aus auf das Scheidungsrecht, das Munzinger ob seiner Freizügigkeit ausdrücklich lobt. Auch sind uneheliche Kinder in solch "offenen" Kleinfamilien kein Makel.

Der freie Mensch, jenseits von Standes- und Blutsdünkel, hat seine Heimat in der autonomen Kleinfamilie, die im Ackerbau ihr bescheidenes Auskommen findet. Es ist für Munzingers bürgerlich-demokratisches Selbstverständnis sehr aufschlußreich, daß er bei den benannten Kleinvölkern die Geschlechtertrennung bei der Feldarbeit nicht entdecken muß. Neben dem geringen Eigentum übt hier auch die Ackerbestellung insoweit einen demokratisierenden Einfluß aus, als sie Mann und Frau und jede Altersstufe in ein und demselben Bemühen vereint. Die besondere Stellung der Frau drückt sich im Erbrecht aus, das die Kinder der Schwester bevorzugt, also "matrilinearen" Gesetzen folgt.

"Justissima tellus" - fast möchte man Munzingers analytische Bemühungen um die wirtschaftlichen Bedingungen vollendeter Demo-

kratie eine Vision des Goldenen Zeitalters nennen. Doch der ökonomisch-gesellschaftliche Gesichtspunkt ist nach Munzinger wohl ein bedeutender, nicht aber der letztlich maßgebende. Neben dem Eigentum und Adelsstolz ist die seelische Triebkraft menschlichen Strebens der weitaus hartnäckigste Feind der Gleichheit. Weswegen nur Völker mit ausgesprochen statischer Gemütslage ursprüngliche demokratische Verhältnisse bewahren.

3.6.2.3 Kultus und Religion

Der Religion weist Munzinger einen bedeutsamen Platz zu im Seelenhaushalt eines Volkes. Wo sakrale Bindung fehlt, hat das Recht kein Fundament, und die dem Menschen eigene Kraft der Einsicht und Erkenntnis irrt ziellos. Bei den Kleinvölkern der Barea und Bogos glaubt Munzinger ein religiöses Vakuum festzustellen. Für den Schweizer Gelehrten ein grundsätzlich bedenkliches Phänomen, da die positive Religion ein wichtiges Bindemittel der auseinanderstrebenden Gesellschaftskräfte ist. Darüberhinaus saugt der religiöse Leerraum den Aberglauben an und - höchst paradox - den mit dem Christentum konkurrierenden Islam. Für Munzinger ist das aber kein Widersinn, da der Islam auf moralisch indifferente Völker besonders anziehend wirkt. Er führt dies auf die ethische Laxheit dieser seiner Meinung nach "äußerlichen und unmoralischen" Religion zurück. Schlägt Munzinger so die sittliche Kraft des Islam gering an, so erkennt er dieser mählich einströmenden Religion in einem Punkte humane Tendenz zu: der Islam erhöht die erbrechtliche Stellung der bisher so vernachlässigten Töchter, und er hemmt die sonst so schrankenlos waltende Ungerechtigkeit gegenüber Unfreien. Munzinger glaubt diesen Zug zur rechtlichen Gleichachtung der Gesellschaftsglieder und Geschlechter im Monotheismus begründet zu sehen. Er erkennt also der Hochreligion eine außerordentlich gesellschaftsbildende Kraft zu, im durchaus

günstigen Sinne einer rechtlichen Gleichstellung der Gesellschaftsglieder. Weswegen er auch die Hebung der so gesunkenen äthiopischen Religiosität für eine vordringliche europäische Kulturaufgabe erachtet.

3.6.2.4 Religiöses Leben

Das kirchliche Leben Äthiopiens leidet nach Munzinger an Mißständen, wie sie auch im Europa des Mittelalters aufgetreten sind; seine Kritik ist denn auch protestantisch-reformatorisch gerichtet: Sittenverderb der Mönche, Verfall der Theologie, Veräußerlichung der christlichen Botschaft in Formel und leerem Ritual. Munzinger hofft dennoch auf eine Hebung äthiopischer Religiosität; wir wissen ja, welchen gewichtigen Stellenwert er gerade der Religion im Staatsaufbau zuerkennt; sehr im Gegensatz zu A.E.Brehm, der es als vorrangige Aufgabe des Usurpators Theodorus ansieht, die Macht des äthiopischen "Pfaffentums" zu brechen.

3.6.2.5 Gesellschaft, staatliches Leben im Königreich Abessinien

Munzinger hat ein scharfes Auge für die Problematik zu tief greifender Sonderungen innerhalb des Gesellschaftsgefüges. Sein politisch-soziales Denken zielt auf Gleichheit. Doch widerstrebt ihm Gleichheit, wo diese nur als Gleichförmigkeit der Bevölkerungsmassen anzusprechen ist. Ständische Sonderungen, die einem lebhaft treibenden Berufsleben entsprießen, begrüßt Munzinger durchaus. Wo diese fehlen, spricht er abfällig von einem gestaltlosen "demokratischen Nivellismus". Genau dieser prägt nach seiner Meinung die Gesellschaft des äthiopischen Königreiches. Dieser Ni-

vellismus ist das Produkt einer in egoistische Einzelindividuen zerfallenen Menschenmasse, die nur mehr zwei Dinge begehrt: materielle Sicherheit und Ordnung. Munzinger bestimmt diesen Stand der äthiopischen Gesellschaft als den einer weit fortgeschrittenen Spät- und Verfallszeit. In einem fast an Oswald Spengler gemahnenden Analogismus apostrophiert er den Kulturstand Abessiniens als "merowingisch", die Staatsform als die des Soldatenkaisertums; was freilich nicht ganz stimmig ist, da die Merowingerzeit ein Frühstadium ist und das Soldatenkaisertum eine der Endphasen der römischen Geschichte bestimmt. Letztere Staatsform verspricht keine Dauer; zuviele Elemente fehlen, die nach Munzinger einem Staat erst pulsende Kraft verleihen, vor allem ermangelt es des Patriotismus, der nur in einem national geschlossenen, gleichartigen Reiche lebt. Die orientalische Staatsidee erweist sich nach den Beobachtungen Munzingers überhaupt als oberflächlich: so überschreitet wohl ein Eroberervolk den ihm von der Natur gesteckten Raum und unterwirft viele Völker, doch unterbleibt der für die Dauerhaftigkeit des Staates so entscheidende Prozeß der Homogenisierung von Recht, Sitte und Verfassung.

3.6.3 Arabisch-hamitische Übergangsvölker: Teda, Tubu, Borkubevölkerung

Nachtigals durchaus bürgerlicher Blick hat sich vor allem auf das Problem des Nomadismus gerichtet. Seiner Meinung nach haben sich die Wandervölker der Sudanzone nach zwei Richtungen hin ausgewirkt; einmal positiv, weil ihre wellenartigen Vorstöße nach dem Süden als staatenbildender Anstoß gewirkt haben, dann war ihre Wirkung auch negativ, indem ihr räuberischer Zugriff die seßhaften, fleißigen Ackerbauvölker nach Süden abgedrängt hat. Nicht unähnlich dem großen maurischen Historiker Ibn-Chaldun sieht Nachtigal im Gegensatz Nomade-Ackerbauer ein wesentliches Spannungselement sudanischer Geschichte. Er entwirft eine grobe Typologie dieser Existenzweisen: so beschränkt bei den Nomadenvölkern eine sehr selbstbewußte Volksversammlung die Häuptlingsmacht; demgegenüber ertragen die seßhaften, ackerbauenden, reinen Negervölker des Südens eine absolute Herrschaft der "Fürsten". Trotz der relativ freien politischen Verfassung schätzt Nachtigal den moralischen Wert der nomadisierenden Teda gering ein. So habe, sehr im Gegensatz zu romantischer Spekulation, das karge, dürftige Leben mehr ihren Egoismus ausgebildet als den Sinn für Edelmut. Nachtigal ist ja nicht der einzige Reisende, der gerade "uncivilisirten" Völkern mangelnden Sinn für Recht, Ordnung und Gesetz nachsagt. Ähnlich Munzinger erblickt Nachtigal in dem ausgeprägten Individualismus des Nomaden die Gefahr anarchischen Stammeszerfalls. An den Volksversammlungen rügt er die inhaltliche Substanzlosigkeit, er argwöhnt, daß die republikanische Verfassung mehr als Schaubühne rednerischer Eitelkeit und argumentatorischen Kunstturnens fungiert, als daß sie dem Gemeinwohl dient und den Volkswillen ausdrückt. Nachtigal vermißt allgemein verantwortlichen Ernst, soziale Disziplin, Mitgefühl und Ehrlichkeit.

Die außerordentliche Hingabe an die islamische Religion soll einmal den Mangel eigener historischer Überlieferung überdecken, zum anderen wertet Nachtigal religiöse Inbrunst als schlichten Bildungsmangel.

3.7 Die Tierwelt Nordostafrikas

Afrika ist der klassische Kontinent des Tieres. Kein Wunder, daß Bemerkungen über die Fauna einen breiten Raum einnehmen. Es ist nicht leicht, Grundlegendes und Gemeinsames herauszuarbeiten. Doch dürfen zwei Generaleindrücke festgestellt werden: überbordende Fülle und Ahnung des Schwindens.
Der Rückzug der Großtierwelt fällt schon früh ins Auge. Prokesch-Osten verzeichnet das Verschwinden des Flußpferdes in Oberägypten, Rüppell verweist auf die kümmerliche Jagdstrecke in der nordsudanischen Provinz Dongola - ganze neun Flußpferde in zwei Jahren. Die Vernichtungsfeldzüge werden ohne Widerspruch hingenommen, unausweichliche Folge konkurrierender Bedürfnisse von Mensch und Tier. Erst Schweinfurth setzt zu diesem Problem andere Akzente. Zuallererst erkennt er in der Süddrift der Nilfauna einen Vorgang, der schon vor Jahrtausenden begonnen haben muß. Bereits der pharaonische Kulturmensch hat Krokodil, Ibis, Nilpferd allmählich nach dem Mittellauf abgedrängt.
Die von Schweinfurth ausdrücklich verdammte Gier nach Elfenbein treibt jetzt den Elefanten immer weiter nach Süden, nach den damals noch vermuteten Quellgebieten des Nil. Es ist bemerkenswert, mit welcher Entschiedenheit Schweinfurth die Erhaltung des Afrikanischen Elefanten verficht, wenn auch Nutzerwägungen im Vordergrund stehen. Doch mögen diese die innere Betroffenheit Schweinfurths nur bemänteln, denn für den intelligenten Zahnträger empfindet er entschiedenes Bedauern und Mitgefühl. Sein Rettungsvorschlag sieht die Domestizierung des Elefanten vor, nach dem Beispiel der antiken Karthager.
Gustav Nachtigal, dem Leben in jeder Form zugetan, beklagt ebenfalls den Rückgang des Elefanten. In den Vernichtungsfeldzügen des Menschen erahnt er einen elementaren Zerstörungswillen, ja "Mordlust", wovon vornehmlich der "zivilisierte Mensch" besessen ist.

Ähnlich Schweinfurth, der im unberührten Nordostafrika einen letzten, unaufgebrochenen Thesaurus faunischer Urformen erblickt, genauso erkennt Nachtigal in der Tierwelt des Sudan ein letztes Abbild "früherer Schöpfungsperioden".
Nach dem Verweis auf nahendes Ende die Evokation noch zu schauenden Reichtums. Vor allem Schweinfurth gelingt es wie keinem anderen, den Zauber der Fülle auszubreiten. Vornehmlich die Uferzonen des Nil bersten vor Leben und dessen organischen Resten: Federn, Knochen,Eierschalen. Die ganze elementare Lebensgewalt des Nils offenbart sich im überdimensionalen Gehäuse einer Flußschnecke. Die Agame, eine buntgefärbte Echsenart, überdeckt gleich zu Tausenden die Palisaden einer Seribah.
Auch Nachtigals Zahlensinn versagt vor den Massenansammlungen der Mendesantilope bei Agadem. Nicht zuletzt bietet sich die Vogelwelt in verschwenderischer Fülle. Heuglin bewundert die "brausenden Vogelheere" am äthiopischen Tanasee, Schweinfurth weidet sich an den Enten- und Gänsegeschwadern des Nilufers. Vorrangiges Interesse finden auch Jagdmethode und Verwertung. Übereinstimmend bestaunen die Spezialisten Heuglin und Harnier die Bleiverträglichkeit afrikanischen Wildes, vor allem Krokodil, Büffel und Elefant bedürfen großer Quantitäten Stahls.
Obwohl das Großwild sich sichtbar nach Süden zurückzieht, werden einzig von Schweinfurth Schutzmaßnahmen erwogen, und auch da nur auf den Elefanten bezogen. Ansonsten wird das Schwinden des Wildes mehr oder weniger kommentarlos hingenommen. Neben Vermerken zur Plazierung des tödlichen Schusses, Hinweisen für die Nachsuche und Konservierung des erlegten Wildes werden auch lokale Jagdarten beschrieben; vornehmlich solche, die auf Schußwaffen verzichten. So schildert Rüppell das Harpunieren von Flußpferden im nördlichen Sudan; Pückler-Muskau weiß zu berichten, wie im Königreich Sennaar die Löwen regelrecht zu Tode gehetzt werden, desgleichen man auch im Sultanat Wadai beim Nashorn tut. Das Angehen des Elefanten mit dem bloßen Schwerte schildert Rüppell als Spezialität der Baggara-Araber.

Es werden mancherlei Verwertungsarten festgehalten, doch läßt sich nirgendwo herauslesen, daß die Wildnutzung irgendwo einen volkswirtschaftlich bedeutsamen Posten einnimmt. Ausgenommen selbstverständlich der Sonderfall Elfenbein. Eine Ausnahme bildet die Sahara, wo die Haut der Säbelantilope und das Fleisch der Mendesantilope intensiv genutzt werden. Heuglin erwähnt die vielseitige Verwertung des Kaffernbüffels in Äthiopien. Selbstverständlich wird die Verarbeitung der Flußpferdhaut als Peitsche genannt.
Es ist bezeichnend, daß der Gedanke möglicher Domestikation dieser optimal angepaßten Tierarten nur von Schweinfurth aufgeworfen wird, der den Elefanten als Transportmittel gebraucht wissen will, mithin die Überlegenheit der einheimischen Tierrassen über die eingeführten Haustierrassen anerkennt.
Auch der Gedanke einer geregelten Wildnutzung taucht nirgendwo auf.
Zusammenhänge zwischen Tierwelt und Umwelt sind ansatzweise erfaßt. Am durchschlagendsten beim Elefanten, dessen Waldverwüstungen sowohl von Russegger wie von Heuglin vermerkt worden sind. Die oft beobachteten Massenansammlungen von Antilopen vertragen sich nach Schweinfurth einmal nicht mit dem Menschen und seiner kultivatorischen Tätigkeit, zum anderen ist ausreichender Wildstand Bedingung einer Raubtierfauna, die freilich niemals diese Zahlenfülle erreichen darf.
Die Beobachtungen zum Verhalten müssen notwendigerweise dürftig sein. Am gehaltvollsten sind die Notizen Harniers und Heuglins zur Lebensweise des Kaffernbüffels. Heuglin hat den bevorzugten Lebensraum genau erkundet - wichtig das für den Jäger - Harnier hat so etwas wie einen Tagesrhythmus des Wildrindes ermittelt.
Die charakterlichen Wertungen sind problematisch, da ausgesprochen von der Physiognomie her abgeleitet und anthropomorphistisch. Am reichhaltigsten geraten notwendigerweise die Ausführungen über das Aussehen. Bemerkenswert ist, daß man der äußeren Form mit allerlei kausalgenetischen Erklärungsansätzen beizukommen sucht.

Vornehmlich die Umwelt bedinge den äußeren Habitus, sei es, daß die Wüste einen hellfarbigen Sperling begünstige, sei es, daß das Hochland dunkle Farbvarietäten hervorbringe. Heuglin und Schweinfurth bekennen sich zum Analogiegesetz, welches besagt, daß gleiche Umweltbedingungen gleiche Körperformen ausprägen. Dennoch darf man die Natur nicht einseitig auf rationale Bauprinzipien festlegen; die Natur als Formenschöpferin steht über bloßer Funktionalität, sie gewährt der Laune und dem Nutzlosen Raum.
Heuglin vor allem bemüht sich, aus den Beobachtungen der Form erste zoogeographische Aufschlüsse zu erlangen. Den Kaffernbüffel und seine Formvarietäten hat er nach der Horngestalt in zwei Grundgruppen eingeteilt. Schweinfurth erwägt für einen Moment, ob die Variabilität der Fleckung beim Pantherfell eine Scheidung in mehrere Leopardenrassen zuließe, verwirft aber dann diesen Gedanken.
Grundsätzlich stehen über all diesen Beobachtungen die Postulate der generellen Veränderlichkeit der Arten und der Anpassung an die Umwelt. Ansonsten lassen sich die Reisenden von einem außerordentlichen Ästhetizismus leiten: Schönheit, Glanz, Formenfülle und Klangreichtum werden begeistert wahrgenommen, ohne von den Fragen der Tierpsychologie und Sexualität, Territorialismus usw. belastet zu sein.

3.8. Das Erlebnis der unberührten Natur

3.8.1 Wüste

Die Wüste Nordostafrikas ist nicht das Schreckliche schlechthin. Prokesch-Osten entdeckt in der Wüste wohl einen "menschenfeindlichen Trotz", erkennt ihr damit zugleich so etwas wie eine personale Kraft zu. Zugleich bedarf es eines empfänglich gestimmten Geistes, eines Geistes zumal, der sich an klassischen Landschaftsbildern geschult hat: Kyllene,Hymettos und die "Fluren Asiens". Eigentümlich, wie hierbei gelehrt-humanistische Erinnerung bemüht ist, das neue Elementarerlebnis nordostafrikanischer Wüste zu verarbeiten; wobei es unentschieden bleiben muß, ob die Reminiszenzen als Kontrast- oder Vergleichsbilder gedacht sind.

3.8.2 Flußlandschaften

Der Anblick des Stromes Nil faszinierte die frühen Reisenden gerade dort, wo das gemächliche Fließen jäh von Katarakten oder "Schellals" unterbrochen wird, wo Dynamik, Bewegung die Elementarkraft Wasser erst sichtbar macht. So besonders Russegger, der die tobende Kraft des "Urstromes" preist,gerade weil sie nichts von der domestizierend "künstelnden" Tätigkeit des Menschen weiß; eindeutiges Bekenntnis für die vom Menschen nicht unterjochte Natur. Charakteristisch die Vergleiche, die gerade Russegger heranzieht: da ist die schon klassische Rheinszenerie bei Köln, (die um 1827 wohl noch um einiges urwüchsiger gewesen sein dürfte!) Paradebeispiel einer stets zitierbaren Kulturlandschaft; sehr viel ungewöhnlicher und aktueller aber der Verweis auf die Schwellen des Orinoko; ein Strom, von Humboldts Beschreibungs-

kunst zum Archetyp ungebändigter Wasserkraft stilisiert. Zwiespältiger schon gerät der Eindruck des ungehemmt dahinströmenden Flußriesen, vor allem im Tief- und Flachland, wo kontrastierende Berg- und Waldbegrenzungen fehlen. Dem Mitteleuropäer gebricht es auch an heimischen Vergleichsbildern, und so flüchtet er sich bald in Indignation, wie Pückler-Muskau, der die gräßliche Monotonie beklagt dieses "einförmigsten Flusses". Nur die naturbegeisterte Vorurteilslosigkeit eines Schweinfurth entdeckt gerade in der Entgrenztheit der Szenerie den charakteristischen Stilzug der Nillandschaft, eigentümlich korrespondierend mit der Unendlichkeit des Uferlandes, über das sich in der Regenzeit die übergetretenen Wassermassen ergießen. Dennoch bevorzugt auch Schweinfurth die Flußlandschaft, wo sie überschaubar in die Architektonik einer abwechslungsreichen Landschaft eingefügt ist.

Sehr viel entschiedenere Einstimmigkeit aber herrscht dort, wo über das erste Eindringen in diese urwüchsige Uferwelt berichtet wird. So berückend sich die vom Menschen unangetastete Flußwildnis dem Auge darbietet, so zäh widersetzt sie sich seinem Eindringen. Vorzüglich Harnier ist es, der diesen dornigen und stachelbewehrten Aspekt ungezähmter Natur unterstreicht. Auch die Sumpfwildnis der Uferregion erschlägt in ihrer maßlosen Einförmigkeit den Betrachter. Nirgendwo wird deutlicher, wie sehr das Auge der Reisenden auf Abwechslung gestimmt ist. Deswegen auch das befreite Aufatmen, wenn die Papyrusstaude visuelle Akzente setzt. Diese Pflanze ist ja mehr als eine beliebige Wasserstaude, sie symbolisiert vielmehr ägyptisch-afrikanische Kulturwelt. Ein weiteres Zeichen, daß nackte Urnatur vom Menschen leichter bewältigt wird, wenn ein Element von Archtitektonik und Form die wuchernde Ursubstanz auflichtet, ihr "malerische" Kontur verleiht.

3.8.3 Savanne, Wald

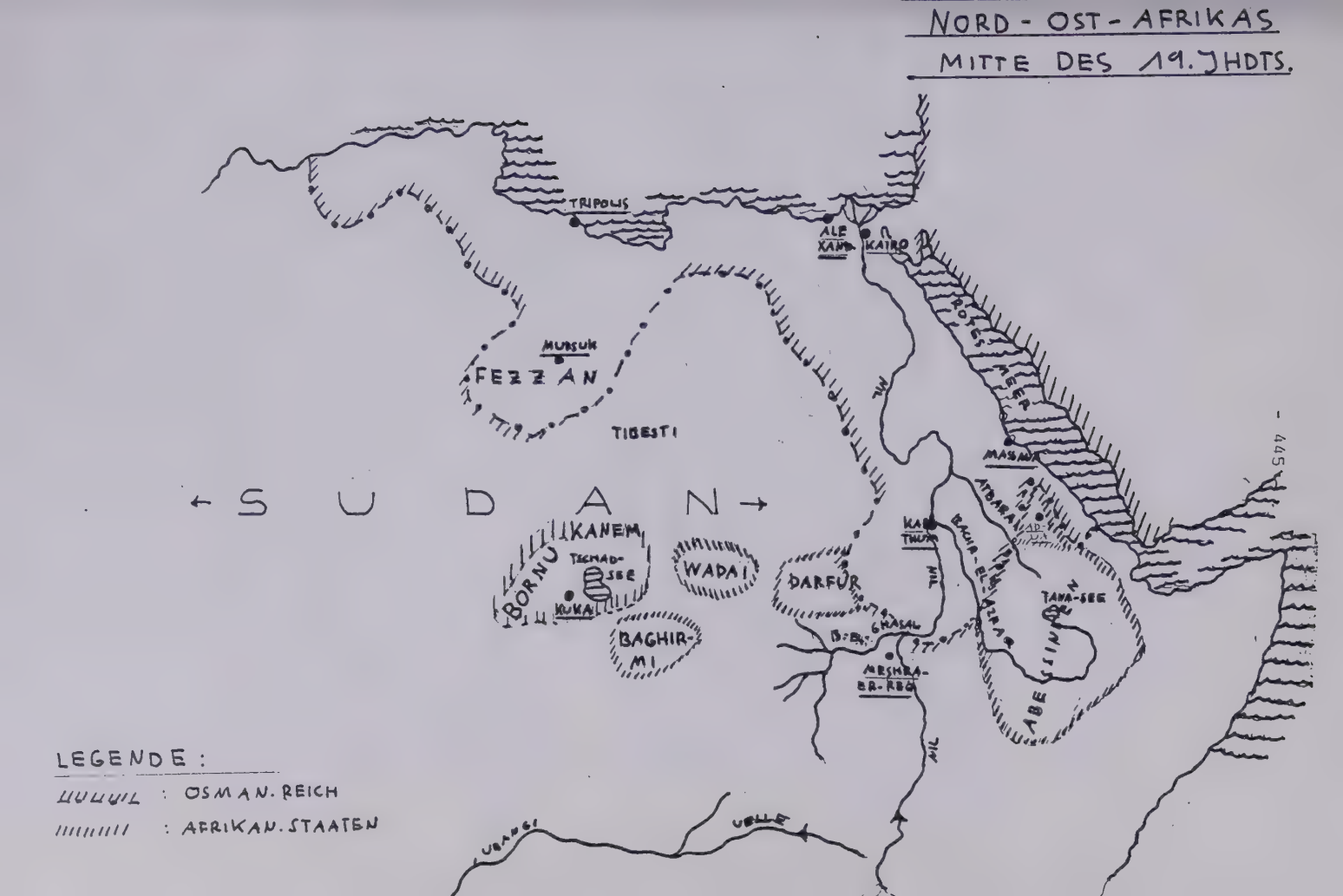
Es ist charakteristisch für das sensibilisierte Naturempfinden des frühen 19. Jahrhunderts, wie eindringlich der Aspekt der Zerstörung wahrgenommen wird. So Rüppell, der die verwüsteten Baumbestände um El-Obeid mustert, oder auch Russegger, der am Dinder das Zerstörungswerk der Elefanten beobachtet.
Umso größer das Entzücken, wenn noch unangetastete Refugien des Waldes angetroffen werden. Gelehrte Reminiszenz auch hier: Coopers Preis der jungfräulichen amerikanischen Wildnis darf in den Hallen der Nilwälder zitiert werden.
Pückler-Muskau wandelt auf naturreligiösen, rousseauschen Pfaden, wenn er in dieser "idealen Wildniß" aus Dornbüschen und "Geschling" die wahre Heimat des Menschenherzens entdeckt. Schweinfurth bemüht Erinnerungen an "Robinson" und Longfellow. Besonders subtil gerät die Beschreibung, wenn Wald und Savanne dynamisch bewegt erscheinen. Sei es, daß der äthiopische Bergwald durch den spiegelnden Reflex des allgegenwärtigen Wassers erfahren wird, sei es,daß der Urwald die Dynamik von Entstehung und Zerfall besonders augenfällig demonstriert. Harnier sucht die Waldufer besonders gern nach heftigen Regengüssen auf, wenn Wasserlachen die dürre Baumwildnis beleben und bereichern. Schweinfurth ist fasziniert vom Spiel der Farben, die der Frühmorgen über die offene Baumsavanne ausgießt und sie aus ihrer sonst so monotonen Starre löst. Die parkartige Waldlandschaft der Nilländer verleiht dem Einzelbaum überragende Bedeutung. Russegger bewundert die Majestät der Deleb-Palmen, die massige Wucht der Elefantenbäume. Schweinfurth verleiht diesen solitären Riesen schon fast metaphysische Würde, sind sie ihm doch die einzigen Zeugen menschlicher Siedlung, gewissermaßen historisches Monument in einem Kontinent, der sich der geschichtlichen Tätigkeit des Menschen so erfolgreich widersetzt.

3.9 Naturverbundenes Menschenleben in Nordostafrika

Es ist eigentümlich, wie empfindlich das 19. Jahrhundert auf das allmähliche Eindringen des Industrialismus reagiert hat. Sonst wäre die Intensität gar nicht verständlich, mit der Ägypten und der Sudan als arkadisches Gegenbild empfunden worden ist. Vornehmlich vier Elemente drängten sich dem Beobachter auf: die innige Vermählung von menschlicher Kultur und natürlichem Lebenskreislauf, das Schauspiel eines Daseins, das sich allein auf die Pflege organischen Reichtums stützt, auf Ackerbestellung und Rinderzucht. Dem entsprechen die Geräte, einfach und elementar in ihrer Funktion - Krug, Amphore, Sichel und Schöpfrad: all das Werkzeuge, die mit den Substanzen Wasser, Getreide, Erde derart verschwistert sind, daß der industrielle Produktionscharakter völlig verschwindet. Wie überhaupt der nordostafrikanische Mensch in "organisch-natürlichen" Tätigkeiten mit Vorzug beobachtet wird, demgegenüber man Ansätzen mechanischer Beschäftigung mit Mißtrauen, Ablehnung, Verachtung begegnet.
Schweinfurth fasziniert die Eisenschmelzerei der Djur nicht zuletzt deshalb, weil die Gerätschaften derart naturwüchsig sind, daß an Industrie gar nicht zu denken ist, vielmehr die Eisenbearbeitung noch ganz in die intimen Zusammenhänge des Kleinhandwerks eingewoben ist.
Auch die Baukunst entzückt dort, wo sie nicht so sehr planend-rechnerische Symmetrie und Rechtwinkligkeit erkennen läßt, vielmehr gefällt die Architektur da, wo Naturform durchschimmert, etwa in der Rundform des Tokuls, in der naturwüchsigen Einfriedung der Rinderherden. Besonders deutlich scheinen diese Elemente in den liebevoll ausgemalten Nilszenerien durch, wo die Nähe zum Leben der Hirtennomaden zu den alttestamentlichen Bildern von Hüteknaben und wasserschöpfenden Mädchen leitet.

Fluß und Leben des Menschen in inniger Verschmelzung zu erleben, das kann fast nostalgische Rückerinnerung sein an Frühzeiten der Kulturen, die fast alle an Strömen ihre ersten Wurzeln geschlagen hatten.
Zwar ist nach Schweinfurth "die Frische der Wildniss" die einzige Heimat des Menschen, doch liegt an diesem selbst, wieviel Natur er in seine umhegten Bezirke einläßt. Der sudanische Mensch ragt hierbei bemerkenswert heraus. Gustav Nachtigal bewundert an der Hauptstadt von Bornu den Reichtum an Bäumen, die Residenz des Lamino wimmelt von Tieren und ihren organischen Resten; Schweinfurth fasziniert die Harmonie von Siedlung und Pflanzenkulturen bei den Monbuttus, sein Ausdruck "irdisches Paradies" darf hier im Vollsinne einer geglückten Synthese von Natur und menschlicher Anstrengung verstanden werden. Weshalb auch für Nachtigal Familienglück und Lebensgenuß allein auf dem Grunde friedlicher Pflege der Erde erwachsen. Doch wer aus den organischen Urtätigkeiten des Landbaues und Hirtenlebens ausbricht, verfällt dem Elend.
Verdichtungspunkte ausbeuterischer Betriebsamkeit sind die Seriben, Stapelorte für Elfenbein und Sklaven. Für Schweinfurth Kontrastpunkte apokalyptischer Niedertracht, nur wert, von der zermahlenden Urkraft afrikanischer Natur einst wieder vernichtet zu werden. Denn, das ist Schweinfurths eigentümliche Hoffnung, Afrika wehrt sich gegen den Menschen und seine zvilisatorische Gewalt, seinen Drang zum Überdauern in Stein, Schrift und Erinnerung. Regen, Termiten und wuchernde Vegetation sind stärker als die "Erbärmlichkeit" des Menschen. Nur wer sich dem Rhythmus der Natur angleicht, hat eine Chance - Schattenbaum und verwilderte Nutzpflanze werden noch nach Generationen von der kultivatorischen Anstrengung wahren Menschentums erzählen.

NORD-OST-AFRIKAS MITTE DES 19. JHDTS.



KARTENSKIZZE
AFRICA
ÜBERSICHT DES STANDPUNKTES
DEUTSCHEN EXPEDITIONEN
WADAI
am 20 Mai 1862

من السلطان كاسا

HAUS- HOF- U. STAATS- ARCHIV • WIEN •

قنصل هاسلين نخبروا في الخرطوم اخينا العزيز ان سالتم منا طيبين ونسل من طيبتكم
نعلمكم طيبين صاحب القنصل الرئيس فان سمعت بخبره انت نعلمك طبيب دحين ارسل
لي طيبتك وعافيتك ساعة ما يجيك الجواب لا تطول بعجلة كثير وقعد في حرابا
كثير الى ربنا مرقه منهم دحين انا جبت ليكم ان كان ربنا يوصل بالسلامه ومن قبل
ماهيته سنتين اعطيناه سته وتسعين ريال ان كان يحصل عليه عوج في
الدرب يكون معلومكم انا سلمته ماهيته دحين يا حبيبه افرح انا اخوف دار
الحبش كلها بقيت ملكي بقدرة الله تعالى لازم يا خينا ترسلوا لنا بارود بتاع طبنج
من البارود الطيب ويكون كتير وبالعجلة هذا غير سلطا

SCHREIBEN DES RAS KASA AN HEUGLIN,
ÖSTERR. KONSUL IN CHARTUM
DAS SIEGEL ZEIGT EINEN LÖWEN

HAUS-, H.- U. STAATS-ARCHIV WIEN

Von dem Sultan Kâsâ.

An den österreichischen Consul Hansal in Chartum, meinen lieben Bruder.

Wenn Ihr nach mir fraget, wir befinden uns wohl [illegible] Ich habe erfahren, daß der Consul Reitz gestorben ist. [illegible] gib mir Nachricht von deinem [illegible] und von deiner Gesundheit, sobald [illegible] ...... 2.) Kaschaumir ist in große Kriege verwickelt worden und [illegible] [illegible]

(L. S.)

1.) ~~[illegible]~~ [illegible]

2.) [illegible]

3.) Kaschaumir [illegible] ~~[illegible]~~

DIE OFFIZ. ÜBERSETZUNG DES SCHREIBENS

LITERATURVERZEICHNIS

I QUELLEN

1 Ungedruckte Quellen

1.1 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien

BERICHT des Generalconsulates zu Alexandrien, vom 5.12. 1850 No. II 31 an das k.k. Ministerium des Handels

SCHREIBEN des Baron v. Müller vom 16.12. 1850

ERLASS von Brucks vom 15.1. 1851

ENTWURF zur Antsinstruction von 1851

SCHREIBEN von Hubers vom 28.10. 1851

SCHREIBEN von Hubers vom 6.1. 1852

SCHREIBEN von Schaeffer, Genralconsulat in Alexandria, vom 3.11. 1852

SCHREIBEN des Sultans Kasa an Heuglin, undatiert

1.2 Cotta-Archiv im Schiller-Archiv Marbach

ALLGEMEINE ZEITUNG vom 22.2. 1861, Beilage zu No. 53

ALLGEMEINE ZEITUNG vom 8.5. 1865, Beilage, Vermischte Nachrichten

2 Gedruckte Quellen

BARTH, H. : Im Sattel durch Nord- und Zentralafrika; hrsg. v. R. Italiaander, Wiesbaden, 1967

BERICHT des Komitees zur "Deutschen Afrikaexpedition von 1861/62 zur Aufhellung der Schicksale Dr. Ed. Vogels und zur Vollendung seines Forschungswerkes; Gotha, o.J.

BREHM, A.E. : Reisen im Sudan, hrsg. v. H. Arndt, Tübingen, 1975

BRUGSCH, H. : Reiseberichte aus Ägypten; Leipzig, 1855

FENZL, E. : Bericht über die von Herrn Dr. Constantin Reitz, k.k. österr. Vice-Consul für Innerafrika, auf seiner Reise von Chartum nach Gondár in Abyssinien gesammelten geographisch-statistischen Notizen; = Denkschrift d.k. Akademie der Wissenschaften, math.-nat. Klasse, Bd. VIII; Wien, 1854

HARNIER, W. von : Reise am Oberen Nil; nach dessen hinterlassenen Tagebüchern; hrsg. von Adolf von Harnier; Darmstadt und Leipzig, 1866

HEUGLIN, Th. von : Reisen in Nordostafrika; Tagebuch einer Reise von Chartum in Abyssinien mit besonderer Rücksicht auf Zoologie und Geographie, unternommen in den Jahren 1852 bis 1853; Gotha, 1857

HEUGLIN, Th. von : Reise nach Abessinien, den Galla-Ländern, Ostsudan und Chartum; o.O., 1868

HEUGLIN, Th. von : Reise in das Gebiet des Weißen Nils und seiner westlichen Zuflüsse in den Jahren 1862 - 1864; Leipzig, 1869

HEUGLIN, Th. von : Schilderungen aus dem Gebiet der Beni Amer, nebst zoologischen Skizzen und einem Führer für Jagdreisende; o.O., 1877

KOTSCHY, Th. : Über Reisen und Sammlungen des Naturforschers in der asiatischen Türkei, in Persien und den Nilländern; IN: Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, Bd. III/Jahrgang 1862/63; Wien, 1864

LEPSIUS, R. : Briefe aus Ägypten, Aethiopien und der Halbinsel Sinai; Berlin, 1852

MUNZINGER, W. : Sitten und Recht der Bogos; Gotha, 1859

MUNZINGER, W. : Ostafrikanische Studien; o.O., 1864

NACHTIGAL, G. : Sahara und Sudan; Bd. I; Leipzig, 1879

NACHTIGAL, G. : Sahara und Sudan; Bd. II; Leipzig, 1881

NACHTIGAL, G. : Sahara und Sudan; Bd. III; Leipzig, 1889

PALLME, I. : Beschreibung von Kordofan; Stuttgart, 1843

PERTHES, J. (Hrsg.) : Deutsche Expedition in Ostafrika 1861 und 1862; Gotha, 1864

PROKESCH-OSTEN, A. von : Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien; Bd. I; Wien, 1829

PROKESCH-OSTEN, A. von : Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien; Bd. II; Wien, 1830

PROKESCH-OSTEN, A. von : Land zwischen den Katarakten des Nils; Wien, 1831

PÜCKLER-MUSKAU, H. von : Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. I; Stuttgart, 1844

PÜCKLER-MUSKAU, H. von : Aus Mehemed-Alis Reich, Be. II; Stuttgart, 1844

PÜCKLER-MUSKAU, H. von : Aus Mehemed-Alis Reich, Bd. III; Stuttgart, 1844

RÜPPELL, E. : Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien; Frankfurt/Main, 1829

RUSSEGGER, J. : Reisen in Europa, Asien und Afrika; mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841 von Joseph Russegger, k.k. österr. Bergrath etc.; Bd. I; Stuttgart, 1841

RUSSEGGER, J. : Reisen in Europa, Asien und Afrika; Bd. II/1; Stuttgart, 1843

RUSSEGGER, J. : Reisen in Europa, Asien und Afrika; Bd. II/2; Stuttgart, o.J.

RUSSEGGER, J. : Reisen in Europa, Asien und Afrika; Bd. II/3; Stuttgart, 1846/49

SCHWEINFURTH, G. : Im Herzen von Afrika, Bd. I; Leipzig, 1874

SCHWEINFURTH, G. : Im Herzen von Afrika, Bd. II; Leipzig, 1874

WERNE, F. : Expedition zur Entdeckung der Quellen des Weißen Nils; Berlin, 1848

II SEKUNDÄRLITERATUR

1 Ereignis- und Forschungsgeschichte

BANSE, E. : Unsere großen Afrikaner; Berlim, 1943[3]

BUCHTA, R. : Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft; Rückblick auf die letzten sechzig Jahre; Leipzig, 1888

BURCKHARDT, J. : Weltgeschichtliche Betrachtungen; hrsg. von Prof.Dr. R. Stadelmann; o.O.; o.J.

DOVSKI, L. van : Ein Leben für Afrika - das abenteuerliche Schicksal des Werner Munzinger Pascha; Zürich, 1954

ENDRES, F.C. : Die Türkei; München, 1916

FROBENIUS, L. : Die Weltanschauung der Naturvölker; Weimar, 1898

FROBENIUS, L. : Aus den Flegeljahren der Menschheit; Hannover, 1901

FROBENIUS, L. (Hrsg.) : Die Dämonen des Sudan; Jena, 1924

FROBENIUS, L. : Kulturgeschichte Afrikas; Zürich, 1933

GOLDZIHER, I. : Vorlesungen über den Islam; Heidelberg, 1925[2]

GRAF VON GOETZEN, A. : Deutsch-Ostafrika im Aufstand von 1905/06; Berlin, 1909

HASENCLEVER, A. : Geschichte Ägyptens im 19. Jahrhundert; Halle a. S., 1917

HASSERT, K. : Die Erforschung Afrikas; Leipzig, 1941

HEGEL, G.W.F. : Philosophie der Geschichte = Reclam UB Nr. 4881 - 85/85 a/b

HERZOG ZU MECKLENBURG,A.: Ins innerste Afrika; Leipzig, 1909

HEUGLIN, Th. von : Allg. Dt. Biographie; 1880/Bd. XII

JUNGBLUT, C. : Vierzig Jahre Afrika; Berlin, 1941

KIRCHNER, T. : Sperrfeuer um Nahost: Der Kampf um Ägypten und Vorderasien vom Mittelalter bis zur Gegenwart; Brünn, 1941

KI-ZERBO, J. : Die Geschichte Schwarzafrikas: Wuppertal, 1979

KONZELMANN, G. : Sie alle wollten Afrika; Stuttgart, 1979

LANGE, H. : Die deutsche Expedition zur Aufhellung der Schicksale Dr. Eduard Vogels und die Forschungen der Deutschen in Afrika in letzter Zeit; o.O., 1861

LANGHELD, W. : Zwanzig Jahre in deutschen Kolonien: Berlin, 1909

LETTOW-VORBECK, P. von : Meine Erinnerungen aus Ostafrika: Leipzig, 1920

LITTMANN, E. : Ein Jahrhundert Orientalistik; Wiesbaden, 1955

LUSCHAN, Fr. von : Völker, Rassen, Sprachen: Berlin, 1922

MEYER, P.C. : Erforschungsgeschichte und Staatenbildung im Sudan; = Petermanns Mitteilungen, 1897

MIQUEL, A. : Der Islam; München, 1970

MOOREHEAD, A. : Zwischen Gott und Mohammed: Hundert Jahre Weltgeschichte am Nil: Stuttgart, 1964

MUNZINGER, W. : Allg. Dt. Biographie, 1883/Bd. XXIII

NACHTIGAL, G. : Allg. Dt. Biographie, 1883/Bd. XXIII

PAULITSCHKE, Ph. : Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents; Wien, 1880

PAULITSCHKE, Ph. : Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnis; Freiburg, 1885

PETERS, C. : Wie Deutsch-Ostafrika entstand; Leipzig, 1912 = Voigtländers Quellenbücher No.37

PETERS, R. : Geschichte der Türken; Stuttgart, 1961 = Urban-Bücher Nr. 54

POMIANKOWSKI, J. von : Der Zusammenbruch des Ottomanischen Reiches; Graz, 1969

RICHELMANN, G. : Meine Erlebnisse in der Wissmann-Truppe; Magdeburg, 1892

RITTER, C. : Ein Blick in das Nilquelland; Berlin, 1844

RÖSNER, D. : Das Ringen um Afrika; Düsseldorf, 1979

SAMHABER, E. : Geschichte der Entdeckungsreisen; München, 1955

SCHAEDER, H.H. : Machmud II. und Mehemed-Ali; IN: Menschen, die Geschichte machten; Bd. III, S. 151-160; hrsg. v. P.R. Rohden und G. Ostrogorsky; Wien, 1931

SCHMIDT, R. : Aus kolonialer Frühe; Berlin, 1922

SCHRAMM, P.E. : Deutschland und Übersee; o.O., 1950

SCHWARZ, G. : Die Entwicklung der geographischen Wissenschaft seit dem 18. Jahrhundert; o.O., 1948

SMOLLA, G. : Epochen der menschlichen Frühzeit; Freiburg, 1967

SPENGLER, O. : Der Untergang des Abendlandes; München, 1969

VAMBÉRY, H. : Der Islam im 19. Jahrhundert; Leipzig, 1875

VAMBERY, H. : Sittenbilder aus dem Morgenlande; Berlin, 1876

WELLER, E. : Leben und Wirken August Petermanns; Leipzig, 1914

WILD, G. : Von Kairo nach Massaua; eine Erinnerung an W. Munzinger; Olten, 1879

ZIEGLER, A. : Die Expeditionen nach Innerafrika; IN: Geschichte dt. Nationalunternehmungen; Dresden, 1863

2 Spezialuntersuchungen

BITTERLI, U. : Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners; Zürich, 1970

BITTERLI, U. : Die "Wilden" und die "Zivilisierten"; Die europäisch-überseeische Begegnung; München, 1982

CURTIN, P.D. : The Image of Africa; 1780 - 1850 London, 1965

MAQUET, J./
GANSLMAYER, H. : Afrika, Die schwarzen Zivilisationen; Essen, 1975

SCHULTE, F.J. : Studien zur politischen Wissenschaftsgeschichte der deutschen Geographie im Zeitalter des Imperialismus; Phil. Diss. 1971, Münster

SCHULTE, F.J. : Geographische Forschung und Imperialismus; IN: Saeculum Bd. 24/1973

STEINS, M. : Das Bild d. Schwarzen in der europäischen Kolonialliteratur; Frankfurt/Main, 1972

TODT, H. : Die deutsche Begegnung mit Afrika; Frankfurt/Main, 1939)

LEBENSLAUF

Ich wurde am 14.6. 1948 in Obergünzburg/Allgäu geboren.
Meine Eltern sind Prof. Dr. Helmut Schmidt-Vogt und seine Ehefrau Hildegard, geb. Baumgärtner.
Ich bin evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.
Die Volksschule besuchte ich von 1954 - 1959 in Teisendorf/Obb.
Von 1959 - 1964 besuchte ich in Traunstein/Chiemgau das Humanistische Gymnasium. (Chiemgau-Gymnasium)
Das Abitur legte ich 1968 am Großherzog-Friedrich Gymnasium in Freiburg/Brsg. ab.
Meiner Wehrpflicht genügte ich an den Standorten Immendingen, Stetten a.k.M. und Bad Reichenhall. 1970 verließ ich die Bundeswehr als Gefreiter der 1. Gebirgsdivision (Geb.Jäg.Btl.231)
Von 1970 bis 1976 studierte ich die Fächer Germanistik und Geschichte an den Universitäten Freiburg, Wien, Bonn und Tübingen.
Das erste Staatsexamen legte ich an der Universität Tübingen ab. (1975 - 1976)
Das zweite Staatsexamen absolvierte ich 1978 am Studienseminar Ravensburg-Weingarten, nach einem 1 1/1 jährigen Referendarsaufenthalt am Wieland-Gymnasium Biberach/Riß und am Gymnasium Laupheim.
Seit 1978/79 unterrichte ich die Fächer Geschichte und Deutsch am Immanuel-Kant-Gymnasium in Tuttlingen.
Seit 1981 bin ich Studienrat und Beamter auf Lebenszeit.